Italien im Frühjahr 1861.

Von

Karl Grün.

München, 1861.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Inhalts-Anzeige.

Prospect.

Im Laufe dieses Jahres erscheint:

Italien im Frühjahr 1861.

Von

Karl Grün.

In fünf bis sechs Lieferungen à 5 Bogen.

Preis pro Lieferung in 8⁰. eleg. broschirt 40 kr. = 12 ngr.

Inhalts-Anzeige.

Von Berlin über Paris nach Turin.

Turin.

Die Eröffnung des italienischen Parlaments am 18. Februar. — Stadt und Volk. — Besuch bei Cavour und Rattazzi. — Graf Benso Camillo di Cavour, eine Biographie. — Porträt des Königs von Italien.

Mailand.

Genua.

Modena.

Pisa.

Ein Stillleben. (6. — 26. März.)

Florenz.

Rom.

Doppelfest. — Neue Kunststudien, ein politischer Mord. — Das Königspaar von Gaeta. — Rom, die ganze italienische Frage. — Das Bildniß des Kardinals. — Nach Neapel und zurück. — Zweite papistische Demonstration. — Ammericken Pitter in Trastevere. — Monsignore Liverani. — Pius IX., ein Lebensbild. — Die Zehntausend und das Ende.

Neapel.

Von Rom durch die Pontinischen Sümpfe nach Gaeta und Neapel. — Einfahrt von Norden. Mangel des monumentalen Charakters. — Göthe's ästhetische Weltanschauung. — Die Diebshöhle, allgemeiner Bettel, Platen's ästhetischer Bettlermantel. — Die Neapolitanische Malerei, Masaniello. — Politischer Charakter und Zustand. — Fehler der Turiner Doctrinäre. — Giuseppe Garibaldi, eine Charakteristik.

Zum Schlusse.

Ueberblick des Erlebten. — Horoskop. — Deutschlands Pflicht. — Resultat der Nationalbewegung. — Aufschwung zu höherem Standpunkt.

Dieses Werk ist die Frucht einer sechsmonatlichen Reise jenseit der Alpen. Es bringt lauter frische Eindrücke und spiegelt Begebenheiten wie Zustände Italiens von der Eröffnung des ersten Nationalparlamentes zu Turin bis zum Anfange der Neapolitanischen Wirren getreulich ab. Wesentlich den zeitgenössischen politischen Dingen gewidmet, geht es doch keineswegs gleichgültig an antiker und moderner Kunst vorüber, sucht vielmehr die

großen Erinnerungen auf plastische Weise in die modernen Schilderungen zu verweben. Obgleich der Idee der Freiheit und der nationalen Einheit warm zugethan, bewahrt es doch allenthalben das unabhängige Urtheil und besonders die Liebe zum eigenen Vaterlande.

München, im September 1861.

E. A. Fleischmann's Separatconto.

August Rohsold.

Von Berlin über Paris nach Turin.

Die zweite Preußische Kammer war in der Adreßdebatte begriffen, ein Grund mehr, jene altbekannten Räume, die noch immer ein sehr provisorisches Aussehen haben, wieder einmal zu besichtigen. Glücklicherweise von Oben herab, von der Tribüne. Der Hauptunterschied zwischen Einst und Jetzt schien mir der zu sein, daß Links Rechts und Rechts Links geworden war. Auf dem Präsidentenstuhle saß nicht mehr Herr v. Unruh — Mr. Restless, wie ich ihn einmal in einem Londoner Debating Club übersetzen hörte, — auch nicht der sanfte Diplomat Grabow, der wohlwollende Bürgermeister aus der Uckermark, sondern der Mann mit dem Eselskinnbacken, Simson, die wohlfeile Ausgabe des Herrn v. Gagern. Am Ministertische figurirten die Männer des ehemaligen Centrum: Graf Schwerin, gravitätisch lächelnd; Herr v. Patow, die finanzielle Besorgniß; Herr v. Auerswald, in sardonischer Hagerkeit an die Wand gelehnt; Herr v. Schleinitz, sich diplomatisch auf- und zuknöpfend. Herr v. Bernuth blickte respectvoll vor sich hin; Herr v. d. Heydt arbeitete öffentlich, und verrieth so sein ganzes Ministerium.

Im Hemicykel und in den Gängen patrouillirten die Landboten, alte Gesichter und junge, Kapitulanten und Rekruten, Erinnerungen und Neuerungen, Preußen und Polen. Ich sah Herrn v. Vincke wieder, er war ganz grau geworden, aber seine Augen rotirten noch immer wie

die der Minervischen Eule; seine Hand suchte noch immer die welthistorische Hosentasche, in welche er die Gegner von der Linken zu stecken pflegt. Der kleine Kaplan aus Jülich irrte wie ein Vagabund zwischen Katholiken und Unabhängigen umher. Ruhig auf seinem Platze saß Vater Waldeck, schneeweiß, mit dem bäuerlichen Pathos der rothen Erde im knochigen Antlitz. Peter Reichensperger trug noch immer seine wehmüthige Pfiffigkeit zur Schau, er vermittelaltert noch immer den Staat Friedrichs des Großen mit dem Ultramontanismus.

Zwischen den Masken der Alten und Neuen fiel mir die staatsmännische Physiognomie des Hrn. v. Carlowitz auf. Als Arabesken zierten das Bild etliche liebe bekannte Gesichter von Kammerzuaven und schweigsamen Polyglotten: so sah sich das Preußische Volkshaus von oben herab an.

Berichterstatter der Adreßcommission: der Holsteiner Beseler, sehr fließend, so fließend, daß in dem Fluß absolut nichts zu erkennen war als Wasser. Kein Gegenstand trat hervor, kein Felsstück that sich auf, um irgend ein erquickendes Aufschäumen zu bewerkstelligen, uns poetisch anzumuthen. Alles suaviter in modo, nichts fortiter in re.

Die Amendements regneten, italienische, deutsche, himmlische — Vincke, Stavenhagen, Prittwitz. Im Anfang war die Aufregung groß, der Eifer mächtig. Später wurde die Kammer matt und müde, das Polnische Amendement rückte heran und der Polnische Reichstag. Hr. v. Vincke behauptete, die Italienische Einheit fechte die Preußischen Interessen nicht an; er war wie immer gut redend, aber nicht beredt, disertus, nicht eloquens; er fertigte seine Gegner in pikantester Manier ab, ohne selbst etwas

anzufertigen; zuletzt setzte er seine Behauptung mit Hülfe des Liberum veto durch. Kam das Amendement Stavenhagen, die größere Einheit Deutschlands, das nothwendige Gegenstück zur Italienischen Einheit. Hier wurde die Kammer zum babylonischen Thurm, jeder Arbeiter redete eine andere Sprache.

Es wäre zu begreifen gewesen, daß man Italien aus dem Spiel gelassen hätte; denn es ist der deutschen Unart schon gar zu viel da gewesen, daß wir unsere Sympathieen überall in der Fremde herumtragen, ehe wir nur einmal an unsern heimischen Zustand und unser eigenes Interesse denken. Es wäre zu begreifen gewesen, daß man vorerst vor seiner Thüre gekehrt und die Zukunft Deutschlands auf den Plan gebracht hätte. Schlechterdings aber gar nicht zu begreifen ist, daß man den Italienern Muth zuspricht und den Deutschen nichts zu sagen weiß. Ein italienisches Amendement, in welcher Weise immer durchgebracht, verpflichtete zu einem deutschen, mochte das italienische eine Weisheit oder eine Thorheit sein. War es eine Weisheit, so mußte die Weisheit fortgesetzt werden, um nicht zur Thorheit zu werden. War es eine Thorheit, so mußte die Thorheit ihr Correctiv erhalten, um sich in Weisheit zu verwandeln. Ist das Prinzip der „Nationalitäten" eine staatsrechtliche Wahrheit, ein Axiom, welches keines Beweises mehr bedarf, so gilt es auch für Deutschland, und dann ist es Inconsequenz und Schwäche, dies nicht auszusprechen. Ist das Prinzip der „Nationalitäten," der Race, der Sprache, eine Oberflächlichkeit, mit der wir ins Chaos hineinrennen, so mußte dieser Oberflächlichkeit rasch die innere Reform föderativer Zustände entgegengesetzt werden, die etwas von der ab-

stracten Einheit himmelweit Verschiedenes ist. Die Unbegreiflichkeit erreichte ihren Höhenpunkt, nachdem Herr v. Schleinitz erklärt hatte, das Amendement Stavenhagen erscheine der Regierung nicht als „gefährlich", es sei ihr nur „unangenehm". Wenn eine Kammer nichts thun und beschließen will, als was der Regierung „angenehm" ist, so soll sie lieber zu Hause bleiben; denn die Regierung besorgt ihre „Annehmlichkeiten" ganz zuverläßig am Besten selbst, und besorgt sie obendrein weit billiger. Weßhalb stellte doch Hr. v. Vincke in der Italienischen Sache nicht die Frage de commodo et incommodo? Wir schwören darauf, die Italienische Einheit ist den Ministern mindestens so „unangenehm" wie die deutsche. Am Ende zog Hr. Stavenhagen seinen Vorschlag zurück, und die deutsche Einheit wanderte nach — Litauen. Jetzt sah ich noch in aller Eile die vierzehn Polen tumultuarisch begraben, und dann packte ich ein.

Am 18. Februar sollte in Turin die Eröffnung des italienischen Parlamentes stattfinden. In Paris tagten grade die beiden „Körper." Wie wäre es, dachte ich, wenn wir die drei Parlamente nach einander sähen und mit einander verglichen: die zweite Kammer am Dönhofsplatz, das Corps legislatif im Palais Bourbon und die erste Nationalvertretung des Vincke'schen Italiens? Gesagt, gethan. Ich nahm mir einen Paß zu Berlin, ließ das sardinische Visum darauf setzen und fuhr nach Belgien.

Es war am 14. Februar Abends 7 Uhr, als ich zu Brüssel den Nachtzug nach Paris bestieg. Meine Rechnung war richtig: am 15. des Morgens in Paris, einen Tag dort bleiben, das Motu proprio studiren, Abends mit der Südbahn abfahren, am 17. des Morgens in

Turin, 24 Stunden Zeit, um ein Billet zur Thronsitzung zu erlangen. Nur soll man bei keiner Rechnung den Wirth vergessen.

Seit 1848 hatte ich la belle France nicht wieder gesehen; damals fuhr ich am 28. Februar zu Lille über die Gränze; die Gendarmerie war verschwunden, sorglose Nationalgardisten spazierten um das Stationshaus herum, von Pässen war keine Rede. In Paris holperte meine Droschke zwischen Barrikaden durch und über lose Pflastersteine weg. „Französische Republik! Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft!" Rippenstöße, Straßentumult, Proletarier in Waffen zum Schutz des Eigenthums, Bänkelsänger mit Spottliedern auf Louis Philipp, die Tuilerien ein „Hospital für invalide Arbeiter", eine große wüste Bresche geschossen in das doctrinäre Gebäude der Juliwirthschaft, und über der Bresche die rothen Worte: „Eingang zum Schlaraffenlande!" So hatte ich Paris zuletzt gekannt.

Aber heute! Auf dem Bahnhofe zu Valenciennes die schweigsamste Polizei- und Douanenstrenge. Man wird wie von unsichtbaren Stricken durch die richtige Thüre in den richtigen Saal gezogen, zwischen den richtigen Bütteln hindurch, die einen finstern Blick in des Menschen Seele zu senken trachten. Neben den Zöllnern figuriren Zöllnerinnen, ein sicheres Zeichen, daß das reisende Publikum beiderlei Geschlechts bis auf die Haut durchsucht werden soll. Die Zöllner des Empire reden nicht, sie tasten nur, sie geben nicht die geringste Antwort auf gestellte Fragen. Fette, pausbackige Gendarmen stehen im Saale und an der Ausgangsthüre, stramm wie ein Stock, den Dreimaster auf dem Kopfe festgenagelt. Ein langer Polizei-

commissär durchstreift mit eingekniffenen Augen die angekommene Schaar und fordert pfiffig leise die Pässe.

Es war mir als ob ich tief im Eise des Nordpols stecke, ein halbes Dutzend Eisbären zu Häupten. Ich wußte, daß ich aus dieser Höhle nicht ungeschoren herauskommen würde. Der lange Pfiffige mustert meinen Paß, macht eine absprechende Miene, winkt mir, ihm zu folgen, und winkt zugleich einem Dreimaster. Die Mule-Jenny arbeitet nicht pünktlicher als die Polizei des Empire. Der Lange mit dem Paß voraus, der Dreimaster im Militärschritt hinterher, der Frevler in der Mitten. Wir gelangen in ein kleines Bureau, wo ich die überraschende Mittheilung erhielt, der Paß sei nicht in Ordnung, es fehle ein französisches Visa. Ich machte der „Autorität" bemerklich, daß ich gar nicht nach Frankreich wolle, sondern blos durch Frankreich reise, wozu mich ein preußischer Paß mit sardinischem Visum völlig autorisire. Der Lange revidirte die anderen Pässe, stempelte sie, gab halbe Antwort: „Nach Mons zurück, vom französischen Consul visiren lassen" — und ließ mich stehen und reden.

Der Lange ärgerte mich weniger als der dabei stehende Automat mit der wohlgenährten Brutalität im Gesichte; diesem Burschen war nicht umsonst gewinkt worden, er bildete meine Ehrenwache, er war Herr und Meister über meine Person. So ein offizielles Stück Fleisch, dachte ich, hält hier die Ordnung aufrecht und fühlt sich in der Substanz des Empire wie die Made im Käse. Aus Langerweile frug ich nach meinem Paß. Der Lange war absorbirt in Staatsgeschäften, der Dicke im Dreimaster sprach: *Il* demande *son* passe-port. Der ungehobeltste Büttel des weiland deutschen Zopf- und Gamaschenthums hätte

mich nicht rasender machen können. Unsere Sprache ist gar nicht dazu angethan, solche Grobheiten an den Mann zu bringen, sie ist von Natur derb, gradaus, ungenirt; aber auf Französisch wird die Rücksichtslosigkeit sofort zur Unverschämtheit; die Auslassung der Form und Formel erhält die Bedeutung einer Ohrfeige. So hat sich die Welt verdreht, die Deutschen machen jetzt mehr Worte, um höflich zu erscheinen; die Schergen des Empire haben selbst die Politur vom französischen Wesen weggeschunden. Der erste Napoleon meinte, man brauche dem Kaiser Alexander von Rußland die Politur nur abzukratzen, so komme der perfide Grieche zum Vorschein; ist aber der Franzose erst abgekratzt, was bleibt dann übrig?

Kurz, mein Paß blieb und ich blieb, mit der kategorischen Weisung, morgen früh nach Mons zurückzufahren, dort visiren zu lassen, um neun Uhr wieder in Valenciennes zu sein und dann weiter zu reisen. Als der Zug abgegangen war, setzte man mich in Freiheit. Nicht so ganz, sobald ich das Büffet des Stationsgebäudes betrat, hielt mir ein Kellner die Worte auf die Brust: „Sie können hier logiren.“ Ohne Ja oder Nein, halb trieb er mich, halb folgt' ich ihm, ging's die Treppe hinauf in ein recht hübsches Zimmer, wo Bett und Waschwasser fertig standen. Der Kellner leierte eine banale Rede über die Paßfatalitäten ab, frug mich, ob ich noch etwas befehle, brachte ein Glas Punsch und trollte sich.

Da saß ich nun — der Zug war längst in's Weite gebraust — gerade wie Louis Napoleon zu Straßburg. Wir beide wollten Frankreich in aller Geschwindigkeit einnehmen und blieben in der ersten Gränzfestung stecken.

Mein Zimmer erschien mir sehr verdächtig, es hatte so

viel Thüren, hinter denen weiß Gott wer lauern konnte; die Fenster waren mit Vorhängen verhüllt, die bis zur Erde niedergingen, was auch ihnen den Anschein von Thüren gab. Hatte der Lange etwa den offiziellen Dreimaster irgend wohin postirt, daß ich mich nicht auf und davon machte? Konnte nicht ein Mouchard auf mein lautes Selbstgespräch horchen?

Ich setzte mich vor meinen Punsch und entfaltete meinen Paß. Par ordre exprès du Roi — nach Italien: Par Ordre exprès de l'Empereur — in Valenciennes festgehalten! — — Ordonnons à tous nos officiers militaires et civils de laisser passer en toute liberté: Ordonnons de rebrousser chemin à Mons! — — Sous promesse de parfaite réciprocité: auch der Trost der Rache ist eitel, die preußische Gränze steht Jedem offen!

Ich zog mich aus und warf mich in's Bett. Der Tag, den ich in Paris zubringen wollte, war rettungslos verloren; die Zeit, die dem Studium des Corps legislatif bestimmt war, mußte ich in Valenciennes verschlafen. Und hätte ich nur wenigstens schlafen können! Aber jedesmal, wenn Morpheus ein Schlummerkorn auf meine Augen streute, schüttelte es die innere Empörung wieder ab; wenn die Ermüdung mich willenlos in die Kissen niederdrücken wollte, warf mich die Indignation wieder in die Höhe. Der arme Heine fiel mir ein, wie ihn zu Minden in der Festung die Quasten des Bettvorhanges ängstigten. Allerhand Gesichte machten mir ihren nächtlichen Besuch: brutale Dreimaster standen dicht um mich her, pfiffige Mouchards raunten mir allerhand verfängliche Sachen in's Ohr. Ich saß auf einem Schiffe, das nach Cayenne fuhr, und der Schiffschnabel war ein ägyptisches Ungethüm, eine Sphinx mit

Jungfrauenkopf, Greifenflügeln, Löwenleib und Drachenschweif. Und ich stand auf dem Verdeck als blinder Oedipus, neben mir die Tochter Antigone, der letzte Trost unter der vernichtenden Wucht des Schicksals. Endlich muß ich wohl eingeschlafen sein, denn ich sah gar nichts mehr.

Um 5 Uhr war ich auf den Beinen, um ½6 Uhr fuhr ich wie ein ächter Reactionär zurück, wieder in's belgische Land hinein. Ich hatte die größte Lust dort zu bleiben. Um 7 Uhr 10 Minuten in Mons, direct zum Consul, den die Magd für einen halben Frank aus dem Bette trieb. Ein artiger tauber Franzose erschien nach Verlauf einer Viertelstunde, erklärte den Fall für wichtig, beseitigte die Schwierigkeit für 5 Franken, und versicherte mir lächelnd, dem Grafen Montalembert sei jüngst dasselbe passirt, dieser habe nur das Unrecht begangen, sich patzig zu machen. Wenig gestärkt durch die ultramontane Leidensgenossenschaft, fuhr ich um 8 Uhr von Mons wieder zurück ins Empire. Der Lange zu Valenciennes drückte sein „Vu" auf den Paß, ließ das Eisenbahnbillet neu stempeln, entschuldigte sich, daß er seinen Posten nicht habe verlieren wollen, und entließ mich. Damit wird Frankreich regiert, daß Niemand seinen Posten verlieren will, und daß stets Hunderttausende vorhanden sind, die den Posten unter jeder Bedingung anzutreten bereit sind. Es gibt keine Franzosen mehr, es gibt nur noch Aspirants, Candidats-Aspirants, Candidats - Aspirants - Surnuméraires. Was die constituirte Autorität dann thut, das ist gut und heilsam, alles Gute kommt von oben. Einen lieben langen Tag bin ich durch Frankreich gefahren, ohne irgend etwas zu hören, als daß die Regierung die Phosphor-Zündhölzer abschaffen wolle! Sie sind gefährlich, folglich müssen sie

abgeschafft werden. Wer schafft sie ab? Natürlich le Gouvernement!

Es war fast Nacht, als wir in Paris anlangten; der Transport vom Nordbahnhofe zur Südbahn nimmt eine starke Stunde Zeit in Anspruch. Ein Viertel vor 9 Uhr saß ich im Expreßtrain nach der „französischen Alpenabdachung.“ Die Bahn geht über Dijon und Macon nach Culoz. Zu Bourg im Dep. des Ain wurde es Morgen, die Ausläufe des Jura thürmten sich vor uns auf. Man fährt über die Brücke des Ain und kommt nach Culoz. Hier war früher die Gränze zwischen Frankreich und Savoyen, mais nous avons changé tout cela. Der Rhonefluß hemmt den Flug der französischen Adler nicht mehr. Die Bahn schwenkt nach Süden und westlich liegt der See Bourguet hart am Damme des Schienenweges. Auf dem gegenüberliegenden felsigen Ufer erhebt sich Altacomba oder Hautecombe, Hochgrab, das Erbbegräbniß der Fürsten von Savoyen. Dieses Erbbegräbniß hat Victor Emanuel preisgegeben, aber die Jagd hat er behalten. Vor Aix ist das Land mit kleinem Ahorn bepflanzt, der den Reben zur Stütze dient, der Wein aber ist sauer und wird nur aus Lokalpatriotismus getrunken.

Aix, Lac du Bourguet, Voglans, Chambéry. Hier verließ uns ein savoyischer Gutsbesitzer, der in der Nähe rationellen Ackerbau treibt. Ich wagte ein paar Fragen an ihn, und erhielt mehr Antwort, als ich erwartet hatte. „Es ist nun geschehen, sprach der Mann, wir gehören zu Frankreich und hoffen, daß wenigstens etwas für unsere vernachläßigte Bodenkultur geschehe, damit unser Land endlich größeren Reichthum entwickele. Unser Königshaus hat uns verstoßen, wir wurden vor die Thüre gesetzt. Daran

sind die Italiener schuld mit ihrem fanatischen Drange nach Einheit; aber — und hier traten Thränen in seine Stimme — es war nicht wohl gethan, alle Tradition, alle geschichtlichen Bande so leichtsinnig zu zerreißen. Wir waren ein Volk für uns — „eine Nationalität," soufflirte ich ihm — unser Land war dürftig, aber nicht elend, im Gegentheil leidlich in sich selbst befriedigt. Jetzt sind wir nichts, heißen zwar Franzosen, sind es aber nicht und werden es auch nicht werden." Was würde mir der Mann erst gesagt haben, wären wir auf seinem Gute gewesen, ganz unbelauscht. Verächtlich sah ich auf die Kurzkittel in runden Hüten herab, die auf der Station Chambéry herum gingen, auf jene „Savoyarden" des allgemeinen Stimmrechts, und drückte dem „Savoyer" die Hand. Er wenigstens wird nicht davon getroffen, wenn die Pariser Loretten das frühere Schimpfwort: Tu es un Savoyard, neuerdings dahin variirt haben: Tu es un Annexé!

Weiter nach Route de Grenoble, Montmélian an der Isère, Aiguebelle, wo das Stammschloß der Herzöge von Savoyen — verkauft ward, endlich nach St. Jean de Maurienne, wo die Eisenbahn aufhört und der Mont-Cenis anfängt. Es ist Mittag, ein großes Aus- und Einpacken beginnt, Diligencen werden bespannt; im Restaurant klappert es von Tellern und dampft es von allerhand Gerüchen. Endlich werden Leitern an die hohen Fahrkasten gestellt, männiglich klettert empor und ich erlange glücklich meinen Coupéplatz, den ich in Paris belegt hatte. Ein schweigsamer spanischer Courier, der das Italienische auf Französisch und das Französische auf Italienisch radebrecht, drückt sich neben mich in die Ecke, und fort geht's die Isère hinauf, über St. Michel nach Modane. Die Gott-

hardstraße ist imposanter, die Reuß wilder und poetischer, sie fließt tiefer, abgründlicher. Vor der zweiten Station meldete sich der Schnee, der von beiden Seitenbergen immer tiefer und vorwitziger herabnaseweiste. Der Abstich wurde interessant: graues Gestein mit Schnee marmorirt, daneben frisches Tannengrün bis dicht an die Straße, darunter der chrysoprasgrüne Fluß, der weiß wider ungeheure Kiesel aufschäumt. In den Bergfalten sind die Runsen gefroren und Eisstalaktiten starren seitwärts auf den Weg. Es waren lauter Landschaften des Genfers Calame, nur daß auf der Leinwand Calame's auch die Sommerlandschaften gefroren sind.

In Lans-le-Bourg werden uns Schlitten angekündigt. Wir vertilgen ein rohestes Gastmahl, heizen mit rothem Landwein und Cognac ein, zahlen wie im Hotel zu Paris, und besteigen ahnungsgrauend todesmuthig die Schlitten. Um 10 Uhr knarren wir, drei Pferde lang, die starre Eis- und Schneedecke empor. Durch die Fenster des Coupé streicht der scharfe Höhenwind, der sich in einer Temperatur von etwa 16 Grad unter Null bewegt. Ich klammere mich an die breite Wärmflasche, die quer durch das ganze Coupé geht, und an das Gedächtniß der übrigen großen Männer, die schon vor uns dieses eisige Wagniß unternahmen.

In der That, was Hannibal, Pompejus, Pipin der Kurze und Karl der Große konnten, das vermögen wir auch, es gelingt uns sogar viel bequemer als ihnen. Ich wünsche wahrhaftig, daß es einigen von ihnen noch viel schwerer geworden wäre, z. B. Karl'n dem Großen. Denn wenn dieser gekrönte Schweizer des Papstthums nicht über den Mont-Cenis gegangen wäre, so hätte er die Longo-

barden in Ruhe gelassen, die schon vor 1000 Jahren mit der weltlichen Macht des Papstes kurzen Prozeß machen wollten. Die Bibliothek, welche Guelfen und Ghibellinen über Franken und Longobarden zusammengeschrieben haben, ist jedenfalls so hoch wie der Mont-Cenis, und wenn ich an diese pyramidale Bibliothek denke, so wird es mir noch viel eisiger zu Muthe, als am 15. Februar in diesen Regionen zuträglich ist.

Ein Uhr Morgens. Der Gipfel ist erreicht. Wir müssen an der italienischen Gränze sein, denn es weht Bettlerluft. Der Postillon, der den Vorspann geführt hat, hält die Hand hin: pour le service de la montagne. Zu Mollaretto bettelt der Packknecht und bettelt der Laternenträger. Nur die Pferde sind bescheiden.

Es ist drei Uhr, man packt uns aus den Schlitten wieder in Diligencen; wir sind im Hochthale der Dora Riparia, und es gilt jetzt, unsere 6000 Fuß wieder hinab zu rutschen. Das wäre uns in des Wortes verwegenster Bedeutung bald schief gegangen; der Hemmschuh begann zu gleiten, grade als wir auf der gefrornen Straße eine starke Curve beschrieben, grade als wir an eine jener Seitenmauern gelangten, die allerdings zum Schutze aufgeführt wurden, aber auch genau andeuten wo die Gefahr ist. Wir glitten gegen die Mauer hin, der Postillon konnte die Räder nicht mehr in Schwung bringen, ein allgemeines Geschrei erhob sich, der Conducteur kletterte von seinem Hochdache eiligst herab, und wir stiegen aus, bis die Maschine wieder im Gange war. Nur der Spanier blieb sitzen, dicht in seine vier Mäntel eingewickelt. Die Windungen der Dora entlang, im scharfen Trabe abwärts, der Ebene und der Milde zu. Das Gerathenste

ist gar nicht auf die Straße zu achten, um nicht tausendmal bei Nacht und Nebel in Gedanken den Hals zu brechen, um nicht beständig an allen Gliedern gerädert zu werden. Noch fünf Jahre lang hat der Reisende dieses Abenteuer des Mont-Cenis zu gewärtigen, bis der monumentale Tunnel vollendet sein wird. Diese Riesenhöhle der modernen Cyclopen ist auf 14 Kilometer, oder $1^3/_4$ deutsche Meilen Länge berechnet. Auf französischer Seite sind 800, auf italienischer 600 Meter versuchsweise gebrochen; doch war dies eben nur die Probe für die Bohrmaschinen. Jetzt ist man mit den Werkzeugen im Reinen und die eigentliche Arbeit soll beginnen.

Vier Uhr, wir sind in Susa. Die Douane ist sehr menschlich und lüftet kaum ein Stück. Paßcontrolle abwesend. Man merkt Cavour's Hand. Wir besteigen das Dampfroß und man wackelt uns nach Turin. Man wackelt uns, wirft uns förmlich von Sekunde zu Sekunde von einer Schiene auf die andere. Die Schläfer bieten einen hochkomischen Anblick dar: sie fahren stoßweise hin und her, gleich den Bauernkindern in der Wiege, an deren Fuß ein Strick befestigt ist, welchen Strick die Mutter im Stalle anzieht.

Aha, dachte ich, das ist das Sinnbild Italiens: die Halbinsel wird von der Schiene Cavour auf die Schiene Garibaldi geworfen, von Garibaldi auf Cavour zurück; und dieses seekrankhafte Gerumpel führt dann zur Einheit und zum Nationalparlament.

Turin, sechs Uhr Morgens. Kein einziger Omnibus steht an der Station, kein Wirth trägt mehr Verlangen nach Gästen.

Turin.

Die Eröffnung des italienischen Parlaments am 18. Februar. — Stadt und Volk. — Besuch bei Cavour und Rattazzi. — Graf Benso Camillo di Cavour, eine Biographie. — Porträt des Königs von Italien.

Die Eröffnung des italienischen Nationalparlaments am 18. Februar.

Turin, 19. Febr.

Tage lang vorher war die Stadt Turin eine wahre Werkstatt gewesen; das hämmerte, nagelte, kletterte, schob und musterte vom Morgen bis zum Abend. Denn der Abend nach Eröffnung des ersten Nationalparlaments war zu einer unerhört großartigen Illumination bestimmt. Die großen Plätze, sowie die schönen regelmäßigen Straßen der provisorischen Hauptstadt Italiens glichen einer immensen Theaterscenerie, als sollte die „Belagerung von Korinth" oder „Jerusalem" oder endlich „Herculanum" aufgeführt werden. Der Fremdenzudrang war ungeheuer, wenn wir uns erlauben, alle Nicht-Turiner Fremde zu nennen. Aus sämmtlichen Provinzen des jüngstgeeinten Vaterlandes waren zahlreiche Bürger schon am 17. Februar vorhanden, vom geschäftig bewegten Mailänder bis zum pittoresk schmutzigen Neapolitaner, der seinen Olivenmantel und sein Olivengesicht unter dem Spitzhute gravitätisch zur Schau trug. In den Gasthäusern und Locanden war in des Wortes strengster Bedeutung kein Platz zu finden; wir selbst ergatterten durch des Zufalls eigensinnige Mithülfe ein kleines Stübchen zu zweien in einem der größeren Hotels. Ein milder Hausknecht warf uns in ein erbärmliches Zimmer, dessen Bette noch menschliche Wärme verrieth.

Am 18. früh Morgens begann ein Gewoge und Getreibe auf den Straßen, daß man wohl merkte, wie die Hauptstadt zu klein für das Reich geworden. Das Parlamentsgebäude ist der ehemalige Palazzo Carignano auf der Piazza gleiches Namens; die Einrichtung desselben zu seinem heutigen Zwecke kostete 1 Million Frcs. Und noch hatte der Architekt nachdrücklich vor Ueberladung der Tribünen gewarnt, damit kein Unglück geschehe. Die Quästur betrug sich neidisch geizig in der Gewährung von Eintrittskarten; wir mußten die Diplomatie um Vermittelung angehen, die sich denn diesmal auch nützlich und zweckentsprechend erwies. Ein ungeheuerer Baldachin in Roth und Weiß war über dem großen Thore des Palazzo bis weit auf den Platz gespannt; die Polizei hielt feierlich Ordnung und die Nationalgarde bildete Spalier durch den breiten Corridor.

Der Thronsaal, später Sitzungslokal der zweiten Kammer, ist ein sehr hoher Hemicykel; acht Stufen, mit schwarzrothem Sammt belegt, führen zur Estrade, auf welcher der Thronsessel steht; die Sitze der Abgeordneten schwingen sich amphitheatralisch steil bis zur Höhe der großen Tribüne, sodaß die vordere Damenreihe mit den Deputirten verkehren kann. Rechts vom Throne befindet sich die diplomatische Tribüne, links die Hoftribüne. Hoch oben, wie das „Paradies" im Theater, läuft die allgemeine Volkstribüne herum. Gegen 10 Uhr sind die meisten Plätze gefüllt, die unruhige Erwartung malt sich auf allen Gesichtern.

Unten im Hemicykel begegnen sich Abgeordnete aller Provinzen; viele sitzen bereits auf ihrem Posten, wie der Soldat, der consignirt wurde. Von oben herab gesehen

ist viel „Mondschein" in der Kammer, es spiegelt stark, und man könnte nach dem pittoresken Ausdruck eines Freundes gut „Schlittschuh da unten laufen." Was Wunder? Die Jugend hat Italien erobert, das weise Alter will es jetzt constituiren; zur That braucht's buschige, krause Köpfe, zum Rath sind die Haarwurzeln überflüssig.

Ein Klatschen erhebt sich, was gibt's? Die beiden Prinzen, Söhne des Königs, erscheinen in Uniform auf der Hoftribüne. Der älteste zählt 17 Jahre, der jüngere 16; sie wollen die Erbschaft betrachten, die ihnen künftig zu Theil werden soll. Wer aber ist der regsame starke Mann mit dem freundlich pfiffigen Gesicht, der sich da drunten durch die Schaaren der Deputirten hindurchgrüßt? Fett und verschmitzt mit gekniffenen Augen unter der Brille, häufig mit den Armen telegraphirend, den Blick überall hinwerfend: das ist Graf Camillo Cavour, der Anti-Garibaldi, der erst mit Giuseppe zusammen den heutigen Zustand geschaffen.

Die Diplomatenloge wird der Zielpunkt aller Augen; da glänzt's von Uniformen, Goldstickereien, breiten Ordensbändern, gravitätischen Figuren. General v. Bonin mit dem ehrlichen Soldatengesicht, den Hut mit dem weißen wallenden Federbusch vor sich, redet mit dem türkischen Gesandten, dessen braunes Antlitz unter dem knappen Fez hervorquillt. Die Diplomatenloge bildet einen allerliebsten Paul Veronese. Graf Cavour klimmt wie eine Katze die äußerste Stufenfolge des Amphitheaters empor, er klettert an der Diplomatentribüne hinauf, er reicht dem General v. Bonin die Hand zum Morgengruß! Es war mir wahrhaftig lieber, als hätte er mir selbst die Hand gedrückt. Ich begriff sofort den Schwerpunkt des Tages, ich sah

die Thronrede in Lapidarschrift vor meinen Augen; hätte ich einen Privattelegraphen zur Hand gehabt, sofort wäre die frohe Botschaft in alle Welt hinausgegangen: Cavour und Bonin ist die Parole, die Losung: la nobile nazione germanica!

Ein Intermezzo. Graf Cavour ist wieder unten im Hemicykel, aber er gesticulirt emsig nach der Höhe des Berges hinauf. Ein Offizier der Nationalgarde unterhält sich mit einem gebräunten Herrn, der in der obersten Reihe der Abgeordneten sitzt. Der braune Herr gibt kaum Antwort. Herr Minghetti, Minister des Innern, bewegt sich empor, gefolgt von Huissiers; man sucht offenbar den braunen Herrn zu entfernen. Er ist ein Eindringling, welcher behauptet, auf der Volkstribüne zu sein und unbeweglich sitzen bleibt. Nationalgardisten bringen auf Cavour's Wink hinauf, den Braunen im Guten oder im Schlimmen zu entfernen. Er ist un pazzo, heißt es, er ist verrückt. Endlich erhebt er sich und wird von der patriotischen Bürgerwehr zur nächsten Thüre hinausgeschoben. Eine Stunde später war der Braune in einen „Attentäter“ verwandelt und Abends dementirten die Turiner Journale feierlich das — „Attentat!“ Wer so immer an der Quelle der Geschichte sitzen und lauschen könnte, der wäre im Stande, den kommenden Jahrhunderten ihre Mythen wie ihren Glauben vorzuschreiben.

Elf Uhr! Furchtbares Klatschen, betäubendes Rufen, alles erhebt sich, die Hüte fliegen ab. Il Re, evviva il Re, il Re galantuomo, il Re d'Italia, il Re d'Italia! Victor Emanuel, von seinem Generalstabe umgeben, schreitet durch den Mittelgang auf die Thronstufen zu. Die Minister rangiren sich zu beiden Seiten. Der König, den Hut in

der Hand, steigt zum Thronsessel empor. Evviva il Re! donnert's durch den Saal, von Höhen und aus Tiefen. Victor Emanuel wendet sich, er zeigt uns sein dunkles Alcidengesicht, seinen schwarzen vollen Bart und die welthistorischen Spitzen der Oberlippe. Er verbeugt sich ein-, zwei-, dreimal, des Jubels wird kein Ende, der Zuruf wogt erschütternd durch den Palazzo Carignano. Victor Emanuel setzt sich, als eine einzelne Stimme gleich der eines Muezzin ertönt: Evviva il Re d'Italia! Wieder brachen die Schleusen der Begeisterung und wieder erhob sich der König grüßend. Aber noch war der wuchtvollen Persönlichkeit keine Ruhe gegönnt, es konnte nicht deutlich genug gemacht werden, daß es aus und vorbei sei mit dem „König von Piemont," und abermals mußte Victor Emanuel seine „Italiener" begrüßen.

Der kolossale Thronhimmel, der den goldenen Stuhl umwölbte, lief oben in eine riesige Krone aus; auf der einen Seite trug die Mauer die Inschrift: „4. März 1848", auf der andern Seite stand: „18. Februar 1861". Das Statuto reale ward am 4. März 1848 von Karl Albert proclamirt; am 18. Febr. 1861 unterwirft sich Italien der Dynastie von Savoyen. Auch die Völker haben ihre Moral: Evviva du frommer und getreuer Knecht! Du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Vieles setzen. Geh' ein zu deines Volkes Freude!

Da saß er nun auf dem Throne Hesperiens, der Alcide in der Uniform des Cavalerieobersten, der nicht zu „regieren" begehrt, sondern blos zu „herrschen" wünscht, die wunderbarste Fiction seiner Zeit, der Abgott einer Nation, das eine Bein herausschlagend in sehr unköniglichem Winkel, die Hand am Degen, etwas unbehaglich in gezwungener

Position, seinen Ministern preisgegeben, sich freiwillig zur Schau stellend, und belohnt für seine Opfer mit dem zweitschönsten Titel, der in Pandoras Büchse lauert. Denn nach dem Titel: „König von Italien" gibt es nur noch Eins, des Schweißes der Edeln werth, und dieses Eine ist nicht „Kaiser der Franzosen" zu heißen. Dieses Eine ist ein einfaches Laubgeflecht aus deutschen Eichenwäldern. —

Neben dem Könige Victor Emanuel mit dem vorgebogenen Knie stand der Justizminister Cassinis, die Liste der frischernannten Senatoren Italiens verlesend. Dann trat der Minister des Innern Minghetti vor, die Liste der neugewählten Abgeordneten in der Hand. Der König las und blätterte mittlerweile in der Thronrede.

Die anwesenden Mitglieder beider Häuser hoben beim Namensaufrufe die rechte Hand empor und sagten: Giuro, ich schwöre! Unter den 440 Deputirten und 220 Senatoren fehlten noch gar viele; der Stiefel ist so lang bis Marsala, und die italienische Eisenbahn noch so kurz. Bei der Verlesung der Senatoren wurde man schier taub vor lauter Cavalieri, Marchesi, Conti, Principi, und ich abstrahirte mir daraus, daß Italien ein gar vornehmes Land ist, in welchem die Aristokratie viel mitzusprechen hat. Unter den Deputirten antwortete Birio mit lautem „Giuro", und ich kann beschwören, daß Graf Camillo Cavour Treue dem König und der Verfassung geschworen hat.

Endlich nahm der gekrönte Alcide die Thronrede zur Hand, eine athemlose Stille trat ein, und im tiefsten Grundbasse, ohne besondere Betonung, verlas Victor Emanuel das letzte Programm der Cavour'schen Politik. Quasi tutta unita — „fast ganz eins", sagt der diplomatische

Minister von dem heutigen Italien. „Die politische Einheit“ — sospiro di tanti secoli — „der Seufzer so vieler Jahrhunderte“; der „Schmerzensschrei“ hat sich also in einen „Seufzer“ abgeschwächt. „Italien wird ein wirksames Werkzeug der allgemeinen Civilisation werden“ — erster mächtiger Beifall. Die Abberufung des französischen Gesandten machte uns rammarico, „Kummer“, kann aber „unsere Dankbarkeit nicht trüben“ — sanfter Abschied für den „edelmüthigen Alliirten“. „Magenta und Solferino“ wurden warm beklatscht. Englands Volk und Regierung gaben uns reichlich stärkenden Rath, für den wir „ewig dankbar sein werden“. Großer, verständnißinniger Jubel. Aber jetzt die Parole: „Cavour und Bonin“. Salito sul trono di Prussia, „als ein loyaler und edler Fürst den preußischen Thron bestiegen hatte“ — „Sympathie für die edle germanische Nation, die immer mehr zu der Ueberzeugung kommen wird, daß Italien, in seiner natürlichen Einheit constituirt, weder die Rechte, noch die Interessen anderer Nationen verletzen kann.“ Hier brach eine wahrhafte Begeisterung aus, die Italiener sind lauter Macchiavellis, das ganze Haus fühlte den Knotenpunkt der Situation heraus, die Bravi überstürzten sich, der König mußte lange innehalten. Deutschland zählt also doch für etwas in der Welt.

Dann kam die Politik der Klugheit: Essendo savio cosi lo osare a tempo, come lo attendere a tempo. Alles hat seine Zeit, das Wagen wie das Warten, spricht der weise — Cavour. Die Stimme des Königs wurde bewegter, als er sagte: Non ho mai esitato a porre a cimento la vita e la corona, „ich habe niemals angestanden, Leben und Krone auf's Spiel zu setzen.“

Gränzenloser Applaus — „aber“, fügte der König hinzu, „Niemand hat das Recht, Leben und Geschick einer Nation aufs Spiel zu setzen.“ Es handelte sich von der „halben Million Soldaten“, die Garibaldi für den ersten März aufgeboten hatte. Dennoch ist Garibaldi ein „Feldherr, dessen Name die fernsten Länder erfüllt.“ — Italien hat „ein großes Vertrauen in sein Geschick“; mit hoher Genugthuung bekunde ich dem ersten Italischen Parlament die Freude, welche mein königliches Soldatenherz darob empfindet.“ Im schönsten vibrirenden Baß kamen die Schlußworte heraus: il mio cuore di Re e di Soldato. Solche Dinge wissen sie in Italien zu machen, würde Yorick Sterne sagen.

Das Wort Regno d'Italia war jetzt offiziell, das Parlament braucht dem Regno blos einen Re zu geben.

Gar interessant war bei alledem Graf Camillo Cavour anzusehen. Er stand in gespanntester Attitüde links vom König, und sein ewig thätiger Blick schlug fortwährend fliegende Brücken zu allen Reihen des Amphitheaters, wo seine getreue Majorität saß, darüber hinaus auf die Tribüne, in die Diplomatenloge und bis in's Paradies hinauf. Den König brauchte man blos zu hören, nicht zu betrachten, seine Stimme blieb fast durchgängig monoton wie sein Knie; aber Graf Cavour mit der selten Pfiffigkeit stand da wie der Souffleur und Regisseur zugleich, der der Aufführung des Stückes bis in die kleinsten Nüancen hinein folgte und obendrein den Effect wie ein echter Recensent beobachtete. Er blickte um sich, er blickte auf, hob die Augenbrauen und schien zu sagen: Nunc plaudite cives, nun klatscht, ihr Italiener! In Wahrheit kamen mir alle übrigen, mich selbst nicht aus-

genommen, wie Figuranten vor; die Seele der Haupt- und Staatsaction wohnte hinter der Brille des Grafen Cavour.

Um halb zwölf Uhr war Italien constituirt, der König verließ den Palazzo Carignano. Auf dem Wege zum königlichen Schlosse stieß er auf ein Bataillon neapolitanischer Nationalgarde, welches so eben auf der Eisenbahn von Genua gekommen war. An der Spitze marschirte ein Musikchor, die Garibaldi-Hymne fröhlich in die Festluft hineinschmetternd. Immer die beiden Gegensätze, immer Cavour und Garibaldi!

Abends fand die brillanteste Erleuchtung statt, die mein Auge jemals gesehen. Auf der Piazza Carignano, durch die Via Carignano hindurch, auf der Piazza del Castello leuchtete und sprühte es feenhaft. Hohe venetianische Masten mit schwellenden Blumen eingefaßt trugen Kränze von farbigen Glaskugeln; auf der Spitze der Masten sprühten Palmfächer von weißem Licht; Springbrunnen erfrischten den dichten Blumenflor und spiegelten den tausendfachen Glanz wieder. Guirlanden von Gasflammen schwangen sich durch die Luft von Mast zu Mast. Der Palazzo Carignano, sowie der Palazzo del Castello brannten förmlich in grün-weiß-rothen Flammen. Die Nationalglut erfaßte alle Privathäuser: Teppiche, Bouquets, Lampen, Fahnen, Oriflammen, alles brannte grün-weiß-roth. Die Via di Po, auf beiden Seiten von Arkaden eingefaßt, sprühte al giorno, und drüben jenseits des Po leuchtete der edle Stil des Pantheon von der Façade der Gran Madre di Dio in feierlichem Lichte als Schluß- und Ruhepunkt. Musik erscholl an mehren Punkten in die helle Nacht hinein, und des Volkes unendliches Gewühl und

Gewimmel bewegte sich in staunenswerther Ordnung. Die Gensdarmerie beging den hohen Festtag in bürgerlicher Stimmung, ohne Arbeit und Verdruß. Infanteristen, Cavaleristen, Nationalgarde, Rothhemden, alles war ein Herz und eine Seele. Bis 10 Uhr gewahrte ich keinen einzigen Betrunkenen, wie sie in unserm Norden bei solchen Gelegenheiten nur allzu häufig sind.

Zum Tode ermattet begab ich mich nach Hause, des reichen Glanzes bunte Erinnerungen sammelnd. Es schwirrte mir im Kopfe und ein paar Todsünden fingen an, sich mir im Busen zu regen. Der Stolz entfaltete sein Gefieder und der Neid ringelte seine Schlangenglieder. Der Stolz fühlte sich gedemüthigt, daß er genöthigt worden, zu fremder Herrlichkeit hinzuwallfahrten, und der Neid frug zähnefletschend: Weßhalb stehen diese Italiener am Ziele? Der Neid sprach: Sind nicht auch wir daheim ein Volk, ein tüchtiges, intelligentes Volk von Kopf und Herz? Und der Stolz antwortete hochfahrend: Das soll noch ein anderes Fest werden, wenn erst die Fremden nicht mehr unsere Güte anbetteln, sondern wir unsern Willen mannhaft aussprechen. Danton meinte, man könne das Vaterland nicht an den Schuhsohlen mit forttragen. Ich aber habe es in meiner Reisetasche über das Eis des Montcenis mitgeschleppt, in Turin ist der Pudel ausgekrochen, und am 18. Februar ist mir die riesige Spukgestalt nicht von der Seite gewichen.

Stadt und Volk.

Turin ist ein Rechenexempel, in schöner Landschaft ausgeführt. Geometrische Figuren deuten scharf an, wo die Romantik der Alpen aufhört. Die Construction der Stadt liegt offen und rechtwinklig da, keinerlei Geheimniß bergend. Westlich am Po erhebt sich ein großes Quadrat, welches Parallelstraßen in der Richtung von Süden nach Norden durchschneiden; gleichfalls parallele Vertikale durchsetzen die Horizontalen — wir sehen Klein-Berlin oder Groß-Mannheim. Jenes Quadrat endet an der Piazza del Castello, von welcher die Contrada (Straße) di Dora grossa links, und die Contrada della Zecca oder Münzstraße rechts ausläuft. Die erstere in ihrer Verlängerung bildet etwa den Durchschnitt eines zweiten kleineren Quadrats, welches sich schachbrettmäßig an das erstere anlehnt, aber bei weitem nicht so regelmäßig ist. Italienisch ist daran noch gar nichts, außer den ungeheuren Höfen, die sich meist hinter der Façade cer Häuser verbergen, und aus den letztern wahre Serails, Burgen für sich, bilden. Italienisch könnte man auch die fast durchgängige Unsauberkeit der Höfe und Treppen nennen, die Göthe im übrigen Italien so poetisch zu rechtfertigen wußte. Aber Göthe kannte Frankreich und Piemont nicht, wo dieselbe Unfläterei nicht mehr von Citronen und Pomeranzen überschattet wird. Eine gewisse Selbstachtung steht denn doch dem Herrn der Erde gar wohl an, und gereicht ihm grade auf der Nachtseite seines animalischen Daseins zur besondern Ehre.

Die Dora grossa mit ihren hohen massiven Häusern und ihren rechtwinklig parallelen engen Seitenstraßen, die bis zur Dämmerung eng werden, tritt dem Fremden als

das erste eigentlich Fremde entgegen, und hier will es ihm z. B. so recht nicht einleuchten, wie drei schmutzige steinerne Doppeltreppen hinauf ein Parlamentsmitglied und Parteichef seine ständige Wohnung aufschlagen mochte. Den Gegensatz bildet die Contrada di Po, von der Piazza del Castello in südöstlicher Richtung nach dem Flusse hinziehend. Ein breiter gepflasterter Fahrweg, von hohen Arkaden auf beiden Seiten eingeschlossen, unter denen Magazine, Kaffeehäuser, freie Läden und viel wanderndes Publikum sich befinden, erstreckt sich bis zur Piazza Vittorio Emanuele, wo die Arkaden in einen weiten Kreis ausschweifen. Am Ende dieses Kreises steht die Pobrücke.

Monumentale Gebäude hat Turin nicht, höchstens daß sich der Baukundige vor dem Palazzo Carignano, in welchem das Parlament eröffnet ward, ob der wunderlichen Einfälle Guarini's verwundert und über die Planmäßigkeit des scheinbar planlosen Backsteingebirges nachsinnt. Der Palazzo Madama, wo der Senat inmitten der Bildergallerie tagt, ist ein rohes Castell aus dem 15. Jahrhundert. Der König wohnt in einer Kaserne, die fast so schlecht ist als der Palast des Königs Leopold zu Brüssel; doch hat Victor Emanuel Ersatz in Italien gefunden und man kann sagen, kein Fürst der Erde besitzt so viele und so prächtige Wohnungen als dieses schnurbärtige Glückskind.

Eine herbe Unannehmlichkeit Turins ist das Pflaster. Die freien Plätze sind blos gekiest und werden vom Regen jedesmal zu unerträglichem und unvermeidlichem Schmutz aufgeweicht. Im Fahrwege der Straßen laufen massive glatte Bahnen, gleichsam als Schienen für die Wagenräder hin; daneben aber erheben sich dichtgedrängt lauter spitze

kleine Steine, wahre Latten für den Fußgänger. An den Häuserreihen gibt es hin und wieder Trottoirs, aber nicht breit, und in vielen Straßen fehlen sie ganz. Wo kein Trottoir besteht, wandert man wieder auf jener entsetzlichen spitzen Mosaik, welche uns die heftigsten Verwünschungen entlockt. Es wird wohl wie alles in der Welt ein Ding der Gewöhnung sein; aber mir fiel stündlich jene philosophische Köchin ein, welche von den lebendig geschundenen Aalen behauptete, die Thiere seien das „gewohnt!"

In dieser heitern und offenen Stadt, die ich fast nur bei ganz freundlichem Wetter gesehen habe, wohnt nun ein gutmüthiges, harmloses, sehr zugängliches Völkchen. Die eigentlichen Turiner sind nicht lebhafter als die Deutschen, und die gemessene Ordnung, die sie während des Nationalfestes an den Tag legten, erinnerte mich an das Verhalten der Brüsseler bei analogen Gelegenheiten. Auch sind die Turiner bald die „Schweizer" oder die „Vlaemen" Italiens, bald gar die „Deutschen" der Halbinsel genannt worden. Das niedere Volk spricht seinen Piemontesischen Dialekt, in welchem viel französisches Element durchklingt. Besonders auf den Märkten braucht man nur das Ohr hinzuhalten, um Nasenlaute in Masse einzufangen; die weiblichen Endungen, die im Italienischen so graziös viel Zeit wegnehmen, werden hier kurzer Hand abgehauen. Das tiefe U springt beständig ins Ue hinüber. Die gebildeten Stände reden sämmtlich Französisch neben dem Italienischen, und wenn man will, braucht man seine Bekanntschaft mit Dante, Petrarca, Macchiavelli und Boccaccio hier noch gar nicht zu verrathen. Bei Staatsmännern und Politikern ist es ohnehin Ton, die „Sprache der Civilisation" zu reden.

Auch in der Volkstracht fand ich Aehnlichkeit mit der niedergermanischen. Die Mädchen und Frauen des Arbeiter- und kleinen Bürgerstandes tragen nämlich weiße Mützen mit Spitzen und langen flatternden Bändern, wie in Belgien. Die mittlern Bürgerinnen hüllen den Kopf in wollene gestrickte Shawls, meist weiß oder weißroth (die königliche Hausfarbe). Ich sah solch einfach kleidsamen Kopfschmuck, der dem Profile Gerechtigkeit widerfahren läßt, sogar auf seidenen Kleidern, besonders des Abends. Ein guter Theil des langhinwallenden Geschlechtes wußte die drei Nationalfarben, Grün Roth Weiß, in seiner Toilette anzubringen, grade wie im vergangenen Juli die Herzogin von Brabant schwarz-roth-gelb auf dem Balkon des königl. Schlosses zu Brüssel erschien.

Die Turiner sind wesentlich royalistisch, um nicht zu sagen monarchisch, ein Unterschied, den man auch in Belgien machen muß, aber nicht oft genug macht. Nicht am Königthum überhaupt hängt der Piemontese, sondern an diesem Königshause, das speziell so vertreten ist. Die Pietät für Victor Emanuel geht in's Fabelhafte; die Opfer, welche Piemont für die italienische Sache gebracht hat und noch bringt, werden eigentlich dem Könige, den königlichen Plänen und Unternehmungen gebracht. Der Drang nach politischer Einheit, nach erweitertem staatsbürgerlichen Gefühle, nach Befreiung von dem Fremden, der die übrige Halbinsel so wundersam aufgeregt hat, ist hier mehr ein Streben nach Erfüllung der königlichen Geschicke, nach Erhöhung des Volkes in und mit seinem Regenten. Es wäre die Wiederholung der Epopöe Friedrichs des Großen, hätte der alte Fritz neben dem Degen in der rechten Hand in der linken die Verfassung

emporgehalten, weit genug um ganz Deutschland zu beschatten.

Piemont und Turin haben sich seit Jahren die doppelte Steuer auflegen lassen, ohne im Geringsten zu murren. Sie zahlen willig, weil sie sehen, daß es zu etwas hilft, daß sie in einem offenbaren Ausnahms- und Uebergangszustande leben. Ja, sie hätten dem Könige nachgesehen, daß er eines schönen Morgens zu Pferde gestiegen wäre, um das Statut auf öffentlichem Platze zu zerreißen. Sie als Turiner brauchen keine Verfassung, ihre beste Republik ist Victor Emanuel. Der Zutritt der übrigen italienischen Länder hat das freilich gewaltig geändert; das Statut ist jetzt das Band zwischen Italien und Piemont. Aber mitten in dem ungeheuren Jubel vom 18. Februar, in dem betäubenden Rufe: Evviva il Re d'Italia! glaubte ich immer den piemontesischen Accent durchzuhören, welcher bedeutete: Unser König, den wir geliefert haben, den wir Euch Italienern schenken! Und da konnte man jene Travestie im vollen Ernste verstehen, die ein Usurpator seinen Unterthanen und der Welt einmal hinwarf: „In mir krönt sich das Volk selbst!"

Am 17. des Abends sollte Victor Emanuel von Mailand zurückkehren, wo er den Carneval verbracht hatte. In der Dämmerung las man an den Straßenecken große Plakate, auf denen der Magistrat von Turin seine Mitbürger aufforderte, dem geliebten Könige eine Ovation zu bereiten und gewisse Straßen feierlich zu beleuchten. Man hätte denken können, morgen gebe es des Jubels und der Flamme genug; aber so denken die Turiner nicht. In dichten Massen harrten das Volk und die Beleuchtung des heimkehrenden Lieblings, der erst gegen Mitternacht anlangte.

Aber Turin kann unmöglich die Hauptstadt Italiens sein oder bleiben; Victor Emanuel muß in der Mitte des Reiches residiren: was werden die Turiner dazu sagen? Diese Frage stellte ich nicht nur mir selbst, sondern auch mehr als einem Bürger. Die Antwort war einstimmig: „Das versteht sich von selbst, darin haben wir uns bereits gefunden, der König von Italien residirt zu Rom; aber er reist überall im Reiche umher, er wird auch uns nicht vergessen."

Rom ist die fixe Idee Italiens geworden, Rom verdrängt sogar augenblicklich Venedig aus den Köpfen. Und diese fixe Idee ist eine sehr glückliche für die Einigkeit der Provinzen. Zwischen Turin und Mailand ist die Eifersucht gegeben; zwischen beiden nördlichen Städten und Florenz wäre der Haß möglich; gegen alle drei würde Neapel rebelliren. Aber angesichts von Rom präsentiren sie alle das Gewehr und rühren sich nicht mehr. Rom ist für das Regno d'Italia eine solche Nothwendigkeit, daß Louis Napoleon mit seiner starken Besatzung in der Ewigen Stadt noch immer moralisch Herr über die Halbinsel bleibt, und daß er, neue Gebietsabtretungen ausgenommen, die gradezu unmöglich sind, sich jede Bedingung unterschreiben lassen kann. Seit ich die Italiener gesprochen habe, bin ich von der Meinung zurückgekommen, als handle es sich von Sardinien, Elba oder Genua. Es kann sich nur noch handeln von einer Vormundschaft über das vereinigte Italien und von einer Ausbeutung der italienischen Streitkräfte — nach andern Himmelsgegenden hin.

Und die italienische Armee wird etwas, der oberitalienische Kern ist vortrefflich. Ich sah ein Regiment Infanterie mit Militärmusik durch die Straßen ziehen, das

mir grade aussah, als ging' es freudig zum wilden Kriegestanze hinaus. Die Bersaglieri sind wahre Zuaven. Die Artillerie ist ausgezeichnet, sie hat es zu Ancona wie zu Gaeta klärlich bewiesen. Man sagt so gedankenlos hin, der Italiener sei feige. Vom nördlichen Italiener ist das grundfalsch, und der Südländer könnte leicht zu jenen Feigen gehören, von denen Jean Paul sagt, sie würden zu Helden, sobald Enthusiasmus unter ihren Thaten flammte.

Reizend ist die Umgebung der Stadt nach Südosten hin. Der Po hat hier noch seinen Gebirgslauf von Süden nach Norden, der sich erst weiterhin in einen westöstlichen verwandelt. Von der Brücke aus blickt man in die grüne Hügelwelt hinein, die schon in der Contrada di Po unsern Horizont begränzte. Grade vor uns steht die Kirche Gran Madre di Dio, mit der schönen Façade des Pantheon. Rechts erhebt sich das Kapuzinerkloster auf der Höhe. Zwei Stunden ins Land hinein thront die Superga, das jetzige Campo santo der Königsfamilie, wo auch Karl Albert endlich Ruhe gefunden hat. Die Aufgänge mit Kuppen rings umher sind mit Häusern und Villen besät. Den richtigen Standpunkt gewinnen wir jedoch erst ein Viertelstündchen weiter, neben den Cappucini; hier beherrscht man die Stadt und schaut ins Hochgebirge jenseits. Grade gegenüber, von Nordwesten nach Norden, erheben sich die Schneekuppen der Alpen, in der Richtung des Mont-Cenis, des Montblanc, des Monte Rosa. Ein heller Sonnenschein vergoldet die weißen Riesenhäupter und färbt die Dünste der Atmosphäre ins Violette. Nach Süden hin entdeckt man die nächsten Hochstriche des Apennin, und fühlt sich so in dem mächtigen

Rahmen eingeschlossen, der die nördliche Welt von der südlichen trennt.

Die bildende Kunst nimmt uns in der Hauptstadt des subalpinischen Königreiches noch wenig in Anspruch. Der Boden hat hier von Alters her nichts erzeugt, weder Maler noch Bildhauer. Dafür hat man allerhand gesammelt, aber dieses Gesammelte ist schlecht beherbergt und noch schlechter geordnet. So befindet sich die größte Gemäldegallerie im Palazzo Madama oder di Castello, in den Büreaux des hochwohlweisen Senats! In der Zeitung stand zwar, alle öffentlichen Schätze seien während des Nationalfestes täglich zu sehen; in der Wirklichkeit aber wurde ich vier- bis fünfmal zurückgewiesen, weil „der Senat in seinen Büreaux arbeite." Nur durch höchste Vermittlung gelang es, in jenes Heiligthum zu dringen, wo die jämmerlichste Beleuchtung den Genuß meist auf dunkle Ahnung des Dargestellten reduzirt. Ich hatte z. B. die Erlaubniß, an einer großen „Fußwaschung" des Paul Veronese und an einer „Auffindung Mosis" desselben Künstlers herumzurathen, ohne die Prachtdekorationen dieses liebenswürdigen Epikers gehörig zu erkennen. Mehre gute Tizian sind vorhanden, mythologische Scenen, kleine Figuren, in die Breite gemalt: „Opfer des Aeneas", „Raub der Helena", „Urtheil des Paris"; auch ein Porträt des Papstes Pauls III. Von Mailändern sah ich einen würdigen Mantegna: „Madonna mit Heiligen", mehre Bernardo Luini, recht gute Gaudenzio Ferrari, auf die man in Turin großes Gewicht legt, die mir jedoch etwas prosaisch deutlich erscheinen wollen. Die Bologneser sind vertreten durch einen Francia: „Grablegung"; Guido Reni fehlt nicht und ihn lasse ich mir gern gefallen, während

mir Albano zu viel ins liederliche Effekthaschen hinüberstreift. Da lobe ich mir den Guercino mit seinen plastischen Figuren auf dunklem Grunde; wie in dem herrlichen „Verlornen Sohn". Ein einziger Raphael ist ächt: „Papst Julius II.", der staatskluge energische Pontifex; die übrigen sind zweideutig.

In Turin halten es die Niederländer noch gar wohl neben den Italienern aus: Hans Holbein der Sohn mit Luther und seiner Frau, ein Prachtbild Van Dyck's: „Die Kinder Karl's I. von England", Porträts von Rubens, eine „Schlacht an der Brücke" von Wouvermans, die „Auferstehung des Lazarus" und der „niederländische Bürgermeister" von Rembrandt, ein Viehstück von Paul Potter. Sie rufen laut und vernehmlich: anche noi siamo pittori!

Neben Landschaften von Poussin und Claude Lorrain interessiren besonders zwei Darstellungen Turins aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von Canaletti, dem Venetianer. In einem wesentlich schlecht erleuchteten Saale messen sich Van Dyck und Horace Vernet in der Kunst des lebensgroßen Porträts: Prinz Carignan zu Pferde und Karl Albert zu Pferde ertragen beide den schärfsten Vergleich, woraus folgt, daß Horace Vernet ein großer Meister in der Individualisirung ist.

Die Academia delle belle Arti hat auch verschiedene sehenswerthe Bilder aus der niederländischen Schule, die nur leider wie in halbfinstrer Rumpelkammer wirr und schlecht dahängen. In den vorderen Sälen paradiren die Produkte der jetzigen Akademiker: viel Prosa und wenig Poesie.

Mit Vergnügen durchwandert man die Armeria reale

oder königliche Waffensammlung im Residenzschlosse, unweit der ministeriellen Bureaux. Hier sind die Mordwerkzeuge vom Mittelalter an so vollständig aufgestapelt wie nirgendwo. Die größte Aufmerksamkeit des besuchenden Publikums erregen jedoch die verschiedenen Albums, welche 1859 dem Könige Victor Emanuel von annexirten Damen dargereicht wurden. Das Album der Lombardinnen, aus lauter Diamanten von ganz unschätzbarem Werthe zusammengesetzt, ist sicher das Brillanteste, was je einem Könige geboten wurde. Victor Emanuel konnte sagen, sein Heldenmuth bei Palestro sei ihm glänzend bezahlt worden. Höheren Kunstwerth hat freilich der von Benvenuto Cellini ciselirte Gold- und Silberschild.

Wir schließen mit der Academia delle scienze, deren treffliches ägyptisches Museum mich stundenlang ins wahrhaft stabile, massiv unregsame Alterthum, in die vorsündfluthige Welt des Orients versetzte. Nie sah ich das todtgeborne Leben von den Ufern des Nil so beängstigend fremd, so räthselhaft abstoßend vor mir, wie in diesen Sphinxen, Isisbildern, Sarkophagen und Tempelstücken. Das ist schaurig ästhetisch, denn ästhetisch bleibt es immer, wie Alles, worin sich der Sterbliche auf seinem kurzen Lebensgange das Problem des Unendlichen zu lösen sucht; wie Alles, was aus dem gemeinen Bedürfniß heraus ein Ding um seiner selbst willen, d. h. um der Idee willen gestaltet, und es zu keinem andern Zwecke hinstellt, als zu dem der Beschauung, der Anschauung. Zu keinem andern Zwecke! Als ob es einen höheren gäbe, und als ob jener Zweck aller Zwecke nicht bis ins Trink- und Nachtgeschirr, bis in die Form der Lampe und des Bettes hinein reflectirte! — Ihre sog. Griechischen und Römischen Alterthümer

könnte die Akademie dagegen ganz wohl unter Verschluß legen; denn die Reste und Flicken römischer Sculptur, welche dort einigen Werth haben, wären höchstens bei einer archäologischen Vorlesung nütze, und geben dem großen Publikum einen sehr elenden Begriff von jener heitern Formenwelt, die sich als sonnenbeleuchtete Wunderbrücke vom ägyptischen Monstrum zu uns herüberschnellt. Ich hatte persönlich das Berliner Neue Museum noch in zu wonnigem Andenken, als daß ich diese römischen Flicken nicht mit einer Art Horror hätte fliehen sollen.

Vom Theater will ich schweigen. Die Oper sah ich nicht, wo Guiliani einer der ersten Tenore der Welt sein soll. Im Teatro Carignano, einem sehr großen Hause, wohnte ich der Aufführung der „Adriana" (Lecouvreur) bei, die recht leiblich gegeben wurde. Die Hauptactrice ahmte der Rachel mit Erfolg nach. Die Rachel aber steht bei den Turinern in sehr gesegnetem Andenken; sie werden fast wild über die Prätension der Ristori, sich mit der Rachel zu vergleichen; daß sie jene gar übertreffen soll, gilt ihnen für den Wahnsinn der Urtheillosigkeit. Ich mußte meine Nachbarin in der Loge, die mir so graziös den Schlüssel geschickt hatte, ordentlich damit beruhigen, daß beide in verschiedener Art etwas bedeuteten. Auch auf dem Felde der Kunst sind also die Turiner durchaus nicht Italianissimi, und wieder war es recht zweckmäßig, daß ich den Cavourhut in der Hand, das Garibaldihemd aber unter den Kleidern trug. Die Ristori scheint der weibliche Garibaldi auf den Brettern zu sein; Cavour's verständiges Gesicht dagegen ist nach dem Theatre français hin gerichtet.

Besuch bei Cavour und Rattazzi.

Turin, 23. Febr.

Gestern Nachmittag war ich bei Cavour. Vorgestern hörte ich ihn im Senat reden oder doch lesen. Die versammelten Väter hatten kaum das Protokoll der vorigen Sitzung zu sich genommen, als der Premier sich erhob, um eine Communicazione del Governo zu machen. Cavour erging sich über die glorreichen Errungenschaften der jüngsten Vergangenheit, über den Enthusiasmus in der Königl. Sitzung, und beantragte, daß der Senat Victor Emanuel II. zum Re d'Italia proclamire. Minutenlang dröhnte das Beifallsgeklatsch der versammelten Väter und der Galerieen. Die Regierung behält immerfort die Initiative in der Hand und geht vorwärts.

Also gestern sah ich den Ewigthätigen in seinem Cabinet. Er empfing mich freundlich, einfach und französisch. Er war schon im Senat gewesen, hatte dann wieder gearbeitet, und schien solche Audienzen als erwünschte Siesten in seiner permanenten Frohnarbeit zu betrachten. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und begann in leichtem Tone zu conversiren. Der Aufschwung in Preußen beschäftigte uns längere Zeit. Cavour theilte den Irrthum manches Diplomaten in Europa, als ob die Rheinprovinz das einzig bewegende Element bei uns zu Lande wäre; ich protestirte entschieden dagegen, wie ich es überall gethan. Die Rheinprovinz, sagte ich, scheint mir das Allerconservativste in Preußen zu sein; den Ruf des überschwänglichen Liberalismus hat sie sich durch ihr Beharren auf der französischen Civilgesetzgebung erworben; die bürger=

liche Gleichheit vor dem Gesetz ist ihr Hauptpathos. Die übrigen Provinzen, die lange Zeit im Nachtheil gegen das Rheinland standen, haben mindestens eben so tüchtige Charaktere, mindestens eben so viele staatsmännische Talente gestellt, seit die allgemeine Landesvertretung berufen wurde. Mustern Sie das liberale Cabinet zu Berlin, und Sie werden sehen, daß die bedenklichen Elemente darin grade nicht aus den alten Provinzen stammten!

Dann spitzte der edle Graf seine Aeuglein hinter der Brille zu und schoß ein Lächeln der befriedigten Einsicht hervor.

Das Gespräch kam auf den König Wilhelm. Ich erfaßte die Gelegenheit beim Schopfe und schoß einen gezogenen Sechspfünder ab: „Herr Graf, Sie haben den König tief beleidigt durch die Cession von Nizza und Savoyen. Wir wollen in Preußen nichts wissen von „Natürlichen Gränzen", die Politik des Dialekts erscheint uns als oberflächlich. Deutschland würde unendlich mehr Vertrauen zu Ihrer Schöpfung haben, ohne diesen bösen Präcedenzfall." Er zog die Stirn plötzlich zusammen, um seinen Mund spielte ein bitteres Lächeln; nur seine Augen wurden noch freundlicher als zuvor. Mit der rechten Hand machte er eine leise abwehrende Bewegung und flüsterte fein: „Nothwendigkeiten". Er sprach nichts, ich schwieg, und wir blickten uns einen langen Augenblick bis ins Innerste unserer Seelen.

„Ich gehe nach Rom", fuhr ich auf; „wann kommen Sie mir nach?" Jetzt verzogen sich die Stirnfalten, der Mund gewann seine plastische Ruhe, aller Ausdruck wanderte hinter die beiden Brillengläser: Question purement

morale! Eine blos moralische Frage! Das heißt, commentirte ich, eine Frage der Zeit? — Er nickte.

Cavour hat ein gar kluges Gesicht, dessen Fleischigkeit die Affekte nicht zum deutlichen Sprechen kommen läßt. Die innern Erregungen spielen nur auf die Oberfläche hin und sind wie telegraphische Zeichen, zu denen man den Schlüssel haben muß. Zu diesem physischen Vorzug gesellt sich dann aber ein starker Wille, eine rein verstandesmäßige Selbstbeherrschung, welche die steten Lebensretter des Grafen sind. Man braucht ihn nur anzusehen, um sich zu sagen: wäre dieser Mensch leidenschaftlich, so müßte ihn stündlich der Schlag rühren. So aber discutirt, disputirt, zankt sich Cavour, und reicht im nächsten Augenblicke zuerst die Hand. Er haßt kaum, selbst wenn er verfolgt; er ist immer bereit, das Gute im Gegner anzuerkennen und den Gegensatz in seine eigenen Zweckbestrebungen einzuschweißen. So steht er zu Garibaldi, sogar zu den Mazzinisten. Zu einem meiner Freunde sagte er: „Sind Sie noch immer ein Freund Mazzini's?“ Dieser antwortete: „Herr Graf, man wechselt die Freundschaften nicht wie ein Hemd. Uebrigens muß Niemand besser als Sie den Werth Mazzini's erkennen, da Sie sich einfach an seine Stelle gesetzt haben. Wohlan! führen Sie die Idee der Einheit Italiens durch, wir gehen Alle mit Ihnen!“ — Darauf hatte Cavour gelächelt, wie ich ihn in demselben Cabinet lächeln sah.

Ja, Cavour hat sich an Mazzini's Stelle gesetzt, der hochadlige Graf, der geriebenste Diplomat seiner Zeit. Er betreibt die „Idee“ mit seinen Mitteln, und die halbe Welt klatscht dem Erfolge Beifall. Er wahrt immer die Form, schreibt Depeschen statt der Manifeste, führt Krieg

statt der Emeuten, und zieht aufs Kapitol statt in die Verbannung. Er ist der glückliche Verschwörer, Mazzini der unglückliche. Wer aber die Geschichte der Annexionen studirt hat, der muß gestehen, daß er ein unendlich größerer Verschwörer ist als alle Carbonari und ganz Jungitalien zusammengenommen.

Cavour hat nicht seines Gleichen, er ist ohne ebenbürtigen Nebenbuhler; wenn er aber mit irgend Jemanden zählen muß, so mit dem Haupte des Terzo Partito oder linken Centrum, mit dem Commendatore Rattazzi. Commendatore, Komthur, das bezeichnet den einzigen Zopf, den sie in Italien noch nicht ausgerissen haben, den Ordenszopf. In Frankreich und Belgien ist zwar auch kein Knopfloch mehr sicher, und in großen Gesellschaften kann man noch immer mit der George Sand sagen: Ce Monsieur qui n'est pas décoré. Aber die Bebänderten heißen wenigstens nicht Chevalier. In Italien wird kein Decorirter mehr öffentlich genannt, keiner figurirt mehr in irgend einer Audienz, bei irgend einer Amtsbeförderung, ohne das verhängnißvolle Cav., lies Cavaliere. Ist man gar Komthur, so bleibt der Familienname fortwährend an diesem Galgen aufgehängt.

Ich besuchte also den Commendatore Urban Rattazzi, früheren Minister, jetzt zum Präsidenten des Parlaments designirt. Er ist ein schmaler, freundlicher, etwas blöder Herr, seines Zeichens Advokat, und ist auch in der Ministerrolle Advokat geblieben. Er hat seine Gesetzvorlagen immer plaidirt, nie imponirt; er ist der gewandteste und schlagfertigste Redner des alten Piemont. Von dem diplomatischen und doch magistralen Wesen Cavour's besitzt er keine Ader, dafür ist er um so zugänglicher. Da er noch

gänzlich unoffiziell war, so hatte ich für ihn alle meine Reserven aufgespart. Ich hielt es für gut und nützlich, der zweiten Person in Turin reinen Wein einzuschenken. Er ließ mich ausreden.

— Muß nicht Deutschland, ich meine das außerösterreichische Deutschland, mißtrauisch gegen Italien bleiben, so lange Frankreich bei Ihrer „Befreiung" die erste Violine spielt? — Zugestanden.

— Glauben Sie, daß Deutschland ruhig zusehen werde, wenn die französische Armee den zweiten Alpenpaß sprengt. — Nein, Sie müssen aber auch allenthalben gehört haben, daß Venetien nur durch die Italiener genommen werden kann und darf. Würde Deutschland sich in einen Krieg zwischen Oesterreich und Italien mischen? — Niemals!

— Gehe die Sache aber auch in der wünschenswerthesten Weise zu, deutsches Gebiet darf unter keinen Umständen verletzt werden. Wozu sollen die Anspielungen auf Triest führen, wozu die Schrift des Signor Gazzoletti: la questione del Trentino? Triest ist nicht habsburgisch, sondern deutsch, und würde mit einer Million deutscher Krieger vertheidigt werden. Wollen Sie uns vom Adriatischen Meere ausschließen, wo Sie schon Ancona besitzen und auf Venedig rechnen? Was, Trient gehörte den Italienern, weil es zwischen der Lombardei und Venetien liegt? Von Trient ist es nicht weit nach Botzen oder Bolzano, Stilfts heißt wahrscheinlich in der Ursprache Stelvio, wie Sauerkraut San Claudio; Meran heißt Merano, Brixen Bressanone. Machen Sie aus dem Brenner il Brennero und pflanzen Sie gleich dort Ihre Fahne auf! Und ist nicht auch damit schon gedroht wor-

den? Hat man nicht diese stupide Impertinenz dem Garibaldi selbst in die Schuhe geschoben?

— Falsch, falsch, Garibaldi hat viel zu viel Respect vor der Schweiz und vor Deutschland, sein Hauptaugenmerk war stets Neapel und Rom. Man hat ihn auf Venetien hetzen wollen, die Pariser Politik dachte ihn nützlich zu verwenden. Er ist aber so dumm nicht. Wissen Sie nicht, daß der General sich mehr als einmal wider die Umtriebe im Canton Tessin und in Südtyrol ausgesprochen hat?

— Darnach ist Hr. Gazzoletti ein Bonapartist. Nun so vigiliren Sie auf Ihre italienischen Bonapartisten, passen Sie ihnen auf die Kreide, bekämpfen Sie sie in Ihrer Presse, schlagen Sie die Zweifel des deutschen Volkes nieder. Es wird ohnehin schwer genug sein, dem Deutschen Vertrauen zu Ihrem gegenwärtigen Cabinet einzuflößen. Die Verschacherung von Nizza und Savoyen mag eine italienische Nothwendigkeit gewesen sein, aber deßhalb ist sie wahrlich noch nicht die Quelle deutscher Sympathie.

— Italienische Nothwendigkeit? Nein, in solcher Ausdehnung nicht; Bonaparte war mit einem Stück Savoyen abzuspeisen; die Cession beider Provinzen war vom Uebel. Die Stimmung in Nizza ist keineswegs erfreulich für den Kaiser der Franzosen, er ärgert sich weidlich über die Störrigkeit der gepreßten neuen Bürger; auch dort wird es eines Tages eine „Nationalität“ zu befreien geben.

Wird also Rattazzi eines Tages Minister, so wollen wir ihn an dieses Gespräch erinnern, dafern er es vergessen sollte. Wenn die bedeutende Figur Cavour's von der politischen Bühne verschwindet, so wird das linke

Centrum ans Ruder kommen, und von Rattazzi führt ein hochgewölbter Brückenbogen nach Caprera, zum populären Pathos der Nationaleinheit. Der Zwiespalt, der jetzt immer aufs Neue versöhnt werden muß, würde sich in ein Bündniß auflösen.

So finde ich geschrieben in meinem Tagebuche. Mittlerweile ist Cavour von den Lebenden geschieden. Es folge daher sein biographischer Nekrolog.

Graf Benso Camillo di Cavour, eine Biographie.

Die zeitgenössischen Politiker und Publizisten haben künftig ohne eine namhafte Größe weiter zu rechnen; der Mann, auf den seit 1856 ganz Europa blickte, wenn es der Zukunft etwas ablauschen wollte, dieser Mann ist nicht mehr. Graf Cavour ist der edelsten und großartigsten Sorge eines Sterblichen erlegen, der Sorge, ein Vaterland aus dem Nichts zu erschaffen; und wenn das ägyptische Todtengericht, die Könige vor sein unerbittliches Forum ziehend, nichts von der weichmüthigen Devise wissen mochte: De mortuis nil nisi bene, so wird der Tod fürs Vaterland stets der Mängel und Schwächen eine Menge zudecken. Graf Cavour ist für Italien gestorben; durch persönlichen Reichthum jedem Verdacht niederer Habsucht entrückt, trägt er nur den Vorwurf allerhöchster Ehrsucht, die in der politischen Moral schließlich eins mit der Tugend ist.

Cavour hat sich todtgearbeitet und todtgedacht. Er zählte noch nicht 51 Jahre. Geboren war er am 10. August 1810, als der erste Napoleon in seinem Zenith stand. Sein Vater war der Marchese Don Michele Giu-

seppe Cavour; seine Mutter, eine Genferin, hieß Adelaide Susanna Sellon.

Cavour's Ursprung väterlicherseits ist vollkommen conservativ; sein Vater, der Marchese, war Vicario von Turin unter Karl Albert und gänzlich nach dem Herzen Karl Alberts, mißtrauisch, polizeilich, bureaukratisch, ein Liebhaber von „Berichten" an die „Allerhöchste Stelle" über Personen und Einzelheiten. Der Sohn hat lange genug in der öffentlichen Meinung zu kämpfen gehabt, bis diese sich endlich dazu bequemte, ihn nicht mehr blos nach der väterlichen Tradition zu beurtheilen.

Seine erste Erziehung war militärisch, und als Schüler der Militärakademie war er zugleich Page am Hofe des damaligen Prinzen von Carignan, nachmaligen Königs Karl Albert. Mit 10 Jahren befreite ihn Karl Felix von diesem „Joche", und mit 18 Jahren verließ er die Schule als Lieutenant im Genie. Aber auch jetzt genirte ihn die Disciplin, sein Sarkasmus würgte an dem „verschluckten Stocke"; 1831, als er zu Genua fortifikatorische Arbeiten besichtigte, äußerte er sich liberal und ward nach dem Fort Bard — versetzt.

Er nahm seinen Abschied, trieb Agrikultur, reiste und suchte jenseits der Alpen freiere Luft. Dem Bestande der reaktionären Regierung daheim mißtraute er, der stoßweisen Empörung nicht minder; er enthielt sich durch Abwesenheit. Der ganze spätere Cavour liegt hier schon im Umriß vorgezeichnet.

Lange weilte er dann in England, seiner politischen Hochschule, wo er zum Lieutenant im staatsmännischen Geniekorps avancirte. Dort lebte er wie die bessere Jugend der aristokratischen Familien, nämlich studirend

und genießend zugleich, schloß Freundschaften für Gegenwart und Zukunft, und begriff die Freiheit in englischer Weise, als Freiheit des Gehens und Kommens, als Ungebundenheit der Person, des Handels, des Unterrichts, der Gemeinde der Provinz, nicht als Programm und Buchstabe, hint'er denen die Allgewalt der Regierung sich verstecken darf. Daher auch Cavour's Vorliebe für das Freihandelssystem, das er nach Kräften in Piemont eingeführt hat. Die englische Idee der Freiheit war freilich den Conservativen wie den Demokraten der französischen Schule daheim ein heller Greuel, und trug nicht wenig zu dem dauernden Mißkredit Cavour's bei. Hier ist übrigens sein Glaubensbekenntniß, von ihm selbst abgefaßt, wie es in der Schrift Sur l'état actuel de l'Irlande niedergelegt worden.

„Von Petersburg bis nach Madrid, in Deutschland wie in Italien, betrachten die Feinde des Fortschritts und die Anhänger der politischen Convulsionen England gleichmäßig als ihren furchtbarsten Gegner. Die Ersteren beschuldigen es, der Herd aller Revolutionen, die sichere Zufluchtsstätte, die Citadelle der Propagandisten und Gleichmacher zu sein; die Andern dagegen, vielleicht mit größerem Rechte, betrachten die englische Aristokratie als den Eckstein des sozialen Gebäudes in Europa und als das größte Hinderniß für ihre demokratischen Absichten. Dieser Haß, den England den extremen Parteien einflößt, sollte es der Mittelpartei theuer machen, den Freunden des gemäßigten Fortschritts, der allmäligen und regelmäßigen Entwickelung der Menschheit, allen denen mit Einem Worte, die aus Prinzip den heftigen Stürmen eben so sehr wie der Stagnation der Gesellschaft abhold sind.

Und doch ist dem nicht so. Die Gründe, die eine solche Sympathie nähren könnten, werden bekämpft durch eine Masse von Vorurtheilen, Erinnerungen, Leidenschaften, deren Gewalt immer unwiderstehlich ist. Und deßhalb gibt es nur wenige einzelne und vereinzelte Männer, die für die englische Nation jene Achtung und jenes Interesse empfinden, welche eines der größten Völker einflößen muß, die die Menschheit geziert haben, eine Nation, welche tapfer zur moralischen und materiellen Entwickelung der Welt beigetragen hat und deren civilisatorische Bestimmung noch lange nicht erschöpft ist."

Der junge piemontesische Lord war Mitarbeiter an mehren französischen Revuen, schrieb aber wie ein vornehmer Engländer, nur so bei feierlichem Anlaß, angesichts einer brennenden Frage, als Ersatz für mangelnde höhere Thätigkeit. Seine Artikel sind Gelegenheitsschriften, zeugen von Scharfsinn, von Dialektik, sind aber nicht gelehrter, als es einem Gentleman geziemt. Immer für den Fortschritt auf allen Gebieten staatlichen Daseins, stets aber Feind der plötzlichen Umstürzerei. Klarheit, Präzision, aber kein eigentlicher Styl, kein Studium des Ausdrucks; die Sache selbst soll reden. Cavour war kein Büffon'scher Mensch, seine akute Persönlichkeit verrieth sich niemals unter seiner Feder.

Der Sachkundige wird jetzt schon den Geist jener französischen Arbeiten errathen, deren Titel wir deutsch mittheilen: „Von den kommunistischen Ideen und den Mitteln sie zu bekämpfen"; „Ueber den gegenwärtigen Zustand Irlands und über seine Zukunft"; „Ueber die Eisenbahnen in Italien"; dann italienisch: „Ueber den Einfluß, den die neue englische Handelspolitik auf die

ökonomische Welt und auf Italien im Besondern ausüben muß"; „Ueber die Unzuträglichkeit von Musterpachthöfen in Piemont". In der erstgenannten Schrift wird Malthus auf höchst eigenthümliche Weise bekämpft; an den unerbittlichen Schlüssen des englischen Oekonomen ist nämlich schuld „die soziale Mitte, in welcher Malthus sich bewegte — man muß das einräumen. Von Locke und Clarke abwärts ist die hohe Metaphysik (lies: der Denkprozeß!) bis auf unsere Tage in England arg vernachlässigt worden, und das britische Ingenium scheint seine Aufmerksamkeit und Achtung nur denjenigen philosophischen Prinzipien gewährt zu haben, die einer unmittelbaren und praktischen Anwendung fähig sind."

Cavour hat schon damals in dem Memoire über den „Zustand Irlands" sein eigenes Porträt unter dem Namen Pitt gezeichnet, sicherlich ohne sich der Parallele im mindesten bewußt zu sein. Man höre ihn reden: „Es geht im Allgemeinen ein ganz falsches Urtheil über jenen Staatsmann um. Der schwerste Irrthum ist, sich ihn als Anhänger aller Mißbräuche vorzustellen, als Freund jeglicher Unterdrückung, wie einen Lord Eldon oder einen Fürsten Polignac. Die Sache verhält sich ganz anders; Pitt besaß die ganze Aufklärung seiner Zeit; der Sohn Lord Chatam's war nicht der Freund des Despotismus, noch der Vorkämpfer religiöser Intoleranz. Ein mächtiger und umfassender Geist, liebte er die Gewalt als Mittel, nicht als Zweck; er trat in's politische Leben, indem er die reaktionäre Verwaltung Lord North's bekämpfte, und kaum Minister, war eine seiner ersten Thaten, die Nothwendigkeit der Parlamentsreform zu verkündigen. Er war freilich nicht einer jener Männer, welche die Gesell-

schaft vom Kopf bis zum Fuß, vermöge allgemeiner Theorien und humanitärer Ideen, umgestalten wollen. Als tiefer und kühler Geist, frei von Vorurtheilen, war er nur beseelt von der Liebe zum Vaterlande und zum Ruhme. Hätte er die Regierung in einer Periode des Friedens und der Ruhe fortgeführt, so wäre er ein Reformator wie Peel und Canning geworden, die Kühnheit umfassender Pläne mit Weisheit und Geschicklichkeit verbindend." Aber die europäische Krisis machte ihm zum ersten Gesetz, England vor den „demagogischen Ideen Frankreichs" zu bewahren rc."

Wenn die Analogie der Charaktere zwischen Pitt und Cavour richtig ist, so hat dem Letztern jedenfalls ein besserer Stern geleuchtet; denn er brauchte nicht wie jener das Banner der Freiheit zu verhüllen, um das Vaterland zu retten; die Freiheit wurde ihm im Gegentheil das einzig zuverlässige Mittel, das Vaterland überhaupt erst zu schaffen.

Nach seiner Heimkehr aus England begann Cavour praktisch in der Heimath zu wirken. Er gründete Kleinkinderbewahranstalten und half sie leiten, mußte jedoch als „allzu liberal" aus der Direction treten, „im Interesse der Gesellschaft"! Man sieht, welche Fortschritte Piemont seit zwanzig Jahren gemacht hat. Im Jahre 1842 unterbreitete er dem König den Plan zu einer Ackerbau-Gesellschaft, in deren Verwaltungsrath er eintrat; Mitglied einer höheren Commission für Statistik war er bereits. Nunmehr verbreitete er gesundere Ansichten über Ackerbau, Düngmittel, Erntenwechsel, wie er sie aus Büchern und Erfahrungen kannte. Wie gesagt, er erklärte sich gegen die „Mustergüter" und zwar in dem besonde-

4*

ren Journale der Ackerbaugesellschaft. Ackerbaugesellschaften sind obendrein immer politisch, und trotz ihrer aristokratischen Mitglieder schließlich liberal. Wir sahen das jüngst wieder in Polen. Auch der piemontesische Adel verspürte beim Fällen des Hoch- und Mittelschlages einen Hauch jenes Geistes, der aus dem Säuseln des Waldes zu reden scheint.

Es tagte in Piemont allmälig; die Presse wirkte, die Kongresse sprachen, Balbo und Azeglio schrieben, Karl Albert hob den misanthropischen Kopf in die Höhe, Gregor XVI. starb und Pius IX. zündete das Feuer an. Am 17. Dezember 1847 trat Cavour, in Verbindung mit Balbo, Galvagno und Santa Rosa, mit dem Journal Il Risorgimento („die Auferstehung") hervor. Programm: Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen Fürsten und Völkern, Fortschritt im Wege der Reformen, Bündniß der italienischen Fürsten unter sich. In der Form gelobte man Ruhe und Mäßigung an.

Die Bahn war eröffnet, die Feinde Italiens konnten sagen: „Unheil, du bist im Lauf." Denn wenn die Tories in Piemont ganz kaltblütig solche haarsträubende Dinge forderten, was sollte erst Jungitalien sagen und fordern?

Der Redakteur des Risorgimento faßte die Bewegung sofort als entschieden nationale auf; am 21. Dezember unterzeichnete er eine Adresse an den König von Neapel, der sich noch immer nicht entschließen konnte, in die Fußtapfen des neuen Papstes, des Großherzogs von Toskana und selbst des mißtrauischen Karl Albert zu treten. Die Adresse ersuchte den Bourbonen, „der Politik der Vorsicht,

des Verzeihens, der Civilisation und der christlichen Liebe zu huldigen."

Nachdem sich der Mann der Reformen hinlänglich gezeigt hatte, trat der Mann der Besonnenheit auf. Am 7. Januar 1848 kam eine Deputation von Genua nach Turin, vom Könige die Errichtung der Nationalgarde und die Austreibung der Jesuiten zu fordern; die Redakteure der hervorragendsten Blätter von Turin gesellten sich zu jener Deputation, Brofferio, Valerio, Durando, Galvagno, Santarosa, Cornero, Castelli, Vineis. Robert Azeglio präsidirte. Alles war einstimmig der Ansicht, die Vorschläge der Genueser zu unterstützen, als Cavour dazwischenrief: „Was sollen Reformen, die nicht konkludiren, Forderungen, die, abgeschlagen oder gewährt, den Staat beunruhigen und die moralische Autorität der Regierung untergraben? Man verlange die Konstitution! Weil denn die Regierung auf ihrer jetzigen Basis nicht sicher steht, so gebe sie sich eine andere, die der Natur der Zeiten und den Fortschritten der Cultur entspreche, ehe es zu spät ist und ehe die ganze soziale Autorität vor dem Toben des Volkes sich auflöst und zusammenstürzt!" Er ging weiter als alle, aber er verlangte einen neuen Rechtsboden, auf dem sich stehen lasse, statt des stückweisen Vorstürmens von Position zu Position. Azeglio, Santarosa und Durando traten einzig zu Cavours Meinung über, man nannte sie die „Aristokraten", ungefähr wie Mirabeau ein Aristokrat war. Nur Brofferio war diesmal auch „Aristokrat", weil gerade die Aristokratie am weitesten ging. Seitdem sind Brofferio und Cavour nie wieder auf denselben Pfaden betroffen worden.

Durando erhielt den Auftrag, eine Vorstellung an

den König zu entwerfen; bei der Vorlesung brachten die Redakteure der „Concordia“ Alles in Zwietracht. Die Sache zerfiel und später wurde die Konstitution den Forderungen der Gemeinderäthe, dem Geschrei des Marktes und dem bösen Beispiel — Ferdinands von Neapel verdankt! Cavour war wieder einmal der echte Staatsmann gewesen.

Als der Minister Balbo den König in der Thronrede vom 1. Mai 1848 sagen ließ, er beabsichtige „Abänderungen im Statute, um die Geschicke Italiens zu erweitern“, d. h. um die Aufnahme der Lombardei zu ermöglichen, widersetzte sich Cavour im „Risorgimento“ solchen Absichten und erklärte die bürgerliche Gleichheit für das erste Prinzip der modernen Gesellschaft, das keinen Vorurtheilen geopfert werden dürfe. Dann aber war er wieder für das Zweikammersystem und drang auf eine moralisch mächtige erste Kammer, welche den Faktionen der zweiten ernstlichen Widerstand leisten könne. Einer solchen soliden Verfassung, der Organisation des Volks selbst, wolle er gefährliche Kongregationen (wie die Jesuiten) anheimgeben — der Staatsstreich war ihm in jeder Form verhaßt, und die Demokratie vergißt leider zu oft, daß, was durch den Staatsstreich kommt, durch den Staatsstreich geht. „Wenn die Jesuiten zur Zeit des Absolutismus Einfluß übten, wenn sie eine Herrschaft über die Geister der Regierten besaßen, wenn sie im Reiche der Finsterniß, vermöge dunkler Umtriebe, eine Art Macht in der Nation bilden konnten: so werden sie dem Lichte gegenüber ohnmächtig und wehrlos sein. Und gestalten sie sich nicht um, so erlöschen sie, wie alle Institutionen erloschen sind, die der unwiderstehlichen Gewalt widerstrei-

ten, welche die Völker auf die Bahn der Zukunft reißt." (Risorgimento, 4. Febr. 48.) Aecht englisch und germanisch, aber nicht allenthalben wahr, besonders wenn es gilt, ein Volk erst zur Freiheit zu erziehen. Aber die neue englische Freihandelstheorie sieht oft darnach aus, als ob Staaten sich rein von selbst bildeten und ausbildeten, als ob der Gesetzgeber eine überflüssige Potenz wäre.

Cavour vertraute seinem Vaterlande und forderte als ganze Modifikation des Statuts: Religionsfreiheit! Wir fügen das Amendement hinzu: Organisation des öffentlichen Unterrichts — ohne diese führt die Religionsfreiheit zur sittlichen Anarchie des Merkantilismus. Aber darin stimmen wir von Herzen gern dem edlen Grafen bei, daß jedes Revolutioniren aus abstrakten Theorien heraus französisch und verderblich ist, daß selbst unter den günstigsten äußeren Umständen sich nichts aus einem Volk machen läßt, als was in seiner Naturanlage vorbereitet liegt, daß Utopien jeder Art nach dem Laute des griechischen Wortes „nicht stattfinden."

Merkwürdig, besonders im Zusammenhange mit Plombières, ist Cavours Prophezeihung vom 16. Novbr. 1848, wo er heftig gegen den französischen Sozialismus polemisirt. „Eine ungerechte und unwissende Sekte erhebt sich, findet sich gegenüber der Wissenschaft, dem Individuum, der Familie, jedem Grundgesetz der menschlichen Gattung . . . Was thut's? Sie hat lebhaftes Vertrauen zu revolutionären Mitteln, ist ihres Triumphes gewiß, unternimmt den 24. Juni. Das französische Blut fließt in Strömen, da erhebt sich Frankreich am Rande eines Abgrundes, eilt herbei und unterdrückt die neue Tollheit. Was ist erfolgt? Wir suchten eine demokratische und

soziale Republik, wir hatten in der Hand den Keim vieler Ideen, die in friedlicher und regelmäßiger Entwicklung wahrscheinlich irgend einen neuen Fortschritt der Wissenschaft (!) gezeitigt hätten; anstatt dessen haben wir geerntet: zu Paris den Belagerungszustand, in Piemont eine langwierige zweideutige Vermittlung, zu Neapel eine schamlose Freundschaft zwischen dem französischen Gesandten und dem bourbonischen Tyrannen . . . Warten wir noch einen Augenblick, und wir werden die letzte Wirkung des revolutionären Mittels erleben, Louis Napoleon auf dem Thron!"

Graf Cavour ist immer italienisch gewesen, wenn auch nicht immer in derselben Form. Wir sahen schon, wie er auf ein Bündniß der Fürsten unter sich, auf Verständigung zwischen Fürsten und Völkern ausging. Als aber die Mailänder sich am 22. März glücklich befreit hatten, rief Cavour sofort zum Kriege auf: „Die Stunde für die savoyische Monarchie hat geschlagen, die Stunde der starken Entschlüsse, die Stunde, von der die Geschicke der Reiche, das Loos der Völker abhängen. Wir Männer von kaltem Verstande, gewohnt, vielmehr die Rathschläge der Vernunft als die Eingebungen des Herzens zu hören, nachdem wir jedes unserer Worte aufmerksam erwogen haben, müssen in unserm Gewissen erklären: ein einziger Weg steht offen für die Nation, für die Regierung, für den König: der Krieg, der Krieg unmittelbar und sonder Zaudern!"

Ist es nicht unbegreiflich, daß ein solcher Mann nicht sofort in einem halben Dutzend Wahlbezirken durchging? Unbegreiflich nur für den, der die Tücke der Urne nicht kennt, oder sich ihr gegenüber auf sein Verdienst verläßt.

Das größte Problem des konstitutionellen Lebens ist vielleicht die Organisation der Kandidaturen und Abstimmungen. Cavour ging erst bei den Nachwahlen durch! Er setzte sich ins rechte Centrum, gleichmäßig nach rechts wie nach links hin abwehrend. Besonders unpopulär wurde er bei der stürmischen Demokratie, die damals mit Hochdruck arbeitete; die Galerie, der Bundesgenosse aller Stürmer und Dränger, die sie nachher im Stiche läßt, pfiff ihn häufig aus. Er unterstützte ernstlich das Cabinet Balbo, doch opponirte er frank und frei gegen die zweideutige Annahme der lombardischen Propositionen. Als man Ausnahmsgesetze zur besseren Niederhaltung der Parteien forderte, opponirte Cavour wieder heftig, behauptend, die Polizei habe Mittel genug in Händen. Die Kammer verwarf den Antrag. Das Cabinet stürzte über die lombardische Frage, Cavour stimmte mit ihm. Das machte ihn auch nicht populär.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Custozza ließ sich Cavour freiwillig anwerben. Da ward der Waffenstillstand von Mailand geschlossen. Das neue Cabinet, mit Alfieri an der Spitze, hatte den schwierigsten Stand; Cavour hielt treu an seiner Seite, er bekämpfte die Gioberti'schen demokratischen Plane mit Heftigkeit. Die Tribünen schrieen, auf der Straße pfiff man ihn aus, in der Presse regnete es Sarkasmen und Verläumdungen auf ihn herab, sein Blatt hieß „Lord Risorgimento", er selbst „Lord Camillo"; man verglich ihn mit dem Redakteur des „Piraten", Cav. Regli, der Sängerinnen ohne Stimme, Tänzerinnen ohne Beine zu loben wisse, wie Cavour Minister ohne Gehirn. Alles das irrte unsern Staatsmann keinen Augenblick.

Die Opposition will das Ministerium zur Erneuerung der Feindseligkeiten zwingen, Brofferio von der äußersten Linken will sogar den Tag festsetzen; die Lage war kritisch, die Armee befand sich eingestandenermaßen in höchst desolatem Zustand. Cavour tritt im Parlamente auf, verlangt, man solle die englische Vermittlung gewähren lassen, erklärt, in Frankreich sei keine neue Revolution zu hoffen; der König müsse in seinem Gewissen den Tag bestimmen, wo der Krieg auszubrechen habe. „Wenn die Stunde schlägt, werden Sie uns alle über die Mittel einig finden, wie wir es im Prinzip sind.“ Beifall, Sieg des Ministeriums. In dieser Sitzung forderte Cavour den Präsidenten Gioberti mit Heftigkeit auf, die Freiheit der Tribüne zu wahren: „es ist keine Freiheit, wo gestattet wird, daß der Beifall“ . . . (Rumor) „Ich erkläre offen, angesichts des Landes, denen, die uns hier imponiren wollen“ — Neuer furchtbarer Lärm oben und links. Am 22. Nov. zwang er den Vicepräsidenten Demarchi, die Tribünen räumen zu lassen. Am 28. widersetzte er sich heftig der Progressivsteuer; der demagogische Lärm war wieder ungeheuer, aber Cavour verschaffte sich Ruhe, indem er den Tumultuanten zurief: „Wer mich unterbricht, beleidiget nicht mich, sondern die Kammer, und ich theile die Beleidigung mit allen meinen Kollegen.“

Als Gioberti Minister geworden war, löste er die Kammer auf, die ihm zu konservativ war, und erhielt dafür vom Lande eine andere, die ihn völlig verläugnete, sobald er sich dem Strudel der Leidenschaften irgend widersetzen wollte. Cavour fiel bei der Wahl durch. Im Januar 1849 wählten die Turiner an seiner Statt einen Hrn. Pansoya! Gioberti stürzte, weil er in Toskana und Rom interveniren wollte.

Die Götzendiener des peuple souverain votirten dagegen. Quantum mutatus ab illo! Was ist aus der Stellung Cavour's und aus der Stimmung Italiens in 12 Jahren geworden!

Rattazzi führte den zweiten Krieg und Cavour gab seinen Beifall, weil gar kein anderes Mittel mehr übrig blieb, aus einer ganz unleidlichen Lage herauszukommen. Unter dem Cabinet Azeglio trat er in die neugewählte Kammer, diese ward jedoch aufgelöst. Am 10. Dez. 1849 gab endlich die Neuwahl eine ministerielle Majorität, die Linke theilte sich obendrein in reine Linke und in die Partei del governo oder terzo partito, Tiers parti, linkes Centrum (Rattazzi). Jetzt standen sich die beiden größten Talente des Parlaments, die großen Parteiführer, gegenüber, Cavour und Rattazzi, der Staatsmann und der Advokat, der Mann der These und des logischen Beweises und der Mann der Antithese und des Scharfsinns, der Positive und der Polemiker. Rattazzi ist Redner, hat Organ, Stimme, Leichtigkeit, Unerschöpflichkeit, er ist wie ein ganzes Korps von Tirailleuren. Cavour ist schwerfällig, spricht mit Anstrengung, thut nur große Schläge, er ist, wenn man will, ganz Artillerie; die Gewalt hat ihn sogar herbe gemacht, etwas Guizot. Hier einige seiner Kanonenschläge. Er spricht von Farini, dessen politische Schriften in England gelobt und von einem berühmten Staatsmann übersetzt worden seien. Man lacht. Cavour: „Jenes Lachen kann nur von Personen herkommen, deren Name nicht bis dahin gedrungen ist." Er soll einmal auf eine delikate Frage mit Ja oder mit Nein antworten. „Und ich will nicht, sagt er, mich mit Ja oder Nein begnügen. Niemand in der Welt kann mich

zwingen, meine Antwort auf ein Monosyllabon zu reduziren." Ein Deputirter, nicht allzugroßen Muthes bezüchtigt, beschuldigt ihn, bei einer gewissen Gelegenheit feige gewesen zu sein; Cavour antwortet: „Ich wußte wohl, welchen Enttäuschungen und Verläumdungen ich mich aussetzte, als ich in's politische Leben eintrat; aber nie sah ich den Vorwurf der Feigheit von jener Seite voraus." Entsetzlicher Sturm in der Versammlung. — Verliert sich ein Redner im Labyrinth der Worte, kommt er zu keinem ersichtlichen Schluß, so wird die ganze Figur Cavour's ungeduldig, seine Augen rollen in der Versammlung umher, oder er fixirt starr das Pult, und zerreißt mit dem Papiermesser unbarmherzig die gewalkten Lumpen. Einen neuern wackern Redner betrachtet er fest und sieht nicht eher weg, als bis er sich sagen kann: „Der ist besorgt und aufgehoben." Ungeschickte Freunde langweilen ihn am meisten; dann lächeln seine Lippen sehr ironisch.

Uebrigens war Cavour heiter, selten präokkupirt, vergaß Feindschaften von gestern, ging gern mit früheren Gegnern zusammen. Seine Kollegen wählte er am liebsten in der Mittelmäßigkeit, weil er im Ministerium dominiren wollte. Er arbeitete für drei, verwaltete mehrfach drei Portefeuilles, alle mit derselben Gewissenhaftigkeit; ging in beide Kammern, gab Audienzen, arbeitete mit dem Könige, ging in Gesellschaft — stets beweglich, stets freundlich, stets höflich, Weltmann, nichts weniger als steif, und immer geistreich.

Sein scharfer Verstand, unterstützt von persönlicher Uneigennützigkeit, sagte dem Grafen Cavour, daß, je mehr Europa sich in die Gleise der Reaktion verfahre, desto weiter Piemont davon ausbiegen müsse. Als Alles revo-

lutionär, Vieles unbesonnen war, hielt der Besonnene straff die Stricke des Staatsgespanns; jetzt, da die Furcht Parole geworden war, pfiff Cavour die Marseillaise. Er sah ein, und zwar mit beneidenswerther Richtigkeit, daß, wenn überall anderswo die Raben der Reaktion niederstiegen, grade Piemont die Lerchen der Freiheit steigen zu lassen habe.

Und so schob denn auch der Deputirte des rechten Centrums, zwar gemessen und gravitätisch, herum nach Links. Dem Azeglio ward er bald zu radikal. Er unterstützte die Vorlage des Cabinets über Abschaffung der geistlichen Gerichte und erklärte, das Statut müsse Früchte tragen, sonst verlöre die Monarchie allen Kredit bei ihm. Er widersetzte sich jeder Maßregelung der Presse. Zuletzt stellte er Bedingungen für seine Unterstützung in der nächsten Sitzung: Abschaffung der Militärkommandanten, Reform des Finanzwesens, Aufstellung eines Budgets, bei dem sich eine Bilanz absehen lasse, liberaleres Zollwesen, besonders wo es die Armen drücke, Ausdehnung der Steuer auf mobiles Eigenthum. Da stand ja ein Ministerpropramm? Richtig, nach dem Tode Santarosa's übernahm Cavour Handel und Marine.

Es war Oktober 1850, und seither ist Cavour fast immer Minister geblieben, bald der Minister. Victor Emanuel sagte zu d'Azeglio, als dieser Cavour zuerst vorschlug: „Ganz gut, aber der wird euch bald alle aus dem Sattel heben!" — D'Azeglio aber ist nie ehrsüchtig gewesen. Als Nigra aus dem Cabinet trat, übernahm Cavour auch noch die Finanzen. Er war schon ein dreifaches Portefeuille, April 1851 bis Mai 1852. Jetzt unterstützte er gar die Wahl Rattazzi's zum Kam-

merpräsidenten, im Gegensatz zu seinen Kollegen. Das Cabinet löste sich darüber auf. Azeglio regierte kurze Zeit ohne Cavour, aber schon im Oktober verlangten die Händel mit Rom größere Energie. Cavour war auf Reisen gegangen, hatte den Kaiser Louis Napoleon besucht und die erste verhängnißvolle Bekanntschaft mit der Sphinx angeknüpft, als Azeglio in Turin dem Könige rieth, Cavour zur Bildung eines Cabinets zu berufen. Cavour wurde Premierminister und behielt die Finanzen, Dabormida bekam das Auswärtige, San Martino das Innere, Lamarmora den Krieg, Buoncompagni die Justiz, Paleocapa die öffentlichen Arbeiten, Cibrario den Unterricht. Nur Dabormida und San Martino waren neu; als jedoch Buoncompagni gegen Ende 1853 austrat, bot Cavour die Justiz dem Führer des linken Centrums, Rattazzi, an, der später auch noch das Innere verwaltete. Rattazzi wurde im Mai 1855 definitiver Minister des Innern, während De Foresta die Justiz übernahm. 1857 trat Rattazzi aus, Cavour war jetzt Premier, Finanzminister, Minister der auswärtigen Angelegenheiten und verwaltete das Innere; der homo omnis des Rabelais stand als homo minister fertig da. Lanza erhielt dann die Finanzen.

Zu einem echten Minister gehört auch, daß er seine Demission zu geben versteht; Cavour gab sie, als die Aufhebung gewisser Mönchsorden böse Wühlereien hervorrief. Aber auf d'Azeglio's Rath mußte der König den unvermeidlichen Cavour zurückrufen, ohne den Piemont gar nicht mehr bestehen zu können schien. Seit dem Austritt Rattazzi's, der auch ein Wörtchen mitspricht, regierte Cavour das Land bis zum Frieden von Villa-

franca oder eigentlich bis an seinen Tod; und noch weiß der so energische und selbstständige Ricasoli kein besseres Programm aufzustellen als: „Fortführung der Cavour'schen Politik." Cavour regiert also noch immer fort.

Wir haben uns bei der innern Carrière Cavour's absichtlich länger aufgehalten, weil diese im Drange der sich überstürzenden Ereignisse selten gehörig beachtet, von den Meisten auch nur ungenügend gewußt wird. Wer den Grafen Cavour erst auf dem Pariser Kongresse 1856 oder zwei Jahre später zu Plombières kennen lernt, der verfällt leicht in die schiefe Vorstellung, der ungewöhnliche Mann sei nur ein Diplomat, ein Länderjäger und Provinzenfresser, mit der Schlauheit der Pariser missi dominici angethan, zuletzt aber doch nur ein piemontesischer Pietri oder Mentschikow. Es wird jetzt klar geworden sein, daß wir einen auf's Tiefste durchgebildeten Staatsmann vor uns haben, dem von vornherein eine Mission an die Rippen pochte, und der in der unerschütterlichen Entschlossenheit seines Genius eine der größten Aufgaben der Geschichte auf sich genommen hat: in einem Staate von 4 Millionen die Freiheit zu retten, als sie nur noch in Belgien und der Schweiz athmete, die Freiheit zu retten zwischen Oesterreich und Bonaparte, den letzteren auf das erstere zu werfen, in der Götterdämmerung des Krieges einen Staat von 10, dann von 22 Millionen zu gründen. Man mag mit Cavour's Mitteln rechten, denn auch diese gehören der Geschichte an; aber auch von diesen Mitteln wird man a priori sagen müssen: sie waren die mildesten unter allen denkbaren.

Cavour gestand als Minister seine italienischen Sympathien offen ein; er schürte das Feuer, das bis zur

Spitze von Sizilien glühte; er blies beständig in die Flamme. Turin wurde der Herd der nationalen Idee, das Asyl aller Italiener, das provisorische Vaterland der ganzen Nation. Cavour legte es auf den unvermeidlichsten aller Kriege an, auf einen Krieg bis zum Messer, und zu diesem Kriege bedurfte er eines Bundesgenossen, der nicht nur moralisch den Daumen einbog wie England, sondern der den Daumen an den Gewehrlauf legte und abdrückte. Wäre bei der französischen Allianz keinerlei Bedenken und Gefahr gewesen, so konnte Jeder Italien befreien, Jeder Cavour sein. Alle historische Bedeutsamkeit beruht auf überwältigend scheinenden Hindernissen; sie ist allemal ein Kampf mit dem finstern Geschick, dessen Ausgang Niemand in der Tasche trägt. Wohl verstanden, wir schreiben hier eine kritische Biographie, keinen deutschen Leitartikel, bei dem alle Interessen denen des deutschen Vaterlandes weichen müssen. Es handelt sich hier darum, was Cavour für Italien war.

Der piemontesische Minister gewahrte in der weiten Umsicht des Horizontes keinen andern Alliirten als den früher von ihm denunzirten Kaiser der Franzosen, besonders seit er sah, daß der Neffe sich an den unversöhnlichsten Feind des Onkels anklammerte, an England; er hoffte unbedingt, durch englischen Einfluß die Gefahr des französischen Bundes zu neutralisiren. In die Krim zog er mit Heeresmacht, nicht als Vasall Frankreichs, sondern als Verbündeter der „Westmächte“, obgleich die offenbare Absicht dahin ging, dem sich zu Tode zaudernden Oesterreich eine Nase zu drehen. Als Oesterreich noch auf dem orthopädischen Lager der „Neutralität“ dalag, zog ihm Cavour auf dem Pariser Kongresse Arme und Beine

auseinander, denunzirte meisterhaft die ganze Politik von 1815 und ließ den „Schmerzensschrei Italiens“ durch die dürren Protokolle erschallen. Als Orsini zu Paris an die düstere Schuld des Napoleoniden mahnte, als die Presse überall die Bombenfeuer vor der Oper nachahmte, stand Cavour nicht an, den piemontesischen Blättern Daumschrauben anzulegen. Als Louis Napoleon den Zeigefinger winkend erhob, eilte Cavour nach Plombières; als von der „Miethe“ gesprochen ward, bot er Nizza und Savoyen an; als Bonaparte die Iphigenia verlangte, um guten Fahrwind zu bekommen, bewegte Calchas den Agamemnon zu diesem gräßlichen Opfer. In alle diese Dinge haben wir, unseres Erachtens, nicht hineinzureden; und da wo uns die Sachen wirklich angingen, bei der Erweiterung der französischen Gränzen, bei der Bloßlegung der Schweiz — da haben wir die deutsche Faust in der Tasche gemacht!

So setzte Cavour Alles an Alles und bot alle Kräfte seiner Nation zum Kreuzzuge auf. Als Napoleon III. in Italien war, als die französische Anmaßung sich sofort breit machte, fand sie sowohl an der italienischen Stimmung als an Cavour augenblicklich ihren Mann. Die Pulvermine des rothen Prinzen zu Florenz ward in die Luft geblasen, die französischen Agenten standen allenthalben unter polizeilicher Aufsicht. Es eröffnete sich ein europäisches Schachspiel zwischen Cavour und Bonaparte, das alle Eingeweihten höchlich ergötzte. Cavour ließ der Revolution in ganz Italien freien Lauf, er goß allenthalben Oel in die Flammen; Bonaparte bekam die Angst und schloß den Frieden von Villafranca. Cavour antwortet mit seiner Abdankung, Rattazzi hatte nichts ver-

sprochen, er war gar nicht zu Plombières gewesen, er wusch sich die Hände in Unschuld. Als in Toskana und in der Aemilia alles reif war, erschien Cavour wieder; Bonaparte erinnerte an das „Tröpflein Blut", Cavour warf Nizza und Savoyen hin und nahm ganz Mittelitalien. Dann protestirte er heftig wider Garibaldi's Piratenzug nach Marsala, und rüstete; als beide Sicilien nahezu erobert waren, ließ Cavour Umbrien und die Marken obendrein wegnehmen. Das „Königreich Italien" war vorhanden — daran hatte Bonaparte nie gedacht; er hat nie geglaubt, daß solches eintreten werde, daß er solches bewilligen müsse. Die Cavour'sche Endidee war, wie wir meinen, 23 oder 25 Millionen Italiener zu organisiren und dann wegen Savoyens und Nizza's Abrechnung zu halten. Wird Italien etwas, so zieht es die verlornen Stücke wieder an sich; wird es nichts, so geht noch viel mehr verloren!

Der Fünfziger ist mit den Worten von dannen gegangen: Ça ira! Er hatte bis zuletzt Vertrauen in sein Werk, aber dieses Werk hat ihn früh das Leben gekostet. Die entsetzliche Thätigkeit, der er sich achtzehn Stunden täglich unterzog, zerschlug seine apoplektische Natur. Er war mittelgroß, hatte Embonpoint, fettes Gesicht, kurzen Hals. Auch das Sprechen und Reden war eine Arbeit für ihn.

Cavour bewegte sich zwischen zwei Idiomen, und man will behaupten, der Mensch könne nur Eine Sprache leidlich reden. Von der Mutter her war er Genfer, sprach französisch, und zwar gut, und als Minister mußte er italienisch plaidiren. Ich glaube, er hätte das Französische auf der Tribüne besser gehandhabt. Cavour las

oft ab, natürlich keine Repliken — diese kamen fließend, aber nicht mühelos von seinen feinen Lippen, stets zutreffend, stets pikant, schwerlich aber seinem englischen Ideale entsprechend. Die Kammersitzungen waren für ihn eine Herkulesarbeit, denn er hörte Alles, sah Alles, wurde von Allem afficirt. War auf der Rednerbühne nichts zu thun, so ging Cavour umher, sich Arbeit suchend; er passirte stets Revue, Abgeordnete wie Tribünen. Mehr als einmal hat mich sein forschender spitzer Blick in der Loge erreicht. Er schmunzelte, wenn er zufrieden war, und war er nicht zufrieden, so arbeitete er so lange, bis er wieder schmunzeln konnte. Wie die Maisonne glänzte sein behaglich rundes Gesicht, als er den König von Italien vor das erste Nationalparlament führte. In seinen umherjagenden Augen stand geschrieben: Cavour fecit.

Er erlag der Arbeit und den Affekten. Es ist keine Kleinigkeit, den Garibaldi gegenüber zu haben, dieses blanke, impertinente Gewissen, dieses cholerische Kindesgemüth, in welchem 20 Millionen grollen. Cavour hat das zweimal erfahren, und das letzte Mal hat er theilweise den Tod davon gehabt. Das erste Mal war, als der doktrinäre Fanti den Mann der rothen Blouse aus den Marken zurückbeschieden hatte, wo dieser das Werk Cialdini's ein Jahr früher ausführen wollte. Garibaldi befand sich zu Turin in Gegenwart Cavour's und anderer Staatsmänner, und vor dem edlen Grafen derb ausspuckend, rief er die Worte: „So viel gebe ich, Herr Graf, nicht auf Ihre Person, sondern auf Ihre Politik!" Das andere Mal war im Laufe dieses Frühjahrs 1861 mitten im Parlamente zu Turin, als der furchtbare Hausgeist Italiens auf die Cavour'sche Erklärung in Be-

treff des Freiwilligenheeres kalt und scharf erwiederte: „Ich danke dem Hrn. Präsidenten des Ministerrathes für die Erklärungen, die ich glaubte das Recht zu haben von ihm zu fordern, und ich erkläre dem Hrn. Präsidenten des Ministerraths, daß jene Erklärungen mich völlig — unbefriedigt lassen." Dann fortfahrend, wie in lauter Dolchstichen redend, sprach der General von der „kalten und verderblichen Hand dieses Ministeriums", und wiederholte noch einmal mit unerbittlicher Kälte: la mano fredda e perniciosa di questo ministerio, als Gipfel und Krone zuletzt dem Tumult der Kammer entgegenrufend: Jo credeva aver il diritto di dir la verità. „Ich glaubte das Recht zu haben, die Wahrheit zu sagen."

Und doch gibt es noch etwas Ergreifenderes in diesem großen Drama der Wirklichkeit. Die Antithese zwischen Garibaldi und Cavour ist trotz alledem keine tragische; sie spielt, trotz ihrer Gediegenheit, nur auf der Oberfläche, sie geht nicht über die Verschiedenheit der Mittel zum selben Zwecke hinaus. Garibaldi, der Republikaner, kämpft und siegt für einen König; er tritt die äußere Form heroisch unter seine Füße, weil er die Sache im tiefsten Gefühl ergreift. Cavour stirbt mit dem Worte: Ça ira! Der Mann der Regierung von Oben, des gouvernement fort inmitten der Freiheit des Volkes, rezitirt im letzten Augenblick seines Daseins den grimmigsten Text der französischen Revolution.

Der König von Italien.

Die Zeit beißt sich wie eine Riesenschlange in den Schwanz, und der Dinge Erfüllung fließt mit dem Anfange zusammen. Seit den Herulern, Ostgothen und Longobarden war das italische Königreich aus den Annalen der Geschichte verschwunden, und wenn auch die glänzenden Hohenstaufen den größten Theil der Halbinsel des Apennin faktisch besaßen, so blieben sie doch deutsche Könige und römische Kaiser. Die deutschen Kaiser strebten in idealster Begehrlichkeit die Universalherrschaft des alten Rom an, Italien war im Besitz, im Eigenthum; von selbständiger Konstituirung, und nun gar von der Grundlage der Nationalität war keine Rede.

Die Anfänge des heutigen Italiens liegen vielmehr im Gegensatze zur fremden Herrschaft, in Arnold von Brescia, Cola Rienzi und in dem düstern florentinischen Mönche Savonarola. Machiavelli wurde der geniale Theoretiker der italienischen Einheit; das „Junge Italien“ und namentlich Mazzini übersetzten den kühnen Gedanken in die Sprache des Enthusiasmus. Graf Cavour entwarf als Ingenieur den Plan, den Machiavelli praktisch auszubauen; Louis Napoleon bot sich als Handhabe dar; die Fahne, unter der man an's Werk schritt, hieß Victor Emanuel.

Selten hat sich eine Persönlichkeit so trefflich zur Erfüllung nationaler Zwecke geeignet, und unter Persönlichkeit verstehen wir sowohl die Bestimmung durch den Lauf der Dinge als das willkürliche Element des Mannes. Beides läuft natürlich in der Biographie oft untrennbar ineinander; man kann bisweilen nicht sagen, war es Nothwendigkeit oder Freiheit, äußerer Zwang oder innerer

Drang. Man nennt aber mit Recht Persönlichkeiten, in denen sich kein Widerspruch zwischen Müssen und Wollen aufthut, glücklich — und Victor Emanuel ist das Glück auf dem Throne.

Victor Emanuel, Prinz von Savoyen-Carignan, Sohn des Königs Karl Albert und der Maria Therese von Lothringen, wurde geboren zu Turin am 14. März 1820. An seiner Wiege ertönte der erste „Schmerzensschrei“ Italiens, den sein Vater zu verstehen schien und dann verrieth. 1821 war Karl Albert, damals Kronprinz, tief in die Verschwörung verwickelt, welche die Einführung der spanischen Verfassung zum Zweck hatte, und deren Chefs er erbarmungslos preisgab. Karl Albert ging darauf, gleichsam als Exulant, nach Florenz, wo ihm der zweite Sohn, der schon verstorbene Herzog von Genua, geboren wurde. Die Mutter äußerte sich über ihren Erstling dahin: „Er ist sehr gelehrig, doch verursacht er Schwierigkeiten, weil er beständig laufen und springen will. Hat er aber einmal eine Sache gefaßt, so vergißt er sie so leicht nicht wieder.“ Der junge Prinz war sehr lebhaft und aufgeregt, dabei von kräftiger Gesundheit.

Der Vater that noch einen Schritt weiter auf der Bahn der Buße, um sich die diplomatischen Gottheiten wieder geneigt zu machen. Er ging 1823 mit nach Spanien, war gegenwärtig beim Feuer des Trocadero und half dieselbe spanische Konstitution einsargen, für die er drei Jahre vorher mit Offizieren und Studenten complotirt hatte. Dennoch bestieg Karl Albert im Jahre 1831 den sardinischen Thron wider den Willen Oesterreichs, das ihm gern den Herzog von Modena substituirt hätte. Die liberalen Parteien des Landes trauten dem neuen

Könige nicht mehr als die österreichische; er hatte es mit allen verdorben. Seine ganze Regierungsthätigkeit beschränkte sich auf Ausbildung und Verstärkung des Heeres. Blaß, stumm, mit umwölkter Stirn pflegte der König durch die Haufen des schweigenden Volkes daher zu sprengen, wenn's zur Parade ging. Horace Vernet hat ihn aufbewahrt; das lebensgroße Bild hängt im Palazzo Madama zu Turin: ein melancholischer Jesuit in Uniform zu Pferde. Wozu alle diese Soldaten und Waffen, dieses kostbare Kriegspielen? Niemand wußte es.

Der Prinz Victor Emanuel wuchs auf zwischen spanischer Etikette und französischem Soldatenthum, zwischen Höflingen und Korporalen. Er ritt schweigend vor der Statue des Commandeurs her, und dieser Commandeur war sein Vater, und er frug sich selbst wohl: wozu alle diese Flinten und Säbel? — Am 13. April 1842 vermählte sich der Kronprinz von Sardinien mit Marie Adelheid von Oesterreich, Tochter des Vicekönigs von Oberitalien. Das Volk blieb theilnahmlos bei den Festlichkeiten; eines Tages sollte es die mildherzige Fürstin beweinen. Jetzt erzählt man sich, daß bei jener Hochzeit die österreichischen Uniformen zum letzten Male in Turin gewesen seien.

Karl Albert that noch einmal einen Schritt in's nationale Lager; er verbat sich bei verschiedenen Gelegenheiten die wiener Hofmeisterei; das Volk horchte von den Alpen bis nach Sicilien. Dann schwankte der König wiederum und wollte zurückweichen. Da starb der Papst Gregor, und Pius IX. eröffnete jene unbegreiflichen Reformbestrebungen, denen niemals Reformen folgten. Pius IX. steckte den Brand an, der die ganze weltliche

Herrschaft der Päpste zu verzehren droht. Das Volk von Turin zwang den sardischen König mit der Piushymne zur Nachgiebigkeit. Pius IX. rief zu Neapel den Schrei nach der Konstitution hervor und das Echo widerhallte zu Turin: „Konstitution!“ Karl Albert versammelte seine Familie um sich und erklärte vor seinen Söhnen, die nie zu politischen Berathungen zugezogen worden waren: sein Volk solle an der Regierung theilnehmen! Das Statut ist vom 4. März 1848.

Die Lombardei empört sich, fünf Tage lang dauert der Kampf in den Straßen Mailands; die österreichische Armee zieht sich zurück. In der Mitternacht des 25. März erscheint der blasse Karl Albert auf dem Balkon des Schlosses in Turin, die drei Farben in seiner Hand: der Nationalkrieg wird erklärt. Wir wollen hier nicht die beiden Campagnen von 1848 und 1849 erzählen, noch das schwankende, oft sehr zweideutige Betragen Karl Albert's erörtern. Der König wurde von den Jesuiten zurückgehalten, und was diese nicht vermochten, das brachte die Angst vor den Demokraten fertig. Karl Albert fürchtete beständig, zu sehr zu siegen.

Der junge Victor Emanuel sah von dem allen nichts als den Krieg, er warf sich in den Sattel und die ersten Schüsse elektrisirten ihn. Keine Gefahr achtend, ging er beständig in's dickste Getümmel; er, der sonst die Musik nicht liebte, rief aus: „Ach, welch schöne Musik ist die des Schlachtfeldes! die gefällt mir, die versteh' ich.“ Bei Goito werden die Piemontesen überfallen, die Regimenter weichen schon, als der Herzog von Savoyen sie zum Stehen bringt. Bald drohend, bald gütig, flößt er ihnen sein Feuer ein und führt sie gegen den schon siegreichen

Feind. Eine entscheidende Position ist zu erobern; der Herzog von Savoyen stellt sich an die Spitze eines Bataillons und nimmt sie. Die Oesterreicher ziehen sich zurück. Am selben Abend trifft die Nachricht ein, daß Peschiera genommen sei, die Botschaft kam vom Herzoge von Genua, dem Bruder des Kronprinzen.

Aber schon war es mit den italienischen Siegen vorbei. Radetzky bricht aus Verona hervor, erobert die Positionen von Sommacampagna und bedroht den Rücken der Piemontesen vor Mantua. Die Division des Herzogs von Savoyen rückt in der furchtbarsten Hitze von Marmirolo nach Villafranca, um des andern Tages die von den Oesterreichern schon genommenen Positionen zu erstürmen. Noch einen Augenblick lächelt das Glück; aber Tags darauf erfolgt die Schlacht bei Custozza, der Rückzug der Piemontesen ist entschieden. Karl Albert begibt sich in der Verzweiflung nach Mailand, um mit den Resten der Armee die Hauptstadt der Lombardei zu decken. Der melancholische König capitulirt. Die Masse tobt, sie schilt den König einen Verräther, und Karl Albert muß bei Nacht und Nebel zu Fuß das Weite suchen.

1849 brachte die entsetzliche Niederlage von Novara, am selben Abend dankte Karl Albert ab, indem er erklärte: „Ich habe aufgehört zu regieren; von diesem Augenblicke an ist Victor Emanuel König." Damit umarmte er seinen ältesten Sohn. Der Exkönig begab sich in's Exil, fern vom Vaterlande zu sterben.

Zu Vignale fanden die Friedensverhandlungen zwischen Radetzky und Victor Emanuel statt. Es heißt, der alte Marschall habe dem jungen Könige sehr gute Bedingungen angeboten, wenn er das Statut abschaffen wolle.

Victor Emanuel hielt das Statut aufrecht, opferte die Lombardei, gab einen Theil seines Gebietes der fremden Occupation hin und öffnete seine Hauptfestung dem Feinde. Seine Lage war die schwierigste, die man sich denken mag; die Reaction, in ganz Europa an der Tagesordnung, wäre die bequemste Politik gewesen; aber diese Politik hätte das Haus Savoyen auf immer von der italienischen Nation getrennt. Nicht einmal die Aufrechthaltung des Statuts genügte, denn eine blos liberale Politik im Innern der subalpinischen Provinzen wäre als baarer Egoismus ausgelegt worden. Victor Emanuel besaß den kühnen Ehrgeiz, den Vater zu rächen, Italien zu vereinigen und italischer König sein zu wollen. Er sammelte alle Patrioten des weiten Vaterlandes um sich, bereitete ein neues Heer vor und wartete den Augenblick ab, wo er das verunglückte Unternehmen von 1848 wieder aufnehmen könnte. Bald faßten Piemont und Italien Vertrauen zu dem muthigen Manne. Oesterreich und Rom waren die beiden Hauptfeinde; der Kampf gegen das erstere war kein Gewissensfall für Victor Emanuel, wohl aber der hartnäckige langwierige Strauß mit dem letzteren. Der König war befangen in den religiösen Ueberlieferungen seines Hauses, mochte oft die Religion mit den klerikalen Ansprüchen und Anmaßungen verwechseln und stand bei dieser und jener Civilreform auf Augenblicke zaudernd still. Hier offenbarte sich ein Stück des väterlichen Erbtheiles. Aus jeder Prüfung aber ging er als Mann der Situation hervor. Italien will es! das genügte. 1849 war der König in seiner Hauptstadt kaum begrüßt worden; 1853 sandte ihm die dichtgedrängte Menge Kußhände, Evvivas und Segenswünsche in den Straßen nach.

1855 trauerte das ganze Volk mit ihm, als er innerhalb weniger Tage seine Mutter und seine Gemahlin verlor, und als etliche Monate nachher auch sein Bruder, der Herzog von Genua, heimging. Man erinnert sich wohl noch aus den Zeitungen, daß die beiden letzteren Todesfälle dem Universalmittel der turiner Aerzte, dem Aderlaß, zugeschrieben wurden. Gerade zu jener Zeit trat Piemont so unverhofft und so bedeutungsvoll zugleich in die westmächtliche Allianz wider Rußland ein. Die Westmächte beabsichtigten, Oesterreich aus seiner Passivität herauszustacheln; Piemont wollte sich die Gunst der Westmächte und der öffentlichen Meinung erobern und sich den Eintritt in den Rath der Könige erzwingen. Der Napoleonide baute an der Brücke zum zweiten Kriege. Oesterreich diente nur allzu gefügig den Absichten Louis Napoleons und seines Schützlings zu Turin, des Grafen Cavour, in welchem sich die ganze Politik des Sardenkönigs personificirte. Als der Waffenstillstand in der Krim geschlossen worden war, sagte ein russischer Stabsoffizier zu einem Piemontesen: „Ihr Piemontesen mit euerer Krimexpedition habt einen großen Umweg gemacht, um nach der Lombardei zu gelangen.“ Worauf der Piemontese: „Einen großen, ja, aber vielleicht den sichersten!“ Der Russe: „Ich zweifle nicht, und nach dem Schritte euerer Soldaten zu urtheilen, werdet ihr nicht fehlen anzukommen.“

Auf dem pariser Congreß bewies Graf Cavour der Welt, wie richtig der Calcül gewesen. Die Mittel zum Zwecke gingen freilich durch zweideutiges Gebiet: die Verheirathung der Prinzessin Clotilde mit dem Prinzen Napoleon hat dem Könige Victor Emanuel mehr als ein spitziges und schneidendes Bonmot zugezogen; die Weg-

gebung von Savoyen und Nizza ist ihm persönlich sehr nahe gegangen. In England hieß es später: „Erst verkauft der König sein Kind, dann die Wiege (Savoyen), and last his Niece (Nizza und Nichte).

Die Allianz mit Frankreich war jedoch nur eine Schwierigkeit der Lage, die andere war die Allianz mit der Revolution, mit der Demokratie, von der zu fürchten stand, sie werde sich ebenso wenig am Tage nach der Schlacht verabschieden lassen wie der Napoleonide. Nach dieser Seite hin ist des Königs Betragen ebenso kühn wie tadellos; er hat jeden Soldaten der Freiheit angenommen, ohne ihn nach seinem politischen Credo zu fragen, und er hat sie alle befriedigt durch die Herstellung des großen gemeinsamen Vaterlandes. Es mögen Zwistigkeiten, bitterer Hader herrschen zwischen Cavour und Garibaldi, zwischen der ministeriellen Doctrin und den Mazzinisten: der König hat sich beständig hoch über den Parteien gehalten und alle als Bürger Italiens begrüßt. Er ist in diesem Betracht vielleicht noch mehr die Incarnation Italiens als man glaubt; am Ende ging all der Furor italicus, die Glühhitze des „Jungen Italien", all das Theoretisiren der Männer von Dio e populo weit mehr auf die nationale Einheit als auf die Entwickelung der Freiheit. Am Ende aller Enden wäre auch in Deutschland die Demokratie mit der Nationaleinheit zu besänftigen gewesen.

Wir sagten oben, in Cavour verkörpere sich das System der sardinischen Politik; doch wird uns versichert, der König arbeite alle großen Fragen selbst durch und lasse sich auch die Thronreden nicht so geradezu octroyiren. So z. B. wäre der berühmte grido di dolore dell'

Italia, „der Schmerzenschrei Italiens“, Victor Emanuel's eigene Erfindung, und Graf Cavour bewahre noch das Brouillon vom Anfange des Jahres 1859. Auch der Tagesbefehl an die Armee, worin er sie zur Rache für Novara auffordert, stammt aus des Königs Kopf und Feder. Wo das Geschick des unglücklichen Karl Albert angerufen wird, da hat man zuverlässig den königlichen Schriftsteller vor sich, der als treuer Sohn mit der eigenen Loyalität die Sünden des Vaters deckt.

Bekannt ist, daß Victor Emanuel auch im letzten Kriege seine alte Tapferkeit und seinen persönlichen Muth auf's neue bewährte. Von den drei regierenden Häuptern war er allein als echter Soldat im Feuer. Im entscheidenden Augenblick warf er sich bei Palestro an die Spitze des dritten französischen Zuavenregiments und ging so tief in's Gewühl hinein, daß die Zuaven selbst sich vor sein Pferd stürzten und ihn beschworen, sich zurückzuziehen.

„Fürchtet ihr vielleicht, ich thue euch Abbruch?“ sagte der König. „Seid ohne Sorge, hier ist Ruhm für alle.“ Die Zuaven, mit echt französischer Eitelkeit, tauften darauf Victor Emanuel den „Ersten der Zuaven.“

Ein anderes lakonisches Soldatenwort erzählt man sich von Solferino. Die Piemontesen hatten die linke Flanke und trafen auf den rechten österreichischen Flügel zu San Martino. Der König sagte vor der Fronte: „Das Dorf da heißt San Martino, Kinder; wir müssen den Feind zwingen, „San Martino zu machen“, sonst machen wir selbst San Martino.“ Im Piemontesischen heißt nämlich „San Martino machen“ ausziehen, die Wohnung wechseln.

Die ungeheure Bewegung der Geister, die sich von

dem Frieden von Villafranca nicht behelligen ließ, die alle Municipalvorrechte freudig auf dem Altare des Vaterlandes opferte, die in unerhörter und wahrhaft unglaublicher Weise alle Eifer- und Scheelsucht aufgab: diese Bewegung verdankt allerdings ihren Ursprung dem tiefstgefühlten Bedürfnisse; aber sie ist wesentlich erleichtert, vor Rückfällen und Irrthümern bewahrt worden durch die chevalereske Figur des Soldatenkönigs, der sich wie Gustav Adolph zu Pferde setzte, um für eine Idee in's Feuer zu reiten. Wenn Victor Emanuel dem Conservativen ein geborener König aus altem Geschlechte ist, der die Monarchie repräsentirt, so bedeutet er den Vorgerückten und Demokraten in allem Ernst „die beste Republik", die einzige, die sich machen ließ.

Victor Emanuel ist eine martialische Figur im guten Sinne des Wortes, von hoher Statur, die Uniform gut ausfüllend, mit kurzem Halse, aber hochgetragenem Haupte. Der untere Theil des Gesichts ist etwas zu stark entwickelt. In seinen Zügen liegt Strenge und Güte zugleich, vor allem feste soldatische Entschlossenheit. Die am meisten verbreiteten Bildnisse sind nicht die richtigsten, das königliche Antlitz ist viel härter und rauher und erinnerte uns auf den ersten Anblick an den Alciden. Von der zurückhaltenden Majestät hat er nicht mehr als seine active Heldenrolle zuläßt; die Affectation würde lächerlich bei einem Manne, der beständig dem Jubel der Menge und öffentlichen Demonstrationen ausgesetzt ist. Der Soldat löst daher den König glücklich ab; als der Krieg 1859 unvermeidlich geworden war, schrieb er als bloßer Patriot: „Alles ist Jubel um mich her, und auch ich rufe aus dem vollen Herzen eines wahren Patrioten: „Es lebe Italien!"

Als Oesterreich sich weigerte, die eiserne Krone der Lombardei herauszugeben, rief er: „Es liegt mir wenig daran, mir genügt die Liebeskrone meiner Völker.“ Europa hat ihn den Re galantuomo getauft, er selbst nannte sich lieber „den ersten Soldaten Italiens!“

Noch Eins und wir sind zu Ende. Im Französischen wie im Italienischen hat das Wort „galant“ einen Doppelsinn: rechtschaffen, tapfer — und süß, weiberfreundlich. Die Chronik weiß gar Vieles im letztern Sinne von Victor Emanuel zu melden. Wir erklären, daß das eben Sache der Chronik ist, daß aber bis jetzt nichts davon in die Geschichte gehört. Wir erklären ferner, daß wir das goldene Zeitalter für gekommen erachten würden, wenn sämmtliche Ge- und Verbrechen der Könige sich auf die Zärtlichkeit gegen das zarte Geschlecht beschränkten.

M a i l a n d.

Nach Mailand über's Schlachtfeld von Magenta. — Art und Kunst. — Politische Eindrücke. — Nach Genua.

Mailand.

Mailand, 24. Febr.

Nicht mit besonderer Liebe denke ich an meinen Mailänder Aufenthalt zurück. Diesmal war ich, trotz aller himmlischen Begünstigung, deren ich mich zu erfreuen pflege, der Narr des Wetters, und wie der Narr sagt: „Der Regen regnete jeglichen Tag." Auf der Scheide der Geschicke am Ticino muß auch wohl eine Wetterscheide sein.

Wir fuhren also über die berühmte Ticinobrücke, auf welcher Napoleon III. einen so harten Stand hatte, wo er erfuhr, daß er nicht sein Onkel war. Der junge General der Republik hatte es 1796 auch mit einer Brücke zu thun, nämlich mit der von Lodi, die der alte Beaulieu grade so hartnäckig vertheidigen ließ, wie Giulay die unsrige; aber der junge General ergriff die Fahne, die um sein wallendes Haar flatterte, und erzwang den Uebergang im dichtesten Kugelregen. Der Neffe blieb zu Pferde vor der Brücke, die Hufe des Pferdes waren wie an den Boden genagelt. Saint Jean d'Angely war in Verzweiflung, daß ihm seine Garde so weggemäht wurde; die Adjutanten flogen vergeblich nach Canrobert aus, der immer nicht kam; die Oesterreicher sandten die Siegesbotschaft schon nach Verona. Da that Mac Mahon seinen kühnen Griff, er kam von Turbigo herab, hörte die furchtbare Kanonade, und dem vulgären Axiom zuwider, de mar-

cher au canon, wandte er sich links auf das Dorf Magenta zu, um der bedrängten französischen Armee Luft zu schaffen. Als der furchtbare Kampf um jedes Haus in Magenta entbrannte, wichen die Oesterreicher über den Naviglio grande zurück, und Niel an der Spitze der Brigade Vinoy trieb sie vor sich her.

Die seltsame Position Napoleons III. auf der Brücke des Ticino ist von Giacomelli auf einer großen Leinwand verewigt worden, die sich zu Turin befindet. Wir fahren auch über den Naviglio grande und gelangen nach Magenta. Wir sehen den Kirchthurm, der zum Pharus Mac Mahon's wurde, auf den seine Zuaven mit dem Berserkergeschrei: A la baionnette! losstürmten, noch ehe der Feind sichtbar geworden war. Man hat in Magenta eine Viertelstunde Zeit, um die Spuren des Kugelregens an den Häusern in Augenschein zu nehmen. Da ist besonders ein rothes Gebäude, welches von den blauen Bohnen völlig gespickt ward. Dort commandirte Espinasse, auf Leichen tretend, und erhielt den tödtlichen Schuß.

Und nun ging's im Regen nach der lombardischen Hauptstadt, die noch allen Deutschen zum Verderben gereicht hat, obgleich deutsches Blut in Masse dort rollt, obgleich der menschliche Typus dort durchaus kein südlicher ist. Auch die Stadt in ihrer Bauart ist nicht italienisch, sondern freireichsstädtisch, ein massiveres Frankfurt, ein Stück germanischen Mittelalters mit mehr städtischem Adel, folglich mehr Adelspalästen als wir deren haben.

Milano la grande, sagen die Italiener. Das Große ist hier wirklich quantitativ zu verstehen. Die Circonvallazione oder der Festungsrayon zieht sich wohl vier Stunden lang in die Runde; das Castello sammt der

Piazza d'armi sind mit darin eingeschlossen. Die eigentliche Stadt liegt wie ein Ei mitten in dieser Hülse, das Ei ist jedoch auf der nordwestlichen Längenseite eingeschlagen. Grade vor dem Schalenbruch liegt das Castell, jetzt seinerseits im Abbruch. 1859 war es mit allen Werkzeugen des Todes vollgepfropft, die Schlacht von Magenta kam jedoch dem Bombardement zuvor. Man erzählt in Mailand, die Oesterreicher hätten vor ihrem Abzuge das ganze Castell unterminirt, und ein einziger Tritt der Eindringlinge würde Mailand verwüstet haben. Ein Soldat jedoch hätte diese größte aller Höllenmaschinen verrathen.

Der springende Punkt in dem Oval des eigentlichen Mailand ist der Dom, il duomo. Man kommt von allen Seiten immer wieder auf ihn zurück, an ihm orientirt man sich bestens. Die Straßen sind etwas leidlicher als in Turin, besonders fährt es sich sehr bequem auf den Granitschienen, welche sich durch die ganze Stadt winden. Bei schönem Wetter mag das Alles sehr freundlich und heiter sein. Aber der Regen peitscht die Häuser und Straßen. Bewundere Einer den Mailänder Dom unter'm Regenschirm, in naßkalter Stimmung!

Da steht er vor mir, der riesige Marmorbau in seinen edlen germanischen Formen, hin und wieder etwas romanisch verpfuscht, dann wieder echt. Welche Massen, besonders vom Chore aus gesehen! Aber ich halte die Stimmung nicht, der Regen wäscht sie fort, und der ganze Dom von Mailand will mir erscheinen wie ein Porzellanberg, der in der himmlischen Küche gespült wird. Der Eindruck des Innern war mir großartiger als der äußere; diese fünf Schiffe sind wie fünf Versuche, den unendlichen Raum einzufassen, das Gränzenlose zu begränzen. Man

denkt sich aus der Welt hinaus, in eine andere versetzt, man kann sich gar nicht vorstellen, daß oben über dem Filigran der Decke noch etwas Anderes sein soll, ein Dach, Luft, Wolken, der Himmel. Es ist das Erhabene körperlich dargestellt, was die Orientalen nur symbolisch andeuteten oder im Psalm auszusprechen trachteten. Aber aussprechen ist noch nicht ausbilden, darstellen.

Was sollen mir jetzt die Zierrathen und Kostbarkeiten, die Ciselirarbeiten selbst im Geiste Benvenuto's, dieses Tifteln im unendlich Kleinen, wie sie uns geschwätzige Küster in der Kapelle des heil. Borromäus oder in der Capella del Albero zeigen? Mir genügt kaum der kolossale Ambrosius sammt dem kolossalen Borromäus am Altare. Mehr ziehen mich die gemalten Fenster an, besonders die von Bertini, der zuerst das Geheimniß der enkaustischen Glasmalerei wiederentdeckte: da sind ja ganze Evangelien auf Einem Fenster in liebevollster Naivität und in köstlichster Farbe. Aber am Liebsten trete ich wieder zurück, die Bedeutung des Einzelnen fahren lassend, dem Gesammteindruck mich hingebend, in welchen dann jenes Farbenspiel nur als mitwirkender Theil eintritt. Das Erhabene wird nie wieder so dargestellt werden, es gehört der Kindheit des Germanenthums an, das dem Orientalen, dem Griechen und dem Römer das Christenthum gleichsam aus der Hand nahm, zu ihnen sagend: Ihr wollt Spiritualisten sein und bringt es nur zum schwindsüchtigen Materialismus, zum Ekel an der Realität. Ich will Euch zeigen, wie man die Masse zur Aufhebung der Masse verwendet, die Erde mit allen ihren Steinen zur Vernichtung des Irdischen!

Vom Dome begeben wir uns nach Sant Ambruogio,

wo der heil. Ambrosius ruht. Seine Kanzel steht noch, der Vorhof mit den massiven Rundbogen auch noch, wo der energische Bischof dem Kaiser Theodosius den Eintritt verwehrte, bis er sich vom Blute der gemordeten Thessalonicher gereinigt habe. Das waren Bischöfe, Hirten der Völker; so grobkörnig wie die alten Pilaster, so fest wie die Mauern aus dem vierten Jahrhundert! Damals war es eine Freude zu glauben und mit der Kirche wider die barbarische Weltlichkeit zu opponiren. Welchen Spott auf sich selbst treiben sie heute! Sie empfangen den blutigen Mann der Dezembermassacres scherwenzelnd am Portale von Notredame, sie flehen des tauben Himmels Segen herab auf Eidbruch und nächtlichen Mord; sie schleudern anonyme Bannstrahlen, Excommunikationen auf Gattungen und Arten, und wagen keine Individuen zu nennen; ihre Canones sind nur noch mit Pulver geladen, ihr ganzes Treiben verfällt dem Witze der Masse, der Carikatur.

Jetzt ging's nach Santa Maria delle Grazie, des kostbarsten Schatzes ungraziöser Hüterin. Die Kirche selbst soll von Bramante angelegt worden sein. Sie ist jetzt Garnisonskirche und es wurde grade piemontesische Kavallerie aus der anstoßenden Kaserne zur Frömmigkeit hineincommandirt. Wir begaben uns daher sofort in's Refectorium, wo der Wunder Wunderbarstes im Kampfe mit Natur und Menschen das Loos des Schönen auf der Erde vergegenwärtigt: Leonardo da Vinci's „Abendmahl", mit Oel auf Kalk gemalt, von der Feuchtigkeit zerfressen, von Stümpern hin und wieder überkleckst, der rührendste Palimpsest der Welt. Die grande armée der Weltbefreier machte einst einen Pferdestall aus dem Refectorium, und da die Pferde einer Thüre bedurften, so brachen die Esel

ein Loch durch die Beine Christi, welche bei dieser Gelegenheit abgeschnitten wurden. Und man schilt auf den Consul Mummius zu Korinth, man hat die Vandalen sprichwörtlich gemacht!

Diese Cena gehört zu dem Staunenswerthesten, was selbstbewußte Composition jemals hervorgebracht hat, und Leonard war ein durchaus selbstbewußter Künstler. Allem, was er geschaffen hat, selbst wenn seine theoretischen Schriften nicht vorhanden wären, sieht man das Nachdenken, das Raisonnement an. Pedanten der Genialität haben dieses Element „Aengstlichkeit" genannt. Ja, es ist die Aengstlichkeit, innerhalb der Idee zu bleiben und die Idee ideal darzustellen, sich nicht im Fluge des Instinktes zu staunenswerth Ungeheurem hinreißen zu lassen. Leonardo arbeitete wie Göthe auf und seit der italienischen Reise, wie Schiller nach dem Durchgange durch Kant. Seine Zeichnungen, deren ich in der Mailänder Ambrosiana viele gesehen, seine wunderbar eracten Porträts legen die Art und Weise seines Schaffens blos. Er ist ein Genie der Ueberlegung, ein Genie, welches herkulische Anstrengungen macht, als Talent zu erscheinen.

Welch ein Vorwurf für den Historienmaler, 13 Personen bei Tische darzustellen! Wo ist da die Handlung, was passirt, was culminirt? Einer in der Mitte hat eine Empfindung, einen tiefen Seelenschmerz, der auf die 12 andern eine Wirkung hervorbringt: das ist Alles. Keine Galerie von Zuschauern, wie sie Paul Veronese brauchte, um Staat zu machen; keine drapirten Diener und Dienerinnen, nicht einmal Hunde, die sich verwundert umblicken, wie Rubens das sicherlich angebracht hätte. Nichts als die 13 Personen zu Tisch. Ein ächter Natio=

nalitaliener hätte eines Talismans bedurft, schon blos wider die Unglückszahl 13!

Und nun der Meister! Wie das gipfelt, wie die berühmte Pyramide zu Stande kommt, ohne daß die horizontale Linie verlassen würde! Drei Apostel rechts bilden Gruppe, drei links; in der Mitte zwei Gruppen von je drei um den Herrn. Im Geiste erhebt sich Christus hoch in die Luft wie zur Verklärung, die drei rechts und die drei links halten ihn gleichsam noch am Saume des Gewandes, während die beiden äußeren Gruppen tiefer am Berge verharren, gleichsam von Erstarrung und relativer Unbedeutendheit zurückgehalten. Und doch sitzen alle um denselben ruhigen Tisch!

Christus ist majestätisch sanft, menschlich erhaben, der resignirte Weise, der es ausgesprochen hat: „Einer von Euch wird mich verrathen." Johannes, zu seiner Rechten, wendet sich rückwärts zu dem brüsken Petrus, der ihn fragt. Liebe und Zorn verhandeln mit einander, der Verrath mit frech ruhigem Antlitz sitzt zwischen ihnen in der Person des Judas. Links von dem resignirten Weisen ist Jakobus der Aeltere außer sich vor Entsetzen, Thomas schwört Rache, Philippus betheuert aufrichtig seine Treue. Nun stuft es sich rechts und links ab zu untergeordneteren Affecten, zu minder bedeutenden Charakteren. Neben Petrus ist Andreas, starr vor Staunen, Jakobus d. J. zieht Erkundigungen ein, Bartholomäus ist verduzt und möchte gern Aufschluß haben. Auf der andern Seite bestätigt Matthäus die Worte des Herrn, Thaddäus hat offenbar Verdacht, Simon zweifelt noch an der Person.

Die beste Zeichnung dieses Wunderwerkes ist von

Teodore Matteini, der zu Venedig als Professor der Akademie verstorben ist. Nach dieser Zeichnung hat Rafael Morgen seinen berühmten Kupferstich angefertigt. In der Ambrosianischen Bibliothek sah ich eine alte Copie der Cena, aus der Manches zu lernen ist. Von den Schmieralien, die zum Verkauf im Refectorium der Maria delle Grazie selbst ausgestellt sind, kann ich nur sagen, daß sie ganz gut zum ehemaligen Pferdestalle passen. Interessanter für die Fernwohnenden sind die Photographien, welche die jetzige Ruine getreu wiedergeben. Um diese Ruine in ihrem heutigen Zustande wenigstens noch zu retten, hat man eine Maschine erfunden, welche die bemalte Wandfläche von der feuchten Mauer abheben soll, so daß die innere andauernde Feuchtigkeit sich nicht mehr nach jener Fläche durchfressen kann. Quod faustum sit! Es ist mehr als Zeit.

Dann sah ich die Kirche San Alessandro, das barockste Gemisch von allen möglichen Geschmäcken, die unglaublichste Schnörkelei und Ueberladung des Raumes, in diesem Betracht klassisch zu nennen. Den Schluß machte S. Carlo Borromeo, eine moderne Nachahmung des römischen Pantheon mit saubern Fresken, liebenswürdigen Reliefs und zwei schönen Marmorgruppen Marchesi's. Das Ganze ist eine Salonkirche, wie die Madeleine zu Paris, ein eleganter Tempel, wie ihn ein österreichischer Kaiser bestellen kann.

Jetzt war ich die Kirchen satt und müde, ließ mich durch die Straßen fahren, erblickte den königlichen Palast, sah auf dem Corso das fabelhafteste aller Gebäude, einen Palazzo aus brennendrothen Backsteinen mit furchtbaren Kariatiden, aber jeder einzelne Stein besonders gezeichnet,

die äußerste Mühe und Verschwendung, um etwas recht Tolles hervorzubringen. Wahrhaft großartig und denkwürdig ist dagegen das große Ospedale, für mehrere tausend Kranke eingerichtet, im lombardischen Stile aufgeführt. Dreimal hat man angesetzt, um diesen Bau zu vollenden; ganz ächt ist das Mittelstück mit seinen herrlichen Fensterbogen; der Anbau nach Rechts hat schon den reinen Stil verloren und verpfuscht die Fenster durch Ueberladung; links steht eine moderne Kaserne, die sich einbildet lombardisch zu sein. Dieser weite und breite Bau zählt acht Höfe; die Bogengänge des vorderen mittleren sind rein gehalten wie die Façade. Mir dünkt, junge Architekten müßten sich in dieses Hospital sterblich verlieben.

Nothgedrungen mußte auch der Arco della Pace an der Gränze des Exercierplatzes besehen werden. Dieser marmorne Triumphbogen führt zu nichts und kommt von nichts; es ist, als wenn man einen gothischen Thurm mitten in's freie Feld setzte, oder einen kostbar ciselirten Rahmen ohne Bild an die Wand hinge. Cagnola baute ihn 1807 zu Ehren Napoleons, damals hieß er Arco del Sempione, Nordbogen. Franz II. bestimmte ihn zur Verherrlichung der Siege über Napoleon und taufte ihn „Friedensbogen". Jetzt meldet uns die Aufschrift von Napoleon III. und Victor Emanuel II. Schade um die schönen korinthischen Säulen, die dort hinten im Exil stehen! Schade um die trefflichen Reliefs, die der Tourist aufsuchen muß wie ein Bild in der Galerie! Oben auf der Plattform steht ein Siegeswagen, an den vier Ecken sind Victorien angebracht. Die Figuren in den Säulensockeln wünschte ich weg, sie unterbrechen in höchst störender und überflüssiger Weise das Aufstreben der Marmormassen.

Was in Turin die Unordnung und Fahrlässigkeit der Menschen besorgt, nämlich die Verdüsterung der Gemälde, das nahm in Mailand das Wetter auf sich. Mit innerlichem Grauen besuchte ich die dortigen Sammlungen, ein kategorisches Pflichtgefühl trieb den Widerstrebenden hinein. Die Ambrosiana, Bibliothek und Museum, enthält zunächst mehr Bücher, als Johannes Müller und Gervinus lesen können, dann Codices und Handschriften, welche letztere nie verfehlen die Neugier zu reizen: die beiden Borromeo, Galileo Galilei, Lucrezia Borgia, die man auf's Haar wiedererkennt, zumal ein Büschel blonder Flachshaare bei ihrem Briefe liegt. Unendlich interessanter waren mir verschiedene Reliefdarstellungen von Thorwaldsen, die den Herkules zum Gegenstande haben, und eine „Anbetung der Könige" von Quintin Messis, der denn doch schon früher als die Italiener den Zauber der Palette auszuüben verstand, indem er ein rechter Zeitgenosse Perugino's war (Quintin Messis 1450—1529, Perugino 1446—1524), und 27 Jahre vor Giorgione und Tizian fällt (beide geb. 1477).

In der obern Galerie der Ambrosiana haben wir es ausschließlich mit der Kunst zu thun. Da hängt unter Glas und Rahmen Rafaels Carton zur „Schule von Athen"; da steht auf der Wand Bernardo Luini's „Dornenkrönung", die allerdings den treufleißigen Schüler Leonardo's verräth; da hangen Landschaften von Johann Breughel, die mit der Loupe studirt sein wollen; da ist das Bildniß einer Frau von Leonardo da Vinci, da sind Handzeichnungen von Albrecht Dürer, von Leonardo da Vinci, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, sintemal der ernste Meister auch Carikaturen gelie=

fert hat, die uns Andern denn wohl das Recht geben, auch einmal Späſſe zu machen und Witze zu reißen.

Die Brera, Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften, oder vielmehr ihre Berühmtheit ruft uns jetzt zu ſich. Im ehemaligen Kloſterhofe, der uns zunächſt aufnimmt, ſteht Napoleon Bonaparte von Canova, nackt in Lebensgröße! Was der ſanfte Canova ſich dabei gedacht hat, iſt mehr als ich ſagen kann; aber der moderne Cäſar friert beſtändig in ſeiner Nacktheit. Lieber noch die modernen Röcke, wie ſie die berühmten Italiener in der Runde tragen, die der Bildhauer Vela aus Turin angefertigt hat. Lieber Zopf und Perücke, als Canova's unnatürliche Natur! Die Pinakothek der Brera ſcheint mir vom Rufe überſchätzt zu werden, und die Unordnung ſchadet ſelbſt noch dem vorhandenen Werthe.

Man bekommt in den vorderen Gängen eine recht ſichere Vorſtellung von Bernardo Luini, dem ſchon erwähnten Schüler da Vinci's; man ſieht mit Befriedigung die ernſten Mantegna's, findet große Paul Veroneſe im bekannten Sonntagsſtaate, begrüßt die „Verſtoßung Hagars" von dem draſtiſchen Guercino, freut ſich innig über Rafaels Spoſalizio (Trauung Joſeph's mit der Maria); iſt man aber etliche Stunden an den Regimentern von Bildern vorübergegangen, ſo vermißt man den Totaleindruck, und es blitzen nur etliche Edelſteine aus dem Farbennebel hervor, der vor unſern Augen ſchwimmt.

Und nun hole dieſer und jener das Bilderbeſehen unter der Bleidecke des Regenhimmels! Man hat keinen Hochgenuß von dieſer ſiſyphiſchen Arbeit. Das Auge iſt zwar Licht, aber Licht ſucht Licht, und Licht erſt iſt die Mutter der Farben. Meine Augen ſchmerzen mich, ſie haben all ihr Licht verſchwendet.

Mailand, 25. Febr.

Die Stadt Mailand zählt 180,000 Einwohner. Zu diesen müssen aber jetzt an die 15,000 exilirte Venetianer, Istrier und Dalmaten gerechnet werden. Schon diese Zusatzbevölkerung allein gibt der Stadt einen aufgeregteren politischen Charakter, als ihn Turin hat, wäre der Lombarde nicht schon ohnehin heftiger, cholerischer, animalischer als der pflanzenähnliche Piemontese.

Daß Mailand nicht italienisch wäre, ist die fortlaufende böswillige Erfindung der Correspondenten der Zeitung für Fürsten, Diplomaten und andere haute volée. Da wimmelt es von gänzlich aus der Luft gegriffenen Dingen, von denen stets das grade Gegentheil wahr ist. So soll der König Victor Emanuel, um nur Eins zu erwähnen, jüngst hier sehr schlecht empfangen worden sein; etliche Buben hätten Lärm vor dem Palaste gemacht, bis die Polizei sie zuletzt beseitigte. Für die Mailänder wie für alle anwesenden Fremden ist das absolut lächerlich, denn der König wird hier auf Händen getragen und jedesmal empfangen, als wenn er seinen ersten Triumpheinzug hielte. Namentlich seine letzte Anwesenheit in der zweiten Hauptstadt von Norditalien war das Signal zu den wärmsten Demonstrationen. Aber für die Ferne haben solche Entstellungen den Nachtheil aller Fälschungen, und insofern kann es den hiesigen Patrioten nicht verdacht werden, wenn sie dem schreibenden Individuum der Diplomatenzeitung auf die Spur zu kommen suchten. Man glaubte ihn jüngst im Café Martini, der Scala gegenüber, erwischt zu haben, und nur das Dazwischentreten eines Triestiners rettete ihn vor dem Schlimmsten. Wenn er in seiner Münchhausen-Manier fortfährt, so wird ihm

hier unbedingt etwas Menschliches passiren. Mailand ist italienisch, und wenn noch Zwiespalt im Lager herrscht, so rührt dieser lediglich von dem Gegensatze zwischen Cavouristen und Garibaldianern her. Aus diesem aber erwachsen keine Rosen für Oesterreich.

Mit der Unmasse der hier weilenden Emigranten ist es allerdings eine heikliche Sache; nicht weniger als 15,000 österreichische Seelen haben hier ihr Lager aufgeschlagen, des Tages der Befreiung wartend, voller Vertrauen auf den wunderthätigen Garibaldi, der Peschiera, Mantua, Verona und Legnago nehmen soll, wie er Marsala, Catalafimi, Messina und Neapel nahm! Die Unglücklichen ahnen nicht, daß hier eine Weltfrage obschwebt, welche den großen europäischen Krieg in ihren Falten trägt. Unterdessen wollen alle vorläufig das nackte Leben fristen. Unter den Flüchtigen befinden sich sehr viele Garibaldianer, die seit Neapel völlig ausrangirt sind. Die Regierung bot ihnen sämmtlich Dienste an, erst auf 6, dann auf 3, endlich auf 2 Jahre; der Freiwilligenstolz und die Hoffnung auf den ersten März dictirten ihre abschlägige Antwort. Sie erhielten als Gemeine ihre 10 Napoleond'or, welche bald verzehrt waren, und nun haben sie keine anderen Subsistenzmittel als den 1 Frank per Kopf, den ihnen das hiesige Comité täglich auswirst. Dennoch werden sich die Armen finden müssen; denn ein Angriff auf Venetien steht durchaus nicht in Aussicht; zwangsweise wird nichts versucht werden, es sei denn, daß die ungarische Revolution ausbräche und Oesterreich seine Truppen an der Donau und Theiß gebrauchte. Manche wollen im Gegentheil alles von dem ausgesprochenen Willen der österreichischen Völker erwarten und können sich nicht

denken, daß irgend eine Volksvertretung Geld und Soldaten für den permanenten Belagerungszustand in Venetien bewilligen sollte.

Es will mich oft bedünken, als hasse unser Philisterium daheim grade zu die Selbstvergessenheit der italienischen Patrioten. Das opferfreudige Betragen der reichen und begabten Flüchtlinge sollte wenigstens frei bleiben vom Geifer des politischen Hasses. Wo der Egoismus zum Schweigen gebracht ist, da muß man, namentlich in heutiger Zeit, den Hut abziehen. Was bewegt z. B. den Grafen Correr aus Venedig, dessen Prachtpalast verwaist am Canale grande steht, sich seiner langgewohnten Lebensweise zu entkleiden, um von Morgens 10 Uhr bis zum Abend auf dem Bureau des Emigrations-Comité zu arbeiten wie ein niederer Kanzleibeamter? Was treibt den Abbé Coiz aus Udine, Messen zu 2 Franken zu lesen, von denen je 1 Fr. in die Kasse der Emigranten und Garibaldianer fließt? Der Mann hat freilich seinen Lohn dafür, denn er heißt hier „der Messias." Vorgestern Abend sah ich ihn in tödtlicher Unruhe und Angst, weil die Polizei drei Garibaldianer arretirt hatte, ohne daß man die Gründe dieser Verhaftung kannte. Legt Herr Abro aus Triest sein Geld auf Zinsen, indem er es mit beiden Händen an die nothleidenden Flüchtlinge gibt? Und der Dr. Molinari, der jetzt in Mailand für einen der ausgezeichnetsten Advokaten gilt, für wen plaidirt er, wenn nicht für seine hülfsbedürftigen Landsleute?

Darf die politische Tendenzmacherei so weit gehen, daß man die bedeutsamsten Thatsachen verschweigt, daß man kein Wort erwähnt von den sehr gewagten und energischen Demonstrationen, mit denen in allen venetischen

Städten die Einnahme von Gaeta begrüßt wurde? nichts von den andern Demonstrationen, die man zur Feier der Eröffnung des Nationalparlamentes veranstaltete? Drei Mann italienischer Bürgerwehr in Uniform genügten jüngst in Venedig, um ein feierliches Gastmahl und ein Dutzend Arrestationen zu verursachen. Ein Kaufmann Ricco und eine Wittwe Marzari wurden zu 7 Tagen Arrest verurtheilt. Andere wurden mit Geldstrafen heimgesucht, die man spöttisch „gezwungene Anleihen" nennt; so mußte der Notar Pasini, die Gräfin Michieli und Fräulein Dusom je 30 Florin zahlen. Der Sprachlehrer Bianchi reclamirte beim französischen Consul, er bewies, daß er kaiserlich französischer Unterthan sei, und entging so dem Caudinischen Joche. In Venetien sind nur die vier Festungen österreichisch.

Es gab ein einziges Mittel, und dieses ist nicht versucht worden und soll augenscheinlich nicht versucht werden: Oesterreich mußte einen Liberalismus aushängen, der den Cavour'schen in Schatten gestellt hätte!

Ich hatte vergangenen Winter in Briefen aus Nizza gelesen, man habe dort die Balkonfenster noch nicht zugemacht und nicht unter 12 Grad Wärme gehabt. Wo Citronen und Orangen im Freien überwintern, da muß übrigens milde Luft wehen. Also fahren wir nach der Ligurischen Küste, über Novara und Alessandria nach Genua! Gesagt, gethan. Ein scharfer Nordwind schnitt von den ernsten weißen Alpen herab in das Fenster des Eisenbahnwagens. Finsterer Nebel deckte Alessandria, als die Nacht herabfiel. Aber wie wurde mir, als wir den

Apennin durchschnitten hatten, als die ewigen Tunnels der Bocchetta — einige dauern sicherlich an 10 Minuten lang — hinter uns lagen! Es war wieder Morgendämmerung geworden, im ersten Zwielichte thaten sich Berge und Thäler und Häuser und Bäume hervor. Vor einer Stunde hatten wir Alessandria verlassen, meine Uhr zeigte 8; aber die Welt war wie umgekehrt, die Zonen hatten gewechselt. Als wenn man einen schweren Alp abschüttelt und mit Bewußtsein wieder in's Leben tritt, so muthete mich diese neue Welt an.

Ehe wir in die Station von Genua einmündeten, eroberte ich einen kurzen Blick auf den Hafen. Das Herz ging mir auf. Das Meer, das Meer! Ich soll dich wiedersehen, in neuer Gestalt, als Mittelmeer!

Der Omnibus packte mich ein, im Hotel schleppte man mich 6 Stockwerke, etwa 90 Stufen hoch empor. Die Fenster standen auf, die untere Hälfte der Persiennes in die Luft gekehrt. Hoch über die Dächer der Menschen weg blickte ich auf die Lanterna, den Leuchtthurm.

Genua.

Klima, Scenerie, Paläste, Kunstschätze. — Der demokratische linke Flügel des Königreichs beider Sardinien.

Genua.

Genua, 26. Febr.

Welch' eine mildwarme Luft begrüßt mich hier, da ich am 26. Februar das Fenster meines Schlafzimmers aufreiße! Ich kleide mich flugs an, die Stadt und das Meer zu sehen. Nie ward eine solche Bauart erlebt: furchtbare Häuser erheben sich in schmalsten Straßen, ja Gäßchen; diese Gassen sind alle so breit gepflastert wie die Vorhallen eines Hauses; man glaubt gar nicht draußen zu sein, es will uns bedünken, als ob die ganze Stadt nur ein einziges Riesengebäude wäre, durch schmale Gänge abgetheilt. Diese Gassen heißen auch gar nicht Via oder Contrada, sondern Salita, der Sprung, die Treppe. Ich dränge mich durch das Gewühl an der Börse und klettere die Salita degli orefici hinauf, die mir jeden Augenblick eine Einsicht in noch schmalere, noch dunklere „Sprünge" gewährt, welche rechts und links sich abzweigen. Ein poetisches Grauen beschleicht den Neuling, selbst in aller Morgenfrühe. Aus den gegenüberstehenden Fenstern können die Leute sich bequem bis in's siebente Stockwerk die Hände reichen. Unten in den Erdgeschossen wird gefeilscht oder gearbeitet, gehämmert, geschmiedet, Alles ist offen, an freier Luft.

Oben bei der großen Post wird Athem geschöpft, dort werden die Salite zu einer wirklichen Via, welche sich vom

Theater Carlo Felice bis zur Eisenbahnstation hinwindet, bald Nuova, bald Novissima, bald Balbi heißend. Mich aber zieht es höher hinauf, ich schlage die Salita S. Cattarina ein und erreiche die Acqua Sola, eine herrliche Hochpromenade mit immergrünen Eichen, frisch ausgeschlagenen Trauerweiden, keimenden Kastanien. Und von dieser bequemen Höhe schaue ich dann sofort hinab in die Gärten des Marchese Serra, wo das ganze Mignonlied vor mir steht. Es ist also doch wahr, wahr und wirklich, was die Poeten gesungen: Zitronen in gelber Reife und Goldorangen in dichtem Laub — am 26. Februar! Da hängen sie zu Hunderten, die Hesperidenäpfel, und neben ihnen steht auch hoch der Lorbeer mit den saftiggrünen, länglichen Blättern. Turin und Mailand sind noch kein Italien, aber Genua ist Italien.

Das berühmte Caffè della Concordia in der Via nuova, wo man im Garten der Armida frühstücken kann, war leider wegen Reparatur geschlossen. Aber das bescheidenere Caffè del Centro gewährte mir Ersatz: auch hier ist ein Garten, auch hier glühten und sprühten Zitronen und Orangen, und ich stürzte in den Garten wie ein Verliebter. Fa fresco, fa fresco, bemerkte der Wirth achselzuckend — was weiß dieser Mensch von der Mignon, ihren Sehnsuchtsklängen und der Geschichte eines nordischen Herzens? Ein blasirter Kellner frug mechanisch: Commanda? Ich antwortete: Kaffee; er schleppte schwarzen Kaffee, wie nach dem Mittagstische, herbei; ich schickte ihn damit zurück, und er belehrte mich, daß ich dann Caffè al latte hätte bestellen sollen. Ich hörte das kaum, denn im Garten war man mit der Orangenernte beschäftigt: ein Bursche saß auf einem Baum, pflückte die näch-

sten, schüttelte die fernsten, und unten las eine dicke Madama das süße Gold in große Körbe. Der Boden war damit besät. Wie ist die Natur so schön, wo sie eßbar wird!

Der Kaffee erschien, jetzt al latte, ich trank ihn und aß Semmeln dazu; aber was ich wirklich aß, waren nicht Semmeln, sondern Orangen, ich aß die Orangen nur unter anderer Gestalt. Endlich ward ich muthig, ging auf den lesenden Burschen zu und bat ihn, mir eine Frucht zu verkaufen. Er gab mir eine recht fette, und erwiederte kalt auf die Frage nach dem Preise: niente. Der Wirth hatte das durch die offene Glasthüre mitangesehen und erschien jetzt mit einem ganzen Fruchtblech voll Orangen vor mir. Zu seiner Ehre sei es gesagt, er hat mir jeden folgenden Morgen so aufgewartet, aber mein höfliches Grazie hat der Mann nicht verstanden, so wenig als er je von der Mignon eine Ahnung gehabt hat.

Und nun nehmen wir die Via nuova in Augenschein, die Palaststraße. Rechts wie links öffnen sich die Hallen zu den Wohnungen der Grandi: Spinola, Adarno, Doria-Tursi, Brignole-Salé, Giacomo Filippo Durazzi, Balbi-Pióvera, der Palazzo reale, früher Durazzo, die Universität. Da führen Marmorstufen in ein von Marmorsäulen getragenes Atrium, wie bei Brignole und Durazzo, oder eine hohe Treppe führt in einen Säulengang, der uns in die grüne Nacht der Pomeranzen und Lorbeeren im hintern Garten blicken läßt, wie in der prachtvollen Universität; oder man blickt durch einen gekiesten Hofraum auf den vollen Garten neben dem Palast, wie im Palazzo reale. Im Innern erheben sich breite Marmortreppen bequem in die obern Stockwerke hinauf, zu weiten

Gemächern voll Pracht und Prunk, Sammt und Seide, Gold, Farbe und Schnitzwerk. Der vornehme Besitz liegt da, als wenn er zur Schau gestellt wäre. Charakteristisch sind die Stufen am Eingange von der Straße; dieser marmorne Luxus war also ursprünglich gar nicht auf Equipagen, sondern nur auf Sänften eingerichtet. Fährt der Grande heutzutage, so muß er am Portale gerade so gut aussteigen, wie wir andern vor der Hausthüre, wo uns die Droschke absetzt. Man erzählte mir, vor zehn Jahren habe Genova la superba noch keine zwanzig Equipagen gehabt!

Der genuesische Adel schmollt mit der Bewegung der Geister und der Einheit Italiens, ganz im Gegensatze zu dem Mailändischen, der des Unfugs Rädelsführer gewesen. Die Bewohner der hiesigen Palazzi betheiligen sich bis jetzt bei nichts, sie machen nicht einmal Opposition, sie „enthalten sich." Sie leben so fort, öffnen aber ihre Säle und Galerien gastlich dem Fremden, der sich mit der Dienerschaft abzufinden hat.

Wir sind am Palast Brignole, der die schönste Gemäldegallerie enthält; treten wir ein. Wir können uns diese Tizian, Tintoretto, Paul Veronese, Caracci, Domenichino, Guido Reni, Guercino, Rafael und Carlo Dolce unmöglich entgehen lassen, um so weniger als ihnen zur Seite Albrecht Dürer, Hans Holbein, van Dyck in höchster Potenz und Rubens vorhanden sind. Van Dyck hat den Prinzen von Oranien für alle Zeiten aufbewahrt, einen Marchese Brignole zu verewigen gesucht, den „Zinsgroschen" und eine Soldatenscene gemalt. Rubens stellt sich selbst und seine Frau, dann einen genuesischen Senator dar. Von den Italienern ist es wieder Guercino, der

mir vorzüglich imponirt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil ich diesen bolognesischen Meister früher kaum kannte, in den Museen ihn schlecht vertreten fand. Da ist z. B. seine „Verjagung der Wechsler aus dem Tempel", seine „Selbstentleibung Cato's", sein Jesuskind, ganz besonders noch seine „Cleopatra", die sich die Viper an den Busen setzt: mir ist als ob ich so etwas sinnig Schönes, so viel Gefühl in der Pracht nie entdeckt hätte. Und doch ist Guercino erst ein Schüler Caracci's. Aber er hat sich den Tizian aufs Korn genommen und gelernt, wie die bunte Welt oder der Kosmos aus der schwarzen Nacht entspringt. Bei ihm ist keine Spur von dem nichtsnutzigen Realismus, den Annibale Caracci auf die Bahn gebracht hat.

In die Kirche der Annunziata treten wir ein, schon blos um ihre goldne Pracht zu sehen; sie ist in der That unsäglich geschmückt mit dichtvergoldeten Bogen und glänzenden Freskenfeldern. Es glitzert und gleißt nur so aus der Höhe herab. Wenn nur auf die Bettelkinder da drunten etwas von dem Golde herabfiele; die pittoresken Lumpen verfolgen uns schon bis in die Kirche hinein; auch in diesem Betracht sind wir in Italien.

An der Station vorbei gelangen wir zum Palaste des Andreas Doria, in dem wir einst besser zu Hause waren als in der Landesgeschichte, da wir nicht höher schwuren als: „Donner und Doria!" Wie ehrwürdig halbzerfallen dieser Palast da steht zwischen seinen beiden Thürmchen! Wir sehen respektvoll die Häupter der Doria an die Wand einer langen Galerie gemalt, wir finden das plumpe Neptunsgesicht des Andreas heraus — draußen im Garten steht er wirklich als marmorner Neptun

mitten im Springbrunnen, von Tritonen umgeben. Wir wandern durch die öden Säle mit ihren prächtigen Kaminaufsätzen und ihrer pompejanischen Enkaustik: es ist Alles ausgestorben, kein Möbel erinnert an den Zweck dieser Säle. Nur ein vergoldeter Sessel öffnet uns dieselben Arme, die er einst Karl V. geöffnet. In diesem Pantheon, wo alle großen Männer bis auf den ersten Napoleon geruht, setze ich mich einen Augenblick nieder. Das einzig bedeutende Kunstwerk des Palastes ist der „Sturz der Titanen", nach Rafaels Zeichnung von Pierin del Vaga ausgemalt, Plafondbild. Eins, aber ein Löwe! Jupiter, von Phidias abstammend, von Rafael adoptirt, schwingt den Donnerkeil, von rothem Feuer glühend, auf die verruchte Revolutionsbande hinab, die unten mit den zerbrochenen Felsstücken des Pelion und Ossa ankommt; auf beiden Seiten des zornigen Göttervaters sitzt in olympischer Sicherheit, in erster Rangloge, das heitere Geschlecht der Unsterblichen, besonders göttlich die Göttinnen mit dem griechischen Profile und der neugierigen Emotion im unsterblichen Antlitz. Wie sie es dem Vater der Götter und Menschen Dank wissen, daß er sie von der Rotte Korah befreit, und fast noch mehr, daß er ihnen dieses Schauspiel gewährt hat!

Auch die köstliche Marmor-Terrasse, die auf den großen Garten geht, ist nicht im frischesten Zustande; aber man sieht auf den Hafen, auf die himmelblaue Fluth, man überzählt die Schiffe der Ferne, und die amphitheatralische Lage der Stadt Genua wird uns zum ersten Male klar. Dort in der Darsena am Hafen ist Fiesko „ertrunken" — oder „ertränkt", wie Verrina sagt, und wir sind zum Andreas Doria gegangen. Aber Verrina ist abhanden

gekommen, sein unverbrüchlicher Rechts- und Freiheitssinn ist dem System des Nützlichen und Rathsamen erlegen, und heute gehen sie alle zum Fiesko, der, in Pracht gehüllt, prächtig und freigebig zu sein liebt, und mit Lust die Zahl seiner Kleinen wachsen sieht. Denn er wird immer größer und mächtiger, je mehr ihn die Welt für groß und mächtig hält.

Wir steigen in den gleichfalls vernachlässigten Garten hinab. Da steht herrlicher Lorbeer, der keine Doria mehr krönt; da wachsen Pinien, die zum Mittelmeere gehören, wie die Zeder zum Libanon; da sind Ligustren in Blüthe, da duften große Violen, da hangen und lasten Zitronen und Pomeranzen, und da steht der stolzeste aller Bäume, die Zypresse, so man gepflanzt hat auf das Grab der republikanischen Herrlichkeit von Genua. Abermals erhebt sich eine Terrasse bis dicht über's Meer, und angesichts der geheimen Durchgänge, die von der blauen Fluth unter diesem Aufbaue herführen, hat man Anlaß, an alle Mysterien des Mittelalters zu denken und in der Geschwindigkeit zwölf Bände Alexander Dumas zu verfassen.

Auf der Mauer am Meere hin, zwischen der Eisenbahn und dem Hafen, geht's auf die Lanterna zu, die sich am äußersten Westende des großen Bogens erhebt, welcher Genua bedeutet: der Weg führt an einer mächtigen Kaserne vorbei, die oben am Berge nicht ohne fortifikatorische Absicht erbaut worden ist. Als General La Marmora im Jahre 1849, nach dem Unglück von Novara, das empörte Genua einnehmen sollte, gelang es ihm, über diesen Gebirgshals in die Stadt zu dringen. Auf seinen Rath ward hier später, als an einer schwachen Stelle, die große Kaserne errichtet, von der aus Stadt und Hafen

bestrichen werden können — wenn man's je wieder nöthig finden sollte.

Wir sind am Leuchtthurme, zu dessen Eingang wir auf Felsenstufen emporsteigen. Unten am Strande wird eine Batterie gelegt. 335 Stufen, die gar kein Ende nehmen wollten, brachten uns zu dem großen Apparat, der allabendlich das warnende Licht so weit in die See hinaus sendet. Man erklärte uns die Vorrichtungen in erwünschter Weise; indessen diese luftige Höhe ist schlecht angethan zu physikalischen Studien, das prachtvolle Panorama fesselt uns ganz. Von allen Rundsichten, die mir je zu Theil wurden, ist dies die imposanteste; hier begriff ich Genova la superba. Da ist der schöne Hafen, die Einfahrt zwischen dem Molo Nuovo unter uns und dem Molo Vecchio auf der andern Seite; dort erhebt sich die Stadt ringförmig aufsteigend von grünen Bergen überragt, und rechts hin spiegelt die klarste Sonne auf dem weiten Mittelmeer, das in alle Ferne hinaus nur ruhige Falten um seine eigene Würde schlägt. Von dieser Höhe aus versteht man auch die Bauart Genua's und seine stolze Geschichte: das ist eine Welt für sich, ein republikanisches Königreich: drinnen wohnen die Herrscher und ihre Diener, draußen die Feinde. Wer mitherrschen will, muß sich irgendwo am Bergesrande ein Nest bauen, nöthigenfalls das Nest hoch auf den andern Nestern ankleben. Das Amphitheater ist die Markscheide der Republik gewesen.

Sinkt man nach einem solchen Wander- und Schautage Abends in die Kissen, so überschleicht den Müden eine fiebrige Wollust, gemischt aus bunter großartiger Erinnerung und aus Verlangen nach Ruhe. Die gewal-

tigen Eindrücke des Tages verwebten sich mir seltsam in den heranrückenden Schlaf: ich sah das Volk von Genua in wilder Empörung die Salite hinaufstürmen, welche zur Höhe des Leuchtthurms emporführen, und oben packte Jupiter La Marmora den olympischen Donnerkeil, um die rebellische Demokratie in die Tiefe hinabzustürzen. Sie stürzte mit entsetzlichem Felsgepolter, und neben dem rettenden Zeus saßen die vornehmen Herren und die schönen Frauen der Via Nuova, das ganze olympische Gesindel, sich gesprächsweise zu freuen der glücklichen Befreiung, und ruhig weiterzugenießen des göttlichen Hinblicks auf das krystallene Meer. Die da unten aber seufzten unter Steinblöcken und sonstigen Lasten, die sie im Schweiße ihres Angesichts auf die Schiffe trugen, ein neues Schauspiel für die „gute Gesellschaft“ des Olymp.

Genua, 27. Febr.

Zu dem Generalkonsul R. mußte ich noch höher hinaufsteigen, als in mein Schlafzimmer. Er sagte lächelnd: Die Fremden logiren sich anfänglich hier im ersten Stockwerk ein und wohnen schließlich alle im fünften!

Der freundliche Mann ladet mich zu einem großen Rundgange durch die Stadt ein, der natürlich mit Freuden angenommen wird. Er ist Italianissimo, lebt und stirbt auf die Einheit der Halbinsel, hält diese für Louis Napoleons Werk, findet Savoyen und Nizza ganz in der Ordnung. Nie ist einem Sterblichen die täuschungsvolle Politik so nach Wunsch ausgeschlagen. Er segnet Garibaldi bei der Einschiffung nach Marsala, ist mit Pietri und Laity „auf der französischen Abdachung“, umarmt Mazzini

links, Cavour rechts, theilt sein Herz zwischen Victor Emanuel und Louis Napoleon.

Wir beginnen unsere Wanderung mit der Domkirche San Lorenzo, die in der ersten Anlage sehr edel lombardisch gehalten ist. Die prächtigen Marmorsäulen und das Marmorgetäfel wechseln zwischen Schwarz und Weiß, so daß San Lorenzo als das Ideal einer preußischen Kirche da steht. Folgt der Palazzo Ducale oder Dogenpalast mit seinem mächtigen Saal. Im Vorübergehen staunt man die Unscheinbarkeit des Theater S. Agostino an, welches lange, lange Zeit der einzige Musentempel der Genuesen war. Dann rechts an die Hafenmauer, auf der eine wahre Julisonne lastet, um einen Blick auf das azurne Wallen zu werfen. Wir überschreiten eine gewaltige Brücke, die hoch über die höchsten Häuser der Menschen wegfliegt und zur Kirche S. Maria di Carignano führt. Die Entstehungsgeschichte dieses saubern und eleganten Heiligthums ist wie ein schiefer Reflex von Romeo und Julie. Die Familie der Sauli hatte eine Art von Servitutsrecht, ihre Andacht in der Kirche der Fieschi zu verrichten, als plötzlich einer Signorina Sauli der Weg dahin versperrt wird. Der alte Sauli rächte sich durch den Bau der Kirche S. Maria, zu dem das Wunder der Brücke trägt. Die Geschichte endigt fromm, ist also ein Oratorio und keine Tragödie. Aber der alte Sauli hatte wenigstens zur Tragik hinlänglich Gelegenheit geboten; denn jeder Schmerz unglücklicher Liebe wird unfehlbar durch einen Sprung von dieser Brücke kurirt.

Jetzt sind wir am entgegengesetzten Horne des Genuesischen Halbmondes und blicken in gerader Linie auf die Lanterna hinüber. Wir folgen den Windungen der Ring-

mauer und betreten eine breite Esplanade, die sich wie eine beständige Warte an der Höhe des Berges um die Stadt herumzieht. Allenthalben stoßen wir auf militärisches Exerzitium, auf Korporale, welche eine Abtheilung Rekruten aus dem Steifen herausrecken. Der Eifer geht so weit, daß junge Bauern in ihrem Civilwamms gedrillt werden, die Uniform scheint noch nicht fertig zu sein. Aber keine Verdrießlichkeit malt sich auf diesen Gesichtern, kein widerwärtiges Muß ist diesen angehenden Kriegern im Halse stecken geblieben, es herrscht ein fröhlicher Geist der Bereitwilligkeit in der jungen Mannschaft. — Unten im Grunde liegt das Manicomio oder Tollhaus. Der Narren gibt es viele auf der Abdachung des Apennin; ich glaube überhaupt bemerkt zu haben, daß der Kalkboden der Verstandeszerrüttung sehr günstig ist; nirgends sticht die Sonne so verrätherisch plötzlich; hier kommt nun noch der veränderliche Himmel des Meeres dazu. Zwischen Kalk und Meer eingekeilt, das muß wohl zum Verrücktwerden sein.

Wir sind wieder auf der Acquasola angelangt, bei den Gärten des Marchese Serra, der eine ganz neue Straße angelegt hat, die natürlich seinen Namen trägt. Der edle Marchese hat sich zehn Schornsteine aufs Dach seines Wohnhauses gepflanzt, die man aus der Entfernung für Statuen halten möchte. In der Nähe plumpst man garstig aus der Klassizität heraus.

Weiterhin rechts, welch' wirre Bauten und Ueberbauten, welches Labyrinth von Eigenthum! Hier ist der Besitz zur wahrhaft öffentlichen Angelegenheit geworden, zur Sache der Salus publica. Eine Kongregation von 15—16 Schwestern setzte ein halbes Stadtviertel in Be-

lagerungszustand, weil sie nicht weichen und wanken wollte. Die ganze Aedilität von Genua stand wie angenagelt vor diesem Convolut von verzweigten Mauern.

Jetzt erscheint die Villa Negro, eine steilemporgehende Parkanlage, von frischen Cascaden durchschäumt, die ihr Wasser den berühmten Acquidotti entlehnen. Der Laureo-cerasus blüht, die Oleander stehen kräftig in freier Erde; musivische Fußsteige führen durchs Dickicht auf die schöne Höhe, von der aus man die abfallende Stadt beherrscht, den Hafen und das Meer begrüßt. Grade am Abfalle des Berges unter uns läßt ein Palastbesitzer in der Via nuova mit ungeheuren Kosten einen hängenden Kunstgarten anlegen. Hinter dem Negro baut man eben ein neues Sommertheater; das Parterre ist ein freier Kiesplatz, um den sich die steinerne Logenreihe herumschwingt. Eine neugebrochene grade und breite Straße geht den Berg hinauf, und soll nach der innern Stadt zu verlängert werden. Das Pflaster ist hier so schön wie elegant, es besteht aus langen Steinstreifen, die sich im Winkel treffen, damit die Pferdehufe beständig feste Anhaltpunkte finden. Doch ist das Pferd hier selten, mehr Luxusgegenstand, die Straße gehört dem Maulesel, der meist größer und stärker ist als das ligurische Pferd. Man sieht die seltsamsten Gespanne: vorn ein kleiner Esel, dahinter ein Pferd, dann ein stämmiger Maulesel an der Deichsel.

Die Männer im Volke tragen sämmtlich eine Sackkappe, die nach vorn oder nach der Seite überwallt; das Kopfrund ist roth, der Sack schwarz, oder auch umgekehrt. Der schwarze Frauenschleier von Mailand hat sich in einen schneeweißen verwandelt, und die Genueserinnen tragen diese fromme Unschuldstracht mit vieler Grazie. Die

Wäsche muß diese Frauen sehr viel beschäftigen, denn der Schleier ist stets blank, stets in gewisse heroische Falten gelegt. Die Häßliche verbirgt sich und die Schöne reizt durch das Geheimniß des Schleiers. Man glaubt an die elftausend Jungfrauen der hl. Ursula.

Auf den Straßen, besonders längs der Verkehrsader zum Leuchtthurm hin, herrscht ein lautes lärmendes Wesen. Die Menschen haben einen ganz spezifischen Charakter, der sich jetzt allenthalben durch das Eisenbahnthum verwischt. Prächtige schwarze Charakterköpfe stecken unter den Sackmützen, und die Armuth selbst schützt nicht vor Schönheit. Hier wohnt eine wahre „Nationalität".

Wir sind wieder in der langen Via angelangt und besichtigen noch etliche Paläste, zunächst den Palazzo Durazzo, wo wieder Van Dyck eine Anzahl Familienglieder verherrlichte. Es ist unbegreiflich, woher diese Männer ihre Zeit nahmen; die gebildete Welt ist voller Van Dyck's, und alle tragen den unverkennbaren Stempel seines Genius! — Dann zum Palast Pallavicini, wo die Erlaubniß zur Besichtigung des Parks von Pegli geholt werden muß.

Die Nacht brach herein und wieder lastete die Wucht der außerordentlichen Eindrücke auf meinem Haupte. Ich wanderte noch ein wenig durch die seltsamen Salite in der Nähe des Hafens, um die Börse herum, und wie ich dort zwischen den bunten Läden, die aus dem niedern Erdgeschoß hervorleuchten, den Himmel kaum jenseits des 7. und 8. Stockwerkes der Häuser entdeckte, wie ich dabei beständig auf getäfeltem Fußboden einherschritt, konnte ich mich abermals des Gedankens nicht erwehren, in einem einzigen kommunistischen Riesenbau zu weilen, der zwischen der Hafen- und der Ringmauer aufgeführt worden.

Genua, 28. Febr.

Ein freier Tag war für Pegli bestimmt. Diese Wunderanlage des Marquis Pallavicini liegt zwei Stunden von Genua auf der Riviera di Ponente, wie der Küstenstrich nach Nizza zu heißt, während die andere südliche Küste nach der Spezzia zu den Namen Riviera di Levante führt. Die Eisenbahn von Genua nach Voltri bringt uns zwar in 15 Minuten nach Pegli; aber ich wollte die Dörfer und Menschen und das Ufer und das Meer sehen, und ging daher zu Fuß. Eine gute Chaussee, leider mit viel Kalkstaub begabt, führt vom Leuchtthurme, bald näher bald ferner dem Meere, zum Orte der Bestimmung. In der Mitte liegt Conegliano mit einem Museum der Familie Durazzo.

Im Dorfe Pegli wurde in einer kleinen Schenke, Vendita di Vino, Halt gemacht. Auf die Frage: welchen Wein man haben könne, lautete die Antwort: Montferrat, Cyprier, Sizilianer! Ich betrachtete die rohe Tischplatte auf vier Pfosten, die primitiven Stühle, den Wirth, der einem Wilddieb auf ein Haar ähnlich sah — und befahl: „Sizilier-Wein!" Der erschien in einem Zweikreuzertopf mit aufwärts gekehrtem Schnabel, in Gesellschaft von Wassergläsern. Der gesprächige Wirth bot Salame, die landesübliche Wurst, und Brod dazu, und ich erhielt ein Göttermahl für 50 Centesimi, den Sizilier mit einbegriffen! Ich hätte dem Manne gern mein Reisehandbuch als Trinkgeld verehrt, hätte ich nicht fürchten müssen, er möchte dessen Tarife auch in Pegli einführen.

Nun zu den Giardini Pallavicini. Durch eine stolze Auffahrt geht's zum Custode, der uns den permesso abnimmt und gesprächig, doch bescheiden, weiter führt. Der

Palast steht auf einer Treppe von carrarischem Marmor, von deren Terrasse man den flachen unteren Frucht- und Gemüsegarten, weiterhin die Wohnungen und Bezirke der Contadini oder Pächter überschaut. Im Palaste selbst zeigt man etliche Fresken und Reliefs, von genuesischen Künstlern angefertigt. Dann nimmt uns der Park auf: ein gothisches Tempelchen zur Erinnerung an die Königin Maria Theresia, ein griechischer Tempel mit pompejanischer Wandmalerei, von Bildsäulen umstellt. Ein beras'ter Gang zwischen exotischen Gewächsen in großen Vasen führt zum Tempel der Ruhe, auf dessen Marmorfrontispiz ein Beatus ille qui procul negotiis angebracht ist. Ein paar Schritte weiter bringen uns in eine ländliche Strohhütte — per contrastare, sagt der Custode. Ein Waldweg an riesigen Korkeichen vorüber endigt auf einem Carousselplatz, neben dem eine zweite Hütte auf schroffem Felsgrunde steht. Die Erica arborea blüht auf hohem Stamm. Hinauf zwischen Waldung und Kaskaden, die milchweiß vom Gestein abstürzen, zum mittelalterlichen Kastell; im unteren Raume sind kleine Gemächer mit bunten Fenstern im Sinne des 14. Jahrhunderts; oben von der Zinne entdeckten wir den Apennin, die savoyischen Alpen, das Meer bis nach Sardinien.

Wir verlassen die luftige sonnige Höhe, wo der Blick auf ewigem Frühling und ewigem Meere weilt, und steigen hinab zu einer mächtigen Tropfsteinhöhle. Enge, düstere Gänge nehmen uns auf, kaltfeuchte Luft weht uns entgegen; wir tappen an mächtigen Stalaktiten vorbei; das Wasser tropft lärmend von der Decke herab. Und doch ist Alles nur Spiel und Schein; die alten Kalkgebirge sind von Neapel und Sardinien verschrieben, die

ganze Höhle ist ein Werk der Kunst. Auf unsern Mäanderwegen stoßen wir auf einen See mitten in der Grotte; ein Fährmann sitzt im Kahn und ladet uns zu sich ein; der Custode wünscht mit ernsthafter Miene Lebewohl und glückliche Reise über den Acheron. Charon fährt uns schweigend — rasch steckt man den Obol in den Mund — durch die Krümmungen des unterirdischen Stromes, an drohenden Kalksteinwölbungen vorbei — der See weitet sich draußen aus, die wunderherrlichste Landschaft empfängt uns in sonnigster Beleuchtung. Auf einer Insel erhebt sich ein griechischer Dianentempel, auf einer zweiten steht ein chinesischer Kiosk, auf einer dritten ein ägyptischer Obelisk; die Gothik erfüllt die vierte Epoche.

Man fährt in die Weltgeschichte hinein, grade wie sie in den Büchern so hübsch nach großen, in der Herrschaft wechselnden Racen abgetheilt ist. Der Custode steht wieder am Ufer und begrüßt die ankommenden Seefahrer. Er führt uns jetzt durch Lauben, welche von sanftem Thau tropfen; ein Druck seiner Hand läßt zarte Wasserstrahlen aufspringen, die sich in der Luft kreuzen und das grüne Gebüsch feuchten. Eine Schaukel auf freiem Platze ist derselben Besprengung ausgesetzt. Kurz, man wird seine zwei Stunden lang unaufhörlich genarrt, vexirt und erfreut, von Ueberraschung zu Ueberraschung gebracht; man lebt ein orientalisches Wunderleben, glaubt an die Zauberei und wird erst wieder nüchtern auf der marmornen Schloßterrasse, wo der Custode uns mit empfänglicher Verbeugung entläßt.

Der Mann betheuerte, diese Anlage habe den Marchese an die 8 Millionen Fr. gekostet, und die Tropfsteingrotte allein eine ganze Million.

Wie müßte sich der Göthe der „Wanderjahre“ gefreut haben, daß hier so reicher Besitz gewissermaßen zum Gemeingute erhoben worden, daß Alle am Reichthume des Einzelnen mitgenießen, der zur Belehrung wie zur Erheiterung ausgebreitet worden. Uebrigens hat ein Durazzo, der nicht gerade reich sein soll, kürzlich die einzige Tochter des Marchese Pallavicini geheirathet, welche so etwas wie 40 Millionen in der Schürze trug. Nur daß kein Rafael die Hochzeit dieses Alexanders und dieser Roxane al fresco verewigt.

Der Senat zu Turin hat den König Victor Emanuel mit allen gegen zwei Stimmen zum „König von Italien“ proclamirt. Das patriotische Genua hat die sonderbare Ehre, den einen dieser beiden Neinherren zu den Seinigen zu zählen. Trotz des geheimen Scrutiniums weiß jeder Sachkundige, wer solche Felonie einzig begangen haben kann. Der kühne Mann, der selbst im Senatorenrock seine Meinung zu haben wagt, wie sich die Diplomatenzeitung ausdrücken würde, heißt Cataldi, ist seines Zeichens Advokat und bekleidete früher den Posten eines Präsidenten der Handelskammer von Genua. Der Castor dieses Pollux ist ein Hr. de Cardenas, Savoyarde von Geburt, und seit der Annexion der „französischen Alpenabhänge“ aus Wahl Piemontese, d. h. Italiener. Er beweist seinen Patriotismus dadurch, daß er gegen den Namen „König von Italien“ stimmt. Die öffentliche Meinung hier zu Lande ist aber so geweckt und so thätig, daß sie schon wider die Ernennung der Senatoren auf Lebenszeit murrt und Appetit nach der belgischen Wahl

der Patres conscripti hat. Wir nahmen uns die Freiheit, den guten Leuten zu bemerken, daß ein gewählter Senat das fünfte Rad am Wagen ist, wenigstens in Belgien; daß ein lebenslänglicher noch nie das Leben eines Menschen ausgehalten hat; daß, wenn sie einen starken Senat haben wollten, der den Stein vor das Rad werfe, sie den preußischen einzuführen hätten, oder falls der englische ihre Vorliebe habe, sie blos Urwälder zu pflanzen brauchten.

Dieses lebendige Genua, die herrliche Hafenstadt mit ihren majestätisch gipfelnden Häusern, ist durch die Einheit Italiens schier entvölkert worden. Seit Garibaldi Neapel befreit hat, ist die ganze neapolitanische Emigration heimgezogen, die bis dahin eine Stadt in der Stadt bildete.

Das Volk ist hier ganz heißblütig patriotisch, italianissimo im vierfachen Superlativ. Ich könnte hier meine Garibaldijacke über die Weste ziehen und den Cavourhut unter Wachstuch stecken. Weder in Turin noch in Mailand lebt ein solcher Garibaldicultus wie hier; es gibt keinen Buch- und keinen Bilderladen, wo der Einsiedler von Caprera nicht 4—6mal, immer anders dargestellt, aushinge. Während man in den obern Schichten mit dem „Manne des Enthusiasmus" fertig zu sein glaubt, wird er zur vollständigen Legende des eigentlichen Volkes. Ueberall, hier wie zu Mailand, sind grellbemalte Buden, aus denen Drehorgeln jammern, und vor denen ein Bursche mit Stentorstimme versichert, so eben werde Marsala und Palermo genommen. Daneben figurirt auf derselben Leinwand die Einnahme von Gaeta, und die jungen Soldaten, die eben erst exerciren lernen, strömen

für etliche Pfennige hinein. Auf diese Weise sind sie doch auch dabei.

Was mich fortwährend fesselt und interessirt, ist der frische fröhliche Muth von Volk und Soldaten; diese Menschen thun grade als ob ihnen die Welt gehörte, und es gehört ihnen allerdings ein wunderschönes Stück derselben. Mit juridischen Floskeln und diplomatischen Reservationen ist dieser Sorte gar nicht beizukommen; man muß selbst etwas sein, um ihr zu imponiren und um ihr solches Zeug auszutreiben, wie ich es gestern Abend in der Mailänder „Unione" las, wo ein Hr. Bianchi-Giovini ganz flott die italienische Fahne „auf dem Brenner und zu Ponteba" aufpflanzt. Wann werden wir diesem göttlich anmaßenden Volke etwas Solideres entgegenhalten als die „Verträge von 1815?"

M o d e n a.

Modena.

Der ehemalige Herrscher in Modena, Massa, Carrara &c., Franz V., hat im wärmsten Stile des historischen Rechts wider die Proclamation des „Königreichs Italien", wider diese letzte und verwegenste „Usurpation" des Sardenkönigs Victor Emanuel protestirt. Se. kaiserl. Hoheit ergeht sich dabei in sittlicher Entrüstung über die fortwährenden Gewaltthaten, in herzzerreißenden Klagen über die Rechtsunsicherheit seiner angestammten Unterthanen, die „willkürlichen Verhaftungen", denen sie ausgesetzt seien, und weiß viel zu erzählen von den fortwährenden Beweisen der Liebe und Anhänglichkeit, welche ihm, dem Herzog, im Exil zukämen. Man hatte lange nichts Gründlicheres und Rührenderes gelesen.

Wir empfehlen dringend als Antidot wider des Herzogs Protest eine zweibändige Lectüre: „Documenti riguardanti il governo degli Austro-Estensi in Modena, dal 1814 al 1859." Zu deutsch: „Documente, betreffend die Regierung der Este zu Modena, vom Jahre 1814—59, gesammelt von einer Commission, die durch Decret vom 21. Juli 1859 eingesetzt wurde, veröffentlicht auf Befehl des Dictators der modenesischen Provinzen" (Modena 1860).

Man muß dem Dictator Farini sein Fiasco von Neapel verzeihen, wenn man diese Memoiren des albernsten und brutalsten Despotismus durchgelesen hat, die auf

seinen Befehl aus amtlichen Quellen angefertigt wurden. Selbst die concisen Verdammungsurtheile eines Tacitus, die wie Geißelhiebe auf Rücken und Gesicht der römischen Tyrannen niederfallen, sind Kleinigkeiten neben solcher Selbstverdammung einer Duodez-Regierung, welche 45 Jahre lang mit emsigstem Raffinement umherwüthet und unter unaufhörlichen Monologen und Predigten etliche italienische Gemeinden quält und foltert, 45 Jahre lang den Stein des Sisyphus auf eine unbekehrte Bevölkerung rollt, das Faß der Danaïden mit Strafen und Bußen füllt und den tantalischen Durst nach Verfolgung und Rache nimmer zu stillen vermag.

Es handelte sich nach Farini's eigenem Ausdrucke darum, „in den geheimen und öffentlichen Archiven die Documente der Willkür und Ausschreitungen der beiden letzten Herzoge Franz' IV. und Franz' V., die jede bürgerliche Ordnung umkehrenden Acte, die Angriffe auf die Rechte des Eigenthums und der Familie aufzusuchen"; das Ganze sollte sofort in italienischer und französischer Sprache erscheinen. Die eingesetzte Commission hatte das Recht, förmliche Untersuchungen über Thatbestände anzustellen, Zeugen zu verhören, Entschädigung für die Verletzten zu beantragen.

Die Commission selbst theilte ihr reiches Material in drei Theile: I. Gesetze, Bekanntmachungen, Edicte, Reglements, die den politischen Geist beider Regierungen kennzeichnen; II. Urtheile der Militärgerichte und statarischen Commissionen; III. Cabinetsordres und Decrete gegen die abgeurtheilte (und wie abgeurtheilte!) Sache.

Den Reigen eröffnet Franz IV. mit einem Erlaß vom 20. Sept. 1820 über Carbonari und Freimaurer,

einer förmlichen Kriegserklärung wider das gesammte gebildete Bewußtsein, geschrieben mit der Feder eines Dominicanermönchs, schließend mit einem blutrothen Strafcoder: Geheimes Einverständniß, direct oder indirect, mit Auflehnung oder Tumult, „oder irgendeine andere Weise", zum Nachtheil unserer Souverainetät, ist Majestätsbeleidigung ersten Grades; nicht minder Beleidigung, Machination oder Conspiration gegen die Person oder die Ehre des Fürsten oder irgendeines Mitglieds der souveränen Familie. Der bloße Mitwisser ist ebenso schuldig. Majestätsbeleidigung ersten Grades aber wird mit dem Tode bestraft, „und zwar nicht ohne die rigoroseste Exemplarität je nach den Umständen eines so infamen Verbrechens", sowie mit Confiscation des Vermögens zum Schaden der Descendenten und Seitenverwandten. Im Contumazfalle wird in effigie gehängt; im Falle des Todes wird der Prozeß wider das Gedächtniß des Frevlers geführt. Der bloße Nichtdenunciant soll mit lebenslänglichem Gefängniß davonkommen. Ob die geheime Gesellschaft übrigens Carbonari oder sonstwie heißt, ist völlig gleich. Das Prozeßverfahren ist summarisch; eine letzte Revision findet nur vor dem obersten Justizrath statt.

Man kann sagen, daß mit solchem Coder der „einzige Kopf" gefunden war, den ein antiker Tyrann der ganzen Gesellschaft wünschte, und daß es blos der Fehler der herzoglichen Behörde sein konnte, wenn dieser Kopf nicht in den Sack und sein ganzes Vermögen in die herzogliche Tasche fiel. Seit zwei Jahren ist viel die Rede von „revolutionären Zuständen" in Italien, und jeder etwas unruhige Vorfall wird von giftiger Feder als „Unterwühlung des gesellschaftlichen Zustandes" ausgemalt.

Wie sah es denn aber 1821 im Modenesischen aus, wo das summarische Verfahren als unzulänglich anerkannt, und durch Decret vom 14. März statarische Gerichtsbarkeit wider gewaltsamen Raub, Einbruch und Hochverrath proclamirt wurde? Drei Richter, vom Herzog ernannt, hatten allerkürzesten Prozeß zu machen; „der Galgen soll", so heißt es ausdrücklich, „immer zum voraus errichtet, der Henker stets bei der Hand sein." Militärische Schutzmaßregeln zur schleunigsten Abfertigung sind angeordnet. Die drei Richter sollen sich mit anderweitigen Vergehen, die während des Prozesses etwa auftauchen könnten, nicht aufhalten, die Contumaces keineswegs abwarten, sondern im Zeitraum von acht Tagen muß die Sache expedirt sein. Appell wird aber nicht mehr statuirt; entweder muß gänzliche Freisprechung oder Verurtheilung zur buchstäblichen Strafe stattfinden, und 24 Stunden nach dem Spruch muß gehängt sein! Auch zur Anrufung der Gnade wird keine Frist gestattet! Das Tribunal der Drei selbst ernennt dem Angeklagten den Vertheidiger! Und diese haarsträubenden Ordres, die kaum im wildesten Kriegszustande gerechtfertigt werden könnten, sollten fortan gelten wie der Codex selbst, tale essendo la sovrana nostra mente e volontà. — Car tel est notre plaisir! Am 1. März 1824 erfolgt neue kategorische Belehrung der „geliebten Unterthanen": Franchi Massoni, Liberi Muratori, Carbonari, Adelfi sublimi, Maestri perfetti, das sei alles Eins. Folgen Auszüge aus den Statuten dieser Heiden, an denen die „geliebten Unterthanen" sehen mögen, welches Gift sie bedroht und wie sorgfältig die Regierung über sie wacht!

Im Jahre 1831, am 3. Febr., ging es dem väter-

lichen Herzog direct zu Leibe; er kam noch eben mit dem Schrecken davon. Am 20. März erfolgte ein Decret: die Juden hätten sich besonders unwürdig gezeigt, sie müßten jetzt wieder unter die Gesetzgebung von 1795 gestellt werden. 600,000 Fr. Strafe zu Gunsten der herzoglichen Kasse werden ihnen auferlegt, ferner eine jährliche Buße von 20,000 Fr., wenn sie noch ferner außerhalb des Ghetto in den Städten wohnen wollen. Ihre Besitzungen außerhalb des Ghetto dienen als Hypothek. — Wer sich bei der Rebellion unter die Fahne der Rebellen geschart hat, soll beweisen, daß er dieses „zwangsweise" gethan, dabei aber wissen, daß künftighin das leiseste Vergehen militärisch abgestraft und mit Stockschlägen geahndet wird.

Am 15. März desselben Jahres nimmt Franz IV. die Miene des Cäsarpapstes auf kleinem Fuße an; es erfolgt bei Gelegenheit eines Erdbebens ein religiös-politischer Tractat in Form eines herzoglichen Erlasses, der wohl alles übersteigt, was im kindisch-patriarchalischen Stil seit den ältesten Zeiten geleistet worden. „Ai nostri amati sudditi" — „Unsern geliebten Untergebenen" — „Il terremoto, per quanto potesse studiarsi dagli uomini a spiegarlo colle leggi *fisiche*" — „Das Erdbeben, insoweit es von Menschen studirt werden kann, um es nach *physischen* Gesetzen zu erklären" — „è nottoriamente da tutti i non miscredenti riconosciuto come un flagello que Dio manda talvolta . . ." „ist notorisch von allen nicht Ungläubigen anerkannt als eine Geißel, welche Gott bisweilen sendet . . ." O Heinrich LXXII. von Reuß und Schleiz, wie wonnig sind deine Erörterungen über die richtige Anwendung der Feuerspritzen beim Brande! Wie heimathlich human weht uns die thüringer Luft mit

ihren harmlosen Krähwinkeliaden an, neben diesem Scirocco aus verpfafftem Munde, neben diesem Blödsinn des Herzogs Franz von Modena! Das Erdbeben wird physisch erklärt als Geisel Gottes für die Sünden der Welt, insbesondere für die politischen Carbonarisünden eines Stückchens Apennin, und der Herzog von Modena erklärt per Decret: an dem letzten Erdbeben seien lediglich schuld die Sektirer, Freimaurer, Exulanten! „Seht ihr jetzt, geliebteste Untergebene, wie weislich es von uns gehandelt war, daß wir über diese Ruchlosen keine Gnade ergehen ließen? Sie müssen im Interesse aller Guten auch fernerhin fern gehalten werden, damit das Erdbeben, welches jetzt noch in etlicher Entfernung als Gottesgeißel drohend vorübergezogen ist, nicht mit der Rotte Korah direct mitten ins Land hereinbreche!" Seltsam genug hat ein französischer General im Jahre 1858 Frankreich nach denselben Grundsätzen zu regieren versucht, nämlich Espinasse. Oder hat Espinasse nicht Franz IV. ins Französische übersetzt, wenn es in einem Erlaß des Buon governo, wie das 1831 errichtete Polizeiministerium zu Modena epigrammatisch getauft ward, lautete: „I buoni hanno un sacro diritto che se assicurino una volta dalla temeraria baldanza dei scelerati" — „Die Guten haben ein heiliges Recht darauf, einmal gegen die verwegene Frechheit der Bösen gesichert zu sein."

Ein ganz besonderes Augenmerk richtete der gefürstete Torquemada auf das Denunciantenwesen; da seine eigene Polizei bei der allgemeinen Mißstimmung stets zu kurz kam, so dachte er im Schooße der Malcontenten sich eine besondere Polizei zu gründen. Auf der einen Seite ließ er jede Mitwissenschaft, also jede Nichtdenunciation, fast

wie die Thäterschaft selbst bestrafen — das war die Strafe für bloßes Schweigen; auf der andern Seite lockte er mit allerhand Teufeleien zum Reden und setzte Prämien auf Freundschaftsbruch, Verrath und Angeberei. Nun war es natürlich, daß der Mitwissende oder blos von der Sache etwas Wissende sich aus Schwäche gern den Rücken frei machen wollte, aber doch den Namen des Angebers wie die Pest scheute. Dieser peinlichen Lage suchte Franz IV. im Jahre 1832 abzuhelfen.

Er decretirte nämlich: Wenn der Denunciant nicht genannt sein will, so soll ihm dies gestattet werden; alsdann wird der angegebene Delinquent in außerordentlicher Weise (ganz im Geheimen) zu einer außerordentlichen Strafe verurtheilt, die in der Regel etwas gelinder sein soll. Man wird ihn z. B. exiliren. Nebenbei können jedoch solche Denuncirte ohne jeden Prozeß, auf correctionellem Wege, d. h. vom Polizeiminister, zu Arrest, Geldbußen, Amtsentsetzung, Cautionsleistung für künftige bessere Führung condemnirt werden. Auch aus diesem Inquisitionsdecret, welches die Bürger bei Nacht und Nebel abthut, der niederträchtigsten Privatrache Thür und Thor öffnet, soll die friedliche Bevölkerung des Landes wieder „mit Vergnügen" ersehen, wie sorgfältig der Fürst „die Bösen von den Guten aussondert!"

Am 6. Juli 1834 muß die Todesstrafe im Modenesischen per Decret abgeschafft werden; die Richter erhalten die Weisung, nur zu lebenslänglicher Zwangsarbeit zu verurtheilen. Torquemada scheint ein religiöses Bedenken zu empfinden. Daneben aber wird eine außerordentliche Commission für die unaufhörlichen Brandstif-

tungen eingesetzt; den Denuncianten verspricht der Herzog 3—500 Fr. Belohnung.

Allerliebst ist noch ein Censuredict, welches sich der Erdbeben-Theologie würdig an die Seite stellt. „Leider", klagt der Herzog, „ist die Kunst des Lesens jetzt zu allgemein verbreitet, und es wird schwer, Gutes vom Bösen zu scheiden." Daher die Nothwendigkeit, eine doppelte Censur einzuführen: eine weltliche und eine geistliche. Es gibt fortan eine doppelte Approbation, folglich doppelten Stempel — auch doppelte Censurkosten. Wer der Scylla entgeht, geräth sicherlich in die Charybdis. Gegen jedes abgelieferte „schlechte" Buch erhält man ein „gutes". Was „gut" und was „schlecht" ist, wissen die herzoglichen Censoren so genau, wie der parsische Priester Licht und Finsterniß unterscheidet.

Derselbe Franz IV., der seine Domänen (er setzte selbst das Wort dominj an die Stelle des stato) einrichtete wie Dr. Francia sein Gebiet von Paraguay, konnte sich neben der politischen, moralischen, intellectuellen Alleinherrschaft unmöglich die sociale Vergewaltigung entgehen lassen. Die öffentliche Meinung beschuldigte ihn im Jahre 1831 des schnödesten Kornwuchers, der Errichtung eines Getreidemonopols zu Gunsten seiner Privatkasse. Er hatte sich ein Journal gegründet unter dem boshaften Titel La voce della verità, und in den Spalten dieses Blattes suchte er sich gegen die Anklagen auf Hungerpact zu vertheidigen!

Im Januar 1846 segnete Franz IV. das Zeitliche, und Franz V. begann seine Decrete mit den Worten: „L'augusto nostro Genitore di gloriosa memoria“ („Unser erlauchter Erzeuger glorreichen Andenkens“). Es ging denselben Train fort, vielleicht nur mit etwas weniger theologischem Beigeschmack, im blanken Stil der profanen Despotie. Einer der ersten Erlasse schreibt 3000 Fr. Belohnung für die Denuncianten der Brandstiftungen und gewaltsamen Diebstähle aus; die letztern sollen von der nämlichen außerordentlichen Commission abgeurtheilt werden: ein Beweis, wie sicher der gesammte Rechtszustand des Landes war!

Franz V. gerieth in die beiden Krisen von 1848 und 1859, die ihn beide gänzlich ungebessert ließen. Das „göttliche Recht“ in ihm wankt und schwankt nicht. Kleine Heucheleien thun diesem starren Wesen keinen Abbruch, sie gehören vermuthlich als Zierrathen zum Ganzen. So lautete ein Decret vom 20. März 1848: „Unterthanen, verhaltet euch ruhig! Ich ergreife jetzt Maßregeln zu euerm Besten!“ Am 21. März erließ der Herzog Amnestie, trotz des drohenden Erdbebens, und ging dann davon. Eine Regentschaft ward eingesetzt mit der Ermächtigung, Concessionen machen zu dürfen, eine Konstitution nach piemontesischem Muster ward in Aussicht gestellt. Es verschlug alles nichts; Radetzky allein konnte helfen, und er half wirklich. Am 8. August erfolgt ein herzoglicher Erlaß, datirt von Mantua, dem Lieblingsasyl Sr. kaiserl. Hoheit: „Ich kehre zu euch zurück, Geliebteste! Euer sehnlichster Wunsch wird erfüllt. Amnestie wird für alle, mit Ausnahme der Rädelsführer, erlassen. Die Oesterreicher

sind da; je artiger ihr euch betragt, desto eher gehen sie wieder fort.“

Nach der Schlacht bei Novara war die letzte Frist für das deutsch-österreichische Interesse, sich Sympathien in Italien zu erwerben, ohne welche auf die Dauer jede bloße Besitzfrage zur Brutalität wird. Was Oesterreich in der Lombardei damals an Freiheit zugegeben hätte, das wäre ihm an der Eroberung Venedigs erspart worden. Das bloße Siegen war ein politisches Unglück. Die Italiener hatten eine Nationalarmee im Felde gesehen, die alles verlor außer der Ehre, ja die den übermächtigen Feind provocirt hatte. Selbst in seiner Niederlage war das Haus Savoyen schon über Italien gekrönt.

Die Oesterreicher selbst sind hart und grausam zu Werke gegangen, lächerlich haben sie sich nicht gemacht; das konnten sie namentlich ihrem Proconsul zu Modena überlassen. Dieser, am Schweife der österreichischen Cavalerie in sein Dominium zurückgekehrt, interpretirte seine Amnestie am 13. Febr. 1849 dahin, daß alle Heimgekehrten, alle Kämpfer in der Nationalarmee, alle, die beim Einzuge des Herzogs geflohen waren, sich bei der Polizei zu melden hätten, und daß kein Mensch das Gebiet mehr ohne Paß verlassen dürfe.

Im Jahre 1849 wackelte das modenesische Scepter abermals; Novara stellte jedoch die „Ruhe von Warschau“ für zehn Jahre her. Am 29. März erklärte der Herzog in einer Anwandelung von Gerechtigkeitssinn: die sardinische Armee habe sich nicht ohne Muth geschlagen! Die Ordnung sei nun hergestellt, Eintracht, Thätigkeit, Energie seien jetzt die nothwendigen Eigenschaften der Ordnungsfreunde, wie man sie bei den Feinden der Religion und

des Throns wahrnehme! Ein Militärgericht wird eingesetzt zur Bestrafung der Frevel. Gelobt wird die Landbevölkerung wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit. Die Landbevölkerung hat nicht nur in Modena im Jahre 1849 eine Rolle gespielt, sie war auch viel höher im europäischen Norden die Stütze der unsinnigen Reaction. Da sie politisch indifferent, in der Routine verwachsen, sehr empfindlich gegen die Kosten der Revolution ist, bedarf es stets nur der liberalen Anmaßung und Schonungslosigkeit, um sie den interessirtesten Freunden des Alten in die Arme zu treiben.

Die Conscription hatten die Modenesen jetzt durch Sardinien kennen gelernt; Franz V. hütete sich wohl, diese kostbare Errungenschaft aufzugeben. Er verfügte vielmehr am 5. April, daß die Armee künftig sowohl durch freiwillige Werbung als durch Conscription gebildet werden sollte. Es wird jeder Gemeinde ein Contingent auferlegt; was an diesem Contingent fehlt, soll durch Ziehung ergänzt werden.

Die Brandstiftungen mehren sich in erschrecklicher Weise. Am 15. Sept. setzt die Regierung einen Preis von 10,000 Fr. auf die Denunciation. Selbst Mitschuldige erhalten nicht nur Verzeihung, sondern Belohnung zugesichert! Das Militärgericht bekommt Ordre, innerhalb 24 Stunden zum Füsiliren zu verurtheilen. Mit der Brandlegung rangirt jeder Angriff auf die bestehende Ordnung und deren Stützen. Das Tragen und der Besitz verbotener Waffen wird mit Todesstrafe belegt, die zu lebenslänglicher Galeere gemildert werden kann.

Am 17. März 1853 unterwirft eine neue Verordnung die Beleidigung der Beamten, gerade wie die Maje-

stätsbeleidigung, dem Militärgericht. Das Tragen von Cocarden, das Ausstoßen aufständischer Rufe und Schreie soll vom Militärgericht mit körperlichen Strafen belegt werden.

Das ganze Gebiet war längst entwaffnet, die peinlichsten Nachsuchungen hatten stattgefunden; aber am 26. Aug. 1854 wurde Carrara noch einmal besonders entwaffnet, die ganze Polizei militärisch gehandhabt, ein fortwährender Kriegszustand herrschte. Verboten wurde ausdrücklich, die Kinder im Auslande erziehen zu lassen ohne specielle herzogliche Erlaubniß!

Damit die Lächerlichkeit bei all diesem Greuel nicht fehle, erschien 1854 ein Polizeierlaß, welcher bei 8—30 Tagen Gefängniß verbot, sich nackt zu baden. Im Wiederholungsfall sollte die Strafe verdoppelt und drei Tage in der Woche bei Wasser und Brod abgesessen werden.

Aufrührerische Lieder absingen brachte ein bis drei Monate Gefängniß nebst körperlicher Züchtigung ein. Eine Cocarde am Hut ward abermals mit ein bis drei Monat Gefängniß bedroht; körperliche Strafe diente als Gewürz zur Fastenspeise. Dabei ist sorgfältig bestimmt, daß junge Leute und Frauen die Ruthe erhalten, Männer dagegen den Stock.

In seiner göttlichen Machtvollkommenheit verordnet Franz V. unter anderm, daß die Kirchen auch unter seiner Regierung Asyle für Verbrecher bleiben sollen, nur nicht für Majestätsbeleidiger. Der Papst hätte eifersüchtig werden sollen, daß die estensische Majestät sich über die göttliche stellte! Juden will der Herr nicht mehr im Heere haben, wohl aber ihr Geld nehmen; jeder militärpflichtige Hebräer zahlt 1500 Lire Einstandsgeld.

Im Jahre 1859, als das Wetter an den Alpen sich zusammenballt, hört jede Civilverwaltung im Lande auf, den Dragonern wird die Polizei übertragen, sämmtliche politische Behörden treten unter die Fuchtel des Commandanten der Dragoner. Da schlug die Uhr, eine Hand fuhr von der Mauer herab, und Belsazar ward von ihr ergriffen. Franz V. verschwand zum drittenmale in seiner Regierungszeit, 150 Soldaten und einen gänzlich leeren Schatz hinterlassend.

Will man jetzt wissen, ob alle jene fürchterlichen Strafandrohungen Ernst oder Spaß waren, ob etwa die Größe der Strafe die Möglichkeit ihrer Anwendung aufhob, so muß man die Urtheile in den „Documenti" nachlesen. Was hier nicht am wenigsten frappirt, ist der bürgerliche Charakter der Betroffenen, und sehr rasch überzeugt man sich, daß die beiden Franz einen Krieg auf Tod und Leben mit der gesammten Bildung führten. Da sind angeklagt, werden gefangen gehalten, verurtheilt, in contumaciam verdammt: ein Kaufmann, ein Professore di umanità, ein Gemeindesecretär, Doctor der Rechte, Graf, Dottore fisico, Kapitän-Commandant der 4. Compagnie des städtischen Bataillons der Provinz Reggio, Dottore in matematica, Advokat, Schriftsteller, Commandant und Hauptmann der ehemaligen italienischen Armee (unter Prinz Eugen), ein Jude, Exoffizier der italienischen Armee, Ingenieur, Cancelliere criminale, Professor der Rhetorik, Student, Magister der Arithmetik, der französischen und italienischen Sprache, Maler, Apotheker. Im Jahre 1835 gesellte sich gar ein Exdirector der Polizei dazu, der Mann hieß Vicenzo Poli. Ein Verrücktgewordener wird nach der Verurtheilung vom Tribunal

der Regierung überliefert und die letztere ersucht, dem Gerichtshofe Meldung zu machen, sobald der ꝛc. seinen Verstand wiedererlangt habe.

Der Herzog Franz IV. begnadigt in ausführlichem Handschreiben vom Galgen zu Pulver und Blei, aus Rücksicht auf einen treugebliebenen Bruder des Delinquenten. Verstorbene werden in aller Form Rechtens zum Galgen verurtheilt, ihr Andenken gebrandmarkt.

Unter Franz V. fanden 518 politische Verurtheilungen statt, ausgesprochen von den statarischen Commissionen (drei Richter, ohne Appell) zu Modena, Massa und Carrara. Obendrein verlangte dieser letzte Herzog mehr als einmal die Revision der res judicata, beklagte sich bitter über allzugroße Milde, betheuerte, bei solchen Observanzen könne man nicht regieren. Und doch urtheilten seine Creaturen und Günstlinge, es gab gar keine ordentliche Gerichtsbarkeit mehr! Alles war Belagerungszustand und Standrecht! Man kann den Patriotismus der Bevölkerung kaum begreifen, daß sie nicht insgesammt ins Toscanische auswanderte, ihr Brod an den Landstraßen zu betteln. Der Kirchenstaat war ein Eldorado gegen die stupide Wirthschaft in Modena, Carrara, Massa und Reggio.

Im März 1856 schreibt Franz V. sehr beleidigt an die Justizverwaltung: es werde zu niedrig gestraft, die Zeit des Vorarrestes werde unbilligerweise dem Delinquenten gutgeschrieben; so werde die Gesellschaft nicht gerächt, auch dauerten die Prozesse viel zu lange. Sein Prinzip war: die Leute unter dem Galgen zu verurtheilen, den Stab über sie zu brechen, wenn sie schon baumelten.

Ein Finanzmann hat vielleicht im Stillen schon die

Frage gethan, ob diese gottbegnadete Regierung mit ihrem Aufwand an Militär, Polizei und Prozessen nicht sehr theuer geworden, und ob der Kostenpunkt nicht endlich selbst der „treuen Landbevölkerung" schwer auf's Haupt gefallen sei? Wer aber so fragt, der kennt die Herzoge von Modena schlecht. Alle Kosten wurden von den Arretirten getragen, ob schuldig oder nichtschuldig; ist es nicht schon ein Vergehen, sich überhaupt arretiren zu lassen? Hat der Arrestant zufällig nichts, so wird die Gemeinde haftbar; wozu bringt sie solche Individuen hervor? Man ersieht übrigens aus obiger Liste der Angeklagten, daß die Regierung sich an Solvente zu halten liebte; das ist sehr verständig in Ländern, wo allerdings Besitz und Bildung so ziemlich zusammentreffen.

Die Todesurtheile sind so hageldicht, daß der Draco im herzoglichen Schlosse ein Rescript erlassen mußte, Niemand unter 18 Jahren zum Galgen zu bringen.

Franz V. schreibt spiralförmig, vom größern Kreise in den kleinern hinein. Nie sah man solches Manuscript. Entweder hat ihm während des Schreibens eine Maschine das Papier gedreht oder er hat sich selbst gedreht.

Oesterreich beging das Unrecht, durch den Specialvertrag vom 24. Dec. 1847 diese modenesische Wirthschaft direct unter sein Patronat zu nehmen. Es garantirte dem Herzoge seine Dominien und behielt sich vor, im Falle ausbrechender Unruhen zu interveniren. Von jener Stunde an hatte es das Schicksal seines italienischen Besitzes an das Schicksal der Este geknüpft. Graf Cavour war völlig in seinem Rechte, als er auf dem Pariser Kongresse diese österreichischen Verträge denuncirte. Wollte

Oesterreich diesen Schritt nicht zurückthun, so war die Ruhe in Italien ein Ding der Unmöglichkeit.

Und nun geht hin und restaurirt den Herzog von Modena! Was wird aus allen hochpolitischen Besorgnissen um die Interessen Deutschlands in Italien, wenn man sich die vorstehenden Thatsachen im Ueberblick vergegenwärtigt? Die leiseste Sympathie mit der Vergangenheit ist sofort — Hochverrath an der Menschheit.

Durchreist man jetzt dieses Paradies zu beiden Seiten des Apennin, so erblickt man nur friedliche und thätige Menschen, welche die Staffage zur herrlichsten Natur bilden. Carbonari, Freimaurer, erhabene Brüder, vollkommene Meister — ach, es waren lauter einfache Liberale, wie sie bequem auf deutschen Kammerbänken sitzen, so conservativ als möglich — sie möchten sich die freie Luft zum freien Athemholen gern erhalten!

Den bezahlten handwerksmäßigen Scribenten, die darauf hinarbeiten, jenen Franz V. mit seinen 5000 entführten Landeskindern wieder nach Modena einrücken zu lassen, möchte man einfach die Behandlung der Opfer von 1814—59 wünschen, damit sie Zeit gewännen, ihr sündhaftes Treiben gründlich zu verfluchen.

Die Regierung Italiens aber thäte sehr wohl daran, auf allen Meilensteinen den vollständigen Titel der „Documenti“ nebst Inhalt eingraben zu lassen und in jedem Gemeindehause ein Exemplar zu deponiren. Der Travertin und selbst der carrarische Marmor mag verwittern, aber jenes Denkmal bleibt für ewige Zeiten bestehen.

P i s a.

Ein Stillleben (6.—26. März).

Verfall und Contrast. — Die vier Baudenkmäler und der neue Mortara-Skandal. — Kaiser Heinrich VII. und die ghibellinische Politik. — Senator Salvagnoli. — Die Nationalfeier zu Ehren des Re d'Italia.

Pisa.

Pisa ist ein großes freundliches Hospital. Als hier eine dichte handeltreibende, schiffahrende Bevölkerung wohnte, welche es sogar mit dem seemächtigen Genua aufnahm, mochten die heutigen Paläste am Orte sein. Sie entsprechen auch vollkommen der ganzen äußeren Anlage der Stadt. Die Einfassung von Pisa trägt einen wahrhaft großartigen Charakter: die fünf oder sechs Thore sind so vorsichtig angelegt, die Verbindungswege von Thor zu Thor schwingen in so ungeheuren Bogen, daß die Bewohner Herren aller Communikationen bleiben mußten, und von den Zinnen ihrer Stadtmauer herab gemächlich dominiren konnten. An zwei Stellen, da wo der liebliche Arno aus dem Apennin in's Weichbild von Pisa tritt, sowie da wo er die Stadt verläßt, um in zwei Menschenstündchen das Meer zu erreichen, sind Thürme und Bastionen errichtet worden. Was man von der Höhe der Stadtmauer nicht erspähen konnte, das sah man sicher vom Campanile oder schiefen Thurm aus.

Jetzt aber, wo die Pisaner lauter Paläste zu Wohnungen haben, jetzt ist kein Großverkehr und keine Bevölkerung mehr da; denn die 23,000 Seelen, so übrig geblieben, verlieren sich auf Promenaden wie in Sälen; sie können zu Hause wie draußen förmlich Versteckens mit einander spielen. Die herrlichste Promenade ist der Lun-

garno, der breit gepflasterte Kai auf beiden Seiten des Flusses, namentlich auf der rechten Seite, die große Ader der Stadt, eigentlich die ganze Stadt, der Corso von Pisa. Am obern Thore angelangt, setzt sich der Lungarno draußen auf festgekiestem Wege, immer in unmittelbarster Nähe des Flusses, noch eine halbe Stunde lang fort, und selbst dann noch finden Wandersüchtige bequemen Pfad auf dem Damme, welcher das tiefer liegende Frucht- und Weinland wider die Verwüstungen des Flusses schirmt. Die eigentliche Spazier-Chaussee geht durch eine Art offener Parkanlage, mit Kastanienbäumen bepflanzt, und von Zeit zu Zeit in Rundgänge mit Strauchbeeten ausschweifend. Nichts Angenehmeres gibt es, als hier zu wandeln, rechts den Fluß, links den Apennin mit Schnee auf den Kuppen, mit grünen Oelbäumen auf der untern Abdachung. Herrlich ist's namentlich, wenn die jähen Kuppen Wetterwolken ansammeln und der ferne Donner über die Kämme wegrollt.

Nur Sonntags existirt jedoch dieser Weg für die ächten Pisaner, Männlein und Weiblein; dann stürzt Alles hinaus, wandelt auf und ab, schwatzt und guckt, trägt sein Sonntagskleid spazieren und drängt sich mit dem Ave Maria regelmäßig zum Thore zurück. In der Woche treiben sich nur die Fremden hier um, die Schwindsüchtigen sonnen und lüften sich, denn Pisa hat den Ruf, die Schwindsucht zu curiren. Gicht und sonst noch was wird nach San Giuliano getragen, welches zwei Stunden weiter am Gebirge in weißem Marmor erglänzt, und wo das Wasser 30 Grad heiß aus der Erde brodelt.

In der Woche bringt es der Pisaner nicht weiter als bis zum innern Lungarno, der zu gewissen Tages-

stunden das Bild einer volkreichen Stadt gewährt. Da lauern die Vetturine oder Miethwagen, fahren dem Fremden geradezu in den Weg, versperren ihm die Straße so, daß kein Ausweg bleibt außer dem Kutschenschlage; da schallt es immerfort: Voitour, Mossiou! (Voiture, Monsieur), oder Se vuole (wenn's Ihnen beliebt), oder die Bestimmungsorte werden ausgerufen: San Giuliano, la Cascina, die Bahnhöfe! Ist man dieser Wagenburg glücklich entronnen, so fällt ein Heuschreckenschwarm von Bettlern über uns her; sie rufen, beten, predigen, reden und packen Einen wohl gar an. Auf der Estrade an der Flußmauer liegen Lahme, Verstümmelte, Menschen mit verwelkten Armen oder Beinen; auf einem Karren wird ein Mißgestalteter, ein unartig Spiel der Natur, herangefahren. Hüte und Hände sind allenthalben aufgehoben. Der Pisaner kennt das und geht ruhig vorbei, der Arno kümmert sich um gar nichts, der taube Flußgott, und der Fremde muß eben Unterricht nehmen beim Pisaner und beim Flußgotte.

Abends, besonders bei Mondschein, ist es gar lieblich auf dem Lungarno: der Fluß schweift in zwei großen Biegungen durch die Stadt, die hohen Häuser mit den breiten Stockwerken und vielen Fenstern blicken gravitätisch drein. Rechts sind die Kaffeehäuser sehr belebt: Al Ussero, Ciardelli, Italia u. a.; links der Palast der Präfectur mit der erleuchteten Thurmuhr, die Douane, die große Post. Der weiße Kalk kommt in allem Gestein zum Vorschein, und die Quadern des schönen Pflasters, hier zu Lande Macigni genannt, leuchten sogar in der Nacht. Wie weiß das erst schimmert, wenn der gelbe Mond sein Licht darauf wirft! Mit Lust wandelt man alsdann

eine Stunde lang durch das große stille Hospital, welches Pisa heißt.

Ja, es ist ein Hospital. Tretet ein in die ungeheuern Häuser selbst der engsten Straßen, und Ihr werdet entsetzt sein vor den Sälen, die man Euch als „möblirte Zimmer“ anbietet. Um diese Räume anständig zu füllen, bedarf's eines Vermögens von Mobilien; steigt man zu etwas mäßigeren Preisen hinab, so verschwinden Tische und Stühle im Raume, und nur das italienische Bett erhebt sich riesenhaft wie ein Triumphwagen. Diese Betten sind erschrecklich, man weiß gar nicht, wie man hineinkommen soll. Steht man auf der einen Seite, so ist man versucht zu fragen: „wer wohnt auf der anderen Seite?“ Dort könnte nämlich ganz ruhig ein anderer Passagier hausen und schlafen, man würde ihn wahrhaftig gar nicht gewahr, man müßte ihm beim Erwachen mit starker Stimme: „Guten Morgen“ zurufen. Ich habe zwei solcher Säle gemiethet, in denen man dazu gebracht werden kann, sich selbst zu suchen, und wenn Abends die dreischnablige antike Lampe brennt, so wirft sie die Schatten von lauter Gespenstergeschichten.

Gas gibt es in Pisa noch keins, nicht einmal in den Straßen, wie viel weniger in den Häusern. Hier ist Italien präcis so geblieben, wie Göthe es vor fast hundert Jahren sah. Die Frau setzt in der Dämmerung die Ampel auf den Tisch und sagt mit höchstem Ausdruck: Felicissima notte!

Wer sich vom Lungarno in die übrigen Straßen verirrt, geräth in lauter Todtenkammern. Man kann höchstens das Borgo ausnehmen, wo der Weg zwischen alten Bogengängen hinaus zum Luccaer Thore führt: dort steht

die Eisenbahnstation, und der Dampfwagen geht über Lucca, Pescia, Pistoja und Prato nach Florenz. Dann führt noch eine Verkehrsader über die mittlere Arnobrücke zur directen Eisenbahn nach Florenz über Empoli. Jenseits der Brücke steht ein alter Portikus, eine Art Kaufhalle auf mächtigen Säulen mit Rundgewölben. Das aber ist auch Alles; die sämmtlichen übrigen Straßen sind todtenstille, man tritt auf wunderschönes, breites Quaderpflaster, und tritt es sehr oft ganz allein. Nur die Bettler fehlen nirgends, sie pflanzen sich wie Anachoreten im entlegensten Winkel auf; kommt dann ein verirrter Odysseus die Straße daher, so erheben sie ihre monotone kreischende Leier, erzählen, wimmern, fordern, grunzen und belästigen nach der Schwierigkeit. Am Unverschämtesten sind die Weiber, die Einem Flüche nachheulen, wenn man auf ihr Gebet nichts gegeben hat.

Der Campanile oder schiefe Thurm hatte mir gleich anfangs eine sehr höfliche Verbeugung gemacht, als ich von Lucca herandampfte. Ich wußte auch, daß der Dom und das Baptisterium sammt dem Campo santo dicht beim Campanile stehen. Aber niemals konnte ich im Innern der Stadt irgend einen Strom oder Zug von Menschen gewahren, die sich auf diese Heiligthümer hinbewegten. Ich machte allerhand Kreuz- und Quermärsche durch das Hospital, und da ich immer umkehrte, wo alles Leben zu erstarren schien, so verbrachte ich mehrere Tage, ehe ich jener Heiligthümer des Mittelalters ansichtig wurde. Als ich endlich directe Fragen stellte und auf den Domplatz gelangte, war ich nicht wenig erstaunt, hier die Grabesstille am Tiefsten zu finden. Um die vier denkwürdigen Gebäude wächst eitel Gras, man könnte Vieh-

weiden um vier der größten Merkwürdigkeiten der Architektur anlegen.

Unweit von diesem seltsam ergreifenden Platze geht's zur Porta nuova (Neuthor) hinaus, und wir finden uns angesichts der keimenden und blühenden Natur, vom Apennin eingerahmt, der selbst wieder seine blendende Einfassung von Schnee trägt. Das Feld ist musterhaft bebaut, der Weinstock faßt die Weizenfelder ein, an der Pappel oder am Maulbeerbaum aufkriechend. Die grünen Fahnen der Artischoken wehen in den Gärten, ihren Silberschmelz dem dunkleren Weizenhalme zum Abstich bietend. Pfirsiche blühen röther als Aepfel, und Mandeln mit den weißen Rosenblümchen sind hineingesprenkelt. Die ganze Natur ist italienisch: Pfirsich-Roth, Mandel-Weiß, Baum-Grün. Wer hier nicht an die Italienische Einheit glaubt, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Pisa besitzt vier staunenswerthe Denkmäler mittelalterlicher Baukunst, vier Gebäude, auf die es um so stolzer sein muß, als sie seine ganze Herrlichkeit bilden und einzig den gesunden Reisenden hier fesseln können. Diese vier Bauwerke heißen: der Dom, der Campanile, das Baptisterium, das Campo santo. Sie liegen ganz am äußersten Ende der Stadt, an der bezinnten Mauer, in nächster Nähe zusammen. Rechts nickt der schiefe Thurm, 12 Fuß von der Vertikale abfallend, seine geringelten Stockwerke mühsam hinaufziehend. Vor uns steht der Dom, einer der ältesten der Welt; er ist nicht modernisirt worden, er trägt sein Jahr 1100 überall zur Schau. Links wölbt sich das Baptisterium oder

der Tauftempel mächtig empor. Hinter Dom und Tauftempel streckt sich bescheiden, lang, horizontal die Mauer des Campo santo hin, wie nur Pisa ein Campo santo hat, eine riesige Stätte marmorner Ruhe, ein klassischer Friedhof unter Dach und Fach, ein Gottesacker als Pantheon.

Der Dom entstand, als man 1000 und etliche Jahre zählte und war fertig, als man 1200 schrieb. Die byzantinische Basilica zerkämpft sich mit dem romanischen Stil und den ersten Stoßseufzern der Gothik, die in der Lombardei so kraftvoll gepflegt ward. Die Decke des Hauptschiffs ist noch platt, mit Cassetten reich verziert, die in Mosaik, Gold und Farbe wie ein Kapitel aus Tausend und einer Nacht prangen. Das Hauptschiff hat zudem 74 Marmorsäulen, meist antiken Tempeln entlehnt, so daß die Basilica auf der Antike ruht, wie auch historisch Constantin zuerst ein heidnischer, dann ein christlicher Kaiser war. Von Säule zu Säule gehen Rundbogen, aber die dahinter liegenden Gewölbe der Seitenschiffe sind in's Kreuz gebaut. Die Gewölbe des Kreuzschiffes oder Transept's sind aber nicht viereckig, sondern rund. So vereinigt sich dreifacher Geschmack in dieser Prachtkirche. Auch draußen wechselt der Rundbogen der eingemauerten Säulen mit lombardischem Spitzbogen über freien Säulen ab, ohne daß man bei der Massivität des Ganzen durch diese Unregelmäßigkeit sonderlich gestört würde.

Die Façade, nach dem Tauftempel zu, hat fünf über einander liegende Säulenreihen mit 54 Colonnen; drei prachtvolle Thore sind von Bronze und tragen jene unvergleichliche Sculpturarbeit, welche das Baptisterium zu Florenz zum achten Wunder der Welt erhoben haben. Ghiberti heißt bekanntlich der unsterbliche Florentiner,

der in Bronze zu malen verstand; aber die südliche Thüre zu Florenz ist nicht von ihm, sondern von Giovanni da Bologna, einem geborenen Vlaemen, der bei Michel Angelo in die Lehre gegangen war. Wie Quintin Messis den Italienern schon vorher zeigte, was Farbe sei, ehe die Venetianer ihre tausend Wunder verrichteten, so zeigte ihnen Giovanni da Bologna, wie man auf Michel Angelo's Spur die Antike und die reinen Formen begreife. Von diesem Johann von Bologna sind die Pisaner Bronzethüren angefertigt worden: die Geschichte der heil. Jungfrau und Jesu Christi; seine Schüler vollendeten das Prachtwerk unter seiner Leitung. Die Composition ist einfach naiv, vielleicht mehr im Sinne echter Plastik als die Erzgemälde Ghiberti's; die Figuren, namentlich die der Thiere, sind unübertrefflich.

Der Hauptaltar, der mit der sog. Tribüne Eins bildet, strahlt von Gold und Edelgestein; vor ihm hängt von der Wölbung der Kuppel herab ein grotesker kolossaler Ranierus (der Schutzpatron von Pisa), schwarz auf Goldgrund, im Stile des Cimabue. Der Dom enthält aber auch Bilder von Domenico Ghirlandajo, dem Lehrer Michel Angelo's, und von dem klarfreundlichen Andrea del Sarto aus Florenz. Sollte die Idee des Fortschritts einmal völlig staatsgestrichen werden, in der Kunstgeschichte würden wir sie zu unserm Troste stets wieder auffinden.

Die Kanzel ist ein Prachtwerk des Giovanni Pisano — Pisa hat fünf Unsterbliche desselben Namens hervorgebracht: den Gianta, den großen Nicolò, den Giovanni, den Andrea Ugolino und endlich den Nino Pisano. Auf dem „Stuhle der Wahrheit“ stand grade ein langer honigsüßer Augustinermönch, der das Lob der Immaculata im

überschwenglichsten Lyrismus predigte. Er sprang, er hüpfte, er flötete entzückt durch die Fistel, wenn er immer aufs Neue: Maria, piena di grazia! ausrief. Bald hatte ich nicht den mindesten Zweifel mehr, der Augustiner war sterblich in die Jungfrau Maria verliebt.

Zwölf Altäre sind an die Wände der Seitenschiffe gelegt; diese Art weist auf jüngere Zeit hin, auf die Zeit der Renaissance, des nachgeahmten Griechenthums; daher auch die sagenhafte Behauptung, die Altäre seien Michel Angelo's Werk.

Der Glockenthurm, als „schiefer Thurm" allen Kindern so gut bekannt wie der Porzellanthurm zu Nanking, erhebt sich neben dem Dome. Er hat einen Deutschen zum Vater, den Wilhelm von Innsbruck, und ist vom untersten Stockwerk an absichtlich schief gebaut. Er ist 150 Fuß hoch und hat eben so viele Stufen bis zur Plattform, wo die Glocken hängen. Galilei soll die Gesetze der Gravitation an diesem Bau erkannt haben. Derselbe Galilei soll die Gesetze der Gravitation an der Schwingung der Ampel im Hauptschiff des Domes zu Pisa erkannt haben. Zum Dritten soll Newton die Gesetze der Gravitation an dem Apfel erkannt haben, der so schnurstracks vom Baume zur Erde fiel. Das sind so die naturwissenschaftlichen Legenden und Mythen; diese Wissenschaft, die sich gewaltig über religiöse Mythen aufhält, müßte einmal von ihrem eigenen Sagenkram gereinigt werden. Ich glaube, daß derjenige Mensch die Gesetze der Gravitation zuerst erkannte, der Jupiters Schöpfung bekrittelte und Kürbisse am hohen Eichbaum zu sehen wünschte. Als ihm die kleine Eichel auf die schlummernde Nase fiel, da hatte er die Gesetze der Gravitation empfunden.

Wilhelm von Innsbruck im 12. Jahrhundert that noch mehr als die berühmten Gesetze der Gravitation empfinden und erkennen; er trotzte ihnen, er opponirte gegen sie, er machte ein Pasquill auf sie. Dieser Mann wußte vier Jahrhunderte vor Galilei und Newton, daß der Stein wie der Körper überhaupt zum Mittelpunkte der Erde hinstrebt, daß die Mauer lothrecht stehen muß, soll sie nicht stürzen. Hätte er blos so hingebaut, wie die Menschheit seit der Hütte des ersten Wilden gethan, so könnte man von „Instinkt", von „Routine" sprechen; aber nein, er wich von der Tradition ab, ging mit der Rundmauer aus der Vertikale heraus und ersetzte durch starken Unterbau und durch Cohäsion das Vergehen wider die Gravitation. Wie trefflich er diese Compensation ausgerechnet, das beweist die Dauer seines Werkes, welches als gelöstes Problem jetzt im siebenten Jahrhundert da hängt. Schön ist der Thurm nicht, aber geistreich, ein gemauertes Kapitel aus der Physik.

Die marmorne Wendeltreppe im Innern bewegt sich stets an der äußeren Mauer hin, der Thurm ist inwendig ganz hohl, ein wüstes Loch. Alle Treppen in geschlossenem Raume sind langweilig; aber es kommen Gucklöcher und besonders Ausgänge ins Freie, zu großen Galerieen um den ganzen Thurm herum, die jedoch ohne Geländer sind. Immer weiter dehnt sich die Aussicht, immer herrlicher wird das Panorama, bis man endlich hoch oben Livorno und das Meer entdeckt, das dunkle sehnsuchtsvolle Meer.

Das Wetter war prachtvoll auf Sonnabend vor Palmsonntag; der Apennin erglänzte im Schnee, die weißen Kalkstraßen zogen wie Milchbäche durch das herrlich bebaute Land; der Arno schlängelt sich von Florenz heran,

windet sich durch Pisa und sucht den Tod durch die Niederung am Meere.

Da hängen die Glocken in ihren Stühlen, von der größten bis zur kleinsten, vom tiefsten Grundbaß bis zum feinsten Meßstimmchen, acht an der Zahl. Auf den Holzarmen der großen wiegen sich die Küstergesellen fast bis zum Thurmbogen hinaus; aber noch ist der Schwengel mit strammem Hanf festgebunden. Erst um zwölf Uhr beginnt das Geläute, die Sonntagsfeier wird mit allen Glocken angekündigt; der Thurm geräth in Schwingung, wie verzweifelt ziehen die Gesellen an ihren Strängen, immer aber im gezähltesten Takte, mit der Regelmäßigkeit eines Orchesters; und so erschallt das erschütternde Concert vom offenen Thurme hinaus über Stadt und Land, die fernen Berge feierlich begrüßend. Ganz betäubt von diesem Glockendonner langt man dann in der Tiefe wieder an. Wie die hellen Kalksteine blenden, wie uns die heiße Luft da unten anglüht!

Auf der andern Seite des Doms prangt die Prachtkuppel des Tauftempels, um 1150 erbaut. Der Rundbogen kneift sich hin und wieder etwas ein, aus dem Romanischen zum Germanischen hinüber verlangend. Das Ganze imponirt wesentlich durch seine Masse, die als solche wirkt, und ist insofern römisch, antik. Dieses Monument wurde auf Subscription gebaut, ein abermaliger Beweis, wie sehr der neueste Schwindel lügt, wenn er behauptet, das Prinzip der „Theilbeiträge“, „Actien“ und „Vereinten Kräfte“ sei seine Erfindung! Auch der Tauftempel zu Pisa ist entstanden, wie die Eisenbahnen und Canäle heute entstehen, nur ward das Product nicht vorbehalten, sondern fiel ins Gesammteigenthum, ins dominium der

Zukunft. Der Taufbrunnen im Innern ist achteckig, von weißem Marmor; korinthische antike Säulen tragen in größter Gemüthsruhe die herrliche Kuppel. Es versteht sich, daß alle Kinder, in Stadt und Land und bis auf große Entfernungen hin, hier getauft werden müssen. Hier wurde gegen Ende März ein neuer Mortarascandal vollzogen. Eine bethörte fanatische Bande nahm am Thore der Stadt einem Landmann sein Kindlein, welches zur Taufe im Tempel der Waldenser bestimmt war, mit Gewalt ab. Der Vater unterlag den gröbsten Mißhandlungen, das Kind aber wurde tumultuarisch ins Baptisterium S. Giovanni getragen, wo ein bereitstehender Geistlicher dasselbe katholisch taufte. Dann tobte die Masse auf den Tempel der Waldenser zu. Die Nationalgarde ward zusammengetrommelt, bedurfte jedoch etlicher Zeit, um sich zu versammeln. Vor der Thüre des bedrohten Tempels, welche die Waldenser von innen verrammelt hatten, stand ein einziger Carabiniere, allein wider die stürmende Masse. Aber dieser Mann zeigte, was die wahre Bestimmung der Gendarmerie ist: „Ihr werdet mich umbringen, rief er, den Säbel ziehend, denn Ihr seid Viele gegen Einen; aber der Erste, der sich an dieser Thüre vergreift, ist ein Kind des Todes! Ich stehe hier im Namen des Gesetzes.“ Der Pöbel stutzte, wich zurück und wurde bald von der herbeieilenden wackern Nationalgarde auseinander getrieben. Es fanden Arrestationen statt, und der Prozeß dürfte leicht ungewöhnliche Folgen annehmen, da es sich bereits herausgestellt hat, daß während des Tumults Staffetten aus der Masse zum bischöflichen Palast hineilten! Will die clericale Partei Scandal haben, so wird sie ihn bekommen; der Handschuh

des Kardinals Antonelli wird allenthalben mit Vergnügen aufgehoben. Die Zeiten haben sich kurios geändert, und Victor Emanuel wird wohl den Gensdarmen von Pisa decoriren. —

Begeben wir uns zum Campo santo. Die Stadt und Republik Pisa ließ es gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbauen. Ein rechteckiger Kreuzgang zieht sich in großen Linien um einen stillen Rasenplatz, den vier mächtige Cypressen bescheiden-würdig zieren. Die Erde des Platzes stammt aus dem gelobten Lande, und wurde im vierten Kreuzzuge heimgebracht. Unter jenen vierfachen Bogenhallen ruhen neben berühmten Pisanern auch ausgezeichnete Fremde, die in Pisa ihren Tod fanden. Historische Reliquien und Antiquitäten umgeben die Denkmäler, und an den Wänden hat die Malerkunst höchst bedeutsame Werke für die lernende Nachwelt hinterlassen. Auf der ersten Längenwand, in welcher sich der Eingang befindet, sieht man Fresken von der größten kunsthistorischen Bedeutung: „der Triumph des Todes und das Weltgericht“ von Orgagna (Andrea di Cione), voll religiösen Humors und unbändiger Freiheit der Phantasie. Der Bruder des Genannten, Bernardo di Cione, hat die Hölle etwas zu dicht gestopft, die Composition ist gar zu kraus überladen. Mag nun Orgagna selbst oder blos sein Geist und seine Schule hier thätig gewesen sein: immer haben wir das frische gesunde, naive Mittelalter in seiner besten Periode vor uns, das derb glaubt, derb schildert, Spaß verträgt, und dem alle Kopfhängerei und Heuchelei gründlich fern und zuwider sind. Auf der gegenüberstehenden Längenwand breitet sich das

Alte Testament des **Benozzo Gozzoli**, in Tempera, behaglich episch aus.

Dazwischen stehen die Geschichten des heiligen Ranierus, des Schutzpatrons der Stadt, von Simon da Siena und Antonio Veneziano, andere Heiligenerlebnisse von Spinello Aretino, und endlich vertraut uns der Custode, der ganz verwaschene und verdorbene „Hiob“ werde dem **Giotto** zugeschrieben. Davon glauben wir natürlich kein Wort und kehren lächelnd zum Höllenspuk des Orgagna und zur redseligen Breite des Gozzoli zurück, herzlich froh, in einem halben Arbeitstage mit diesen verehrungswürdigen Incunabeln der Kunst zu Ende zu kommen.

Thorwaldsen hat in der Halle ein liebliches Denkmal des Augenarztes Vacca hinterlassen; der alte Fritz von Preußen setzte hier seinem Freunde Algarotti ein zopfiges Monument. Ein antiker Brutuskopf zeigt uns die fette Opposition des Patrizierthums wider den magern demokratischen Cäsar. Furchtbare Ketten, die von einer Gedenktafel herabhangen, erzählen uns ein erfreuliches Kapitel von der italienischen Einheit. Im 14. Jahrhundert eroberten und unterjochten die Genueser die Stadt Pisa und nahmen diese Ketten als Trophäen mit sich. Jetzt sind sie schwesterlich zurückgegeben worden, und bedeuten im Campo santo die Einfriedigung des alten verderblichen Munizipalhasses, der ewigen Geißel Italiens.

Vor diesen Ketten, unweit des Algarotti'schen Monuments, erlebte ich ein merkwürdiges Beispiel von englischer Touristen-Gründlichkeit. Das Thor spie einen ganzen Schwarm von Kindern Albions aus, die mit ihrem Murray in der Hand einen wahren Trab durch die heiligen

Hallen anstellten. Worauf ritt eine Dame zwischen zwei Lebensaltern, ein rothes Portweingesicht unter dem Reisehute tragend. Sie caracolirte förmlich durch den Bogengang, halb auf die Wände blickend, halb mit ihrem offenen Buche vorwärts stürmend. Ihre Augen sprühten von brennender Neugier, sie war auf Reisen gegangen, sie „kam von Genua nach Pisa" und eilte sichtlich nach Florenz, von dem in ihrem Murray sehr viel Schönes zu lesen steht.

Als sie bei uns vorbei voltigirte, warf sie einen starren Blick auf die Pisaner Ketten und wieherte: If any body could tell me, what is the matter with those chains! „Wenn mir nur Jemand sagen könnte, was diese Ketten bedeuten." Kaum hatte ich Zeit sie mitleidig anzusehen, und schon war sie im Geschwindtritt beim Benozzo Gozzoli angekommen. Als ich mich bis dorthin durchstudirt hatte, zog der ganze Troß bereits seelenvergnügt zur Thüre hinaus. Diese reizende Gesellschaft hatte das Campo santo zu Pisa gesehen! Und nun muß man sich hier auf der Straße nachrufen lassen: Inglesi, Inglesi!

Es wäre sehr unrecht von mir, wollte ich der Stadt Pisa Böses nachsagen. Sie war im Mittelalter immer sehr gut ghibellinisch und den deutschen Königen treu ergeben. Als der Luxemburger Heinrich, der noch ein echter Kaiser war, deutsche Ehre, Macht und Bestimmung hochhielt, im Jahre 1313 gegen den König Robert von Neapel aufbrach, der grade ein gut Stück von Italien „befreit" hatte, standen ihm die Pisaner zur Ausrüstung tüchtig bei, und ihre Schuld war es nicht, daß Heinrich VII. die

Stadt Siena nicht zu nehmen vermochte. Der Kaiser erkrankte — man weiß, welche schauerliche Gerüchte von vergifteter Hostie umliefen, der Name des Mönches wird sogar genannt — und starb zu Buonconvento unweit des Arno. Wie viele unserer stolzen Reichshäupter sind in dieser tragischen Weise, fern vom Vaterlande, für glorreiche Zwecke, an obscurer Stätte heimgegangen. Es ist Mode geworden, diese italischen Züge zu beklagen, von vergeudeter Kraft zu reden, von Vernachlässigung der heimischen Angelegenheiten, und daran eine erbauliche Homelie zu schließen. Ich glaube kein Wort davon, ich glaube, die tapfern Kaiser hatten eine hohe, wahre, ideale Bestimmung in dem bestimmungslosen Lande; ich glaube sie mußten gehen, damit nicht andere gingen, die leider auch gegangen sind, z. B. die Anjou's und später die französischen Könige selbst. Ich glaube, der große Widerstreit zwischen Deutschland und Frankreich auf italischem Boden war geschichtlich nothwendig, sittlich gut; er war vollständig berechtigt bis zum ersten Napoleon, der den Germanen in Italien ein Bein zu stellen verstand.

Wie nämlich einst die schönen Hohenstaufen das neue Gesetz, den geschriebenen Codex nach Unteritalien trugen und dort in Wahrheit zu Reformatoren wurden, zu Wohlthätern des Volkes, so erlöste Napoleon Italien aus der bürgerlichen Zerfahrenheit durch Bildung größerer Ganzen, durch Einführung seines Civilgesetzbuches. Er überholte die Germanen auf der bestimmungslosen Halbinsel, und die heilige Allianz, die von ihrem Feinde hätte lernen sollen, die den Italienern noch mehr bieten mußte, wie sie ihnen in der That auch mehr versprach, compromittirte den deutschen Einfluß in heilloser Weise. Ich glaube,

daß Oesterreich vor dem Weltgericht schuldig zu sprechen ist, weil seine Herrschaft in Italien so widerwärtig ausgeübt wurde, daß selbst der dritte Napoleon die Proportionen eines Heilandes annehmen konnte. Frankreich bekam zum andern Male Oberwasser in Italien, und wenn es bis zur Stunde noch so schwer ist, die gesammte deutsche Nation für ihre richtige Stellung zu dem aufstrebenden Italien zu gewinnen, so ist das einzig und allein Oesterreichs Schuld. Oesterreich hat den Rock des deutschen Kaiserthums herumgedreht, es ist guelfisch, papistisch geworden; aber nur das deutsche Ghibellinenthum hatte eine Mission in Italien.

Die deutschen Kaiser des Mittelalters hatten mit Recht eine starke Partei in Italien, und namentlich der Luxemburger Heinrich hat sich die höchste Ehrenstelle verdient: er figurirt in Dante's göttlicher Komödie als Gran Arrigo, als Großer Heinrich, und als er in einem nichtswürdigen Neste elendiglich gestorben war, trugen die Pisaner seinen Leichnam in den Dom von Pisa, und setzten ihn dann feierlich im Campo santo bei. Ein mächtiges Denkmal verkündigt dort bis zur Stunde die treue Anhänglichkeit der Pisaner an Henricum VII. Imperatorem.

Italien arbeitet gegenwärtig an dem „erstaunlichen" sittlichen „Undanke" wider den „großmüthigen Alliirten". Unsere Sache wäre es jetzt, ihm diesen Act zu erleichtern, den französischen Einfluß, Bonaparte's Suprematie, bei Seite zu drücken, und zwar ohne aufs Schlachtfeld hinabzusteigen. Das wäre die höhere Lösung der Frage, wie sie Oesterreichs ungeschickte Brutalität so dringend nothwendig gemacht hat.

Ja, vor dem Denkmal des Gran Arrigo habe ich

laut in mich hineingeflucht, mitten im Campo santo, daß das Imperium an die Welschen gekommen ist, daß die Politik der Hinterlist und des Diebstahls sich Verdienste um Italien erwerben konnte, daß Habsburg unsere geschichtliche Stellung so schnöde preisgegeben hat, daß wir auf die Seite der Guelfen geworfen sein sollen . . .

Senator Salvagnoli, ein bedeutender Rechtsgelehrter, ehemaliger Professor an der hiesigen Hochschule, energischer Mitarbeiter am Werke der nationalen Befreiung, ist zu Pisa nach langem Leiden an einer Zehrung gestorben. Er hat das erste Nationalparlament nicht gesehen, aber die florentiner Blätter veröffentlichten täglich Bülletins über seine Gesundheit, grade wie über die Verhandlungen des Parlaments. Das ist doch das lebendige Zeichen der Freiheit, daß Manneswerth wieder in's richtige Licht tritt, daß jeder Bürger von Verdienst als Person auftritt und behandelt wird, daß der Telegraph nicht blos von der Niederkunft einer Prinzessin oder der Verstauchung eines fürstlichen Fußes redet. Salvagnoli hatte durch Rede und Schrift, durch entschiedenes Auftreten im kritischen Augenblick sein Scherflein zur Umgestaltung der Dinge beigetragen; er ist einer jener vielfachen Beweise für die goldene Thatsache, daß die Wissenschaft hier zu Lande nicht esoterisch ist, sich nicht vornehm abschließt, sondern auf den Markt hinaustritt wie weiland in dem schönen Griechenland. Massimo d'Azeglio kam während der Krankheit seines Freundes sehr oft von Florenz herüber, um dem Leidenden Trost, sich selbst Beruhigung zu verschaffen. Ist das nicht, als ob man die Briefe des Cicero oder des

Plinius läse? Als Salvagnoli gestorben war, erschien die toskanische Presse in schwarzem Rande und in Pisa trugen ihn Nationalgarde, Behörden, Universität und Clerus hinaus zum Campo santo, wo des Vaterlandes beste Söhne ruhen sollen. Der Gedanke dieser klassischen Ruhestätte, im frühesten Mittelalter gehegt, sprang also wieder frisch in's Dasein; das „heilige Feld" war von Fackelschein durchleuchtet, feierliche Reden erschollen durch die stille nächtliche Halle.

Pisa, 16. März.

Man kann einen Krystall schneiden wie man will, stets bietet er dieselbe vieleckige Form dar, weil diese Form zu seinem eigensten Wesen gehört. D'Alembert drückte das so aus: Die Sonne spiegelt sich im kleinsten Teiche ebenso schön wie im Ocean. Italien gleicht augenblicklich dem Krystall, sein Volk dem klaren Wasser; der Krystall hat in seinen kleinsten Theilchen dasselbe polygonische Gesetz, jeder Tropfen Wassers spiegelt die Sonne der Nationaleinheit wieder.

Hätten wir es noch nicht gewußt, wir hätten es am 15. März zu Pisa, in der alten etrurischen Stadt, lernen können. An diesem Tage wurde hier eine dreifache Feier begangen: der Jahrestag des Statuts vom 4. März 48, der einundvierzigste Geburtstag Victor Emanuels, und die Proklamation des Königs von Italien durch 294 Mitglieder des Nationalparlaments, beschlossen am 14. März 1861, Nachmittags 3 Uhr. Man hatte allgemein auf den 14., als auf des Königs Geburtstag, diese Proklamation erwartet; aber der Telegraph brachte die frohe Botschaft

an die meisten Orte von Mittel- und Unter-Italien so spät am Abend, daß die letzte Hand nicht wohl mehr angelegt werden konnte, um die Flamme und den Jubel zu entzünden. So geschah es hier, am Sitze alter Toskanischer Wissenschaft.

Am 14. Abends nach 7 Uhr traf die Depesche des Ministers des Innern an den Präfecten Luciana ein, das Parlament habe einstimmig Victor Emanuel II. zum „Könige von Italien“ ernannt. Der Präfect ließ einen Maueranschlag drucken, auf welchem es hieß: „Ich bin hoch erfreut, daß ich diesen Tag erleben durfte. Pisaner, der Seufzer so vieler Jahrhunderte ist in Erfüllung gegangen, wir bilden wieder eine Nation. Geht hin und ergebt euch der Freude, aber wie es sich einem Volk geziemt, das mit Recht an die Spitze der Humanität gestellt wird.“ Das alte republikanische Rom ist also doch nicht umsonst auf der Welt gewesen, sein majestätischer Schatten schreitet wieder durch Etruriens Gauen, und auf dem Kothurn des ehrwürdigen Latein stolzirt der muthige italienische Bastard einher. Man denke sich einen Landrath oder Regierungs-Präsidenten, der in diesem Style verwalten wollte!

In dem altersgrauen Pisa steht eine altberühmte Universität oder Sapienza — unweit des schönen Arnoflusses —, auf der von jeher toskanische Aufklärung verbreitet wurde. Ein großer Theil der Märtyrer seit 1815 hat sich hier Wissen und Rang geholt; hier sprangen an der Sonne der Geschichte die Eiskrusten der Vorurtheile, hier lernten die Jünglinge Nationalitalienisch, die Sprache Toskana's, insbesondere des schönen Florenz, welches die

Ehre hat, das südliche Meißen zu sein. 600 Studenten leben hier noch jetzt der Wissenschaft.

Die Nationalfeier zu Pisa sollte mit einem Redeakt in der Universität beginnen. Ach, was Universität! was Redeakt! Da denkt man sofort an die Aula, an Barette in Form schwarzer hoher Töpfe, an lange Predigertalare, an lateinische Diskurse, omnibus numeris absoluti. So etwas machen sie in Italien besser: der Saal ist der ungeheuere innere Hofraum des ehrwürdigen Gebäudes; mächtige Bögen tragen die weite Galerie, die von zwei Seiten zur reichen Bibliothek führt; ganz einfache Säulen stützen das etwas gesenkte Dach. Auf der Schmalseite über der Bibliothek ragt ein viereckiger Thurm mit einer Uhr empor. Im unteren Raume ist Platz für 4000 Personen.

Seit acht Tagen weht die Tramontane, ein schroffer Wind bei allem Sonnenschein, und der Italiener betrachtet die Kälte als der Uebel höchstes. Wenn er aber feiern will, so muß er frische Luft haben und es muß Platz da sein für das Volk, wie auf dem Forum zu Rom.

Die akademische Jugend war schon den ganzen Tag in voller Thätigkeit gewesen; Studenten in Hemdsärmeln arbeiteten am Portale der Sapienza, im Hofraum, auf dem flachen Dache, Lichter aufsteckend, die Fahne vor die Thurmuhr ziehend. An's Portal hatten sie angeschlagen: „Tretet ein in die Hallen der weltlichen Weisheit, um das Vaterland zu ehren, welches Euch ein großherziger König gegeben!“

An den unteren Pilastern und Bogenwänden strotzte es von Zierrath und Licht; hohe grünrothweiße Fahnen, Sterne, Wappenschilder und Facultätsinsignien glänzten im Lichte der Kandelaber. An der hintern Schmalseite

des Hofraumes stand die Rednerbühne in ein gelbrothes Geviert eingeschlossen, an dessen Ende sich eine schlanke Säule mit der Büste Victor Emanuel's erhob, umgeben von Fahnen, Kränzen, Festons und Lichtern. An der Wand große akademische Inschriften: „Dante Alighieri, du hast den König geweissagt, der das lateinische Königreich wieder aufrichten sollte.“ Ueber dem Könige: „Du bist in Wahrheit ein König von Gottes Gnaden, denn die Herzen der Völker wenden sich zu dir.“ Vor der Thurmuhr spreizte der große römische Adler der alten Legionen seine gewaltigen Flügel, darunter stand in riesigen Buchstaben S. P. Q. R. Senatus Populusque Romanus. Wahrhaftig, die alte Welt bricht wieder aus dem Alluvialschlamm hervor, wir gehen rückwärts im Kreise des Geschehenden, wie der Neapolitaner Vico längst behauptet hat!

Um 7 Uhr ist die Galerie, auf der wir Platz genommen, bereits dicht gefüllt. Die akademische Jugend hat sich mittlerweile auf der Piazza Santa Cattarina gesammelt und marschirt mit Militärmusik heran. Man hört die große Pauke, den Hörnerschall, bald den Marsch der Friedensarmee. Das Heer rückt ein, gefolgt von dichtesten Schwärmen des Volks. Die Studenten fassen Posto um die Rostra, die Musik pflanzt sich seitwärts auf: blaue Tuchröcke mit rothen Aufschlägen, rothes Garibaldikäpi, rothe Kaschimirhosen mit breiten weißen Aufschlägen — lauter Studenten. Die Sapienza hat ihr eigenes Musikcorps. Sie blasen einen schmetternden Marsch, und der Redner erscheint, ein junger, kleiner, etwas untersetzter Mann, in Frack und weißer Halsbinde, mit weißen Handschuhen, Chapeau bas, während Alles unter Hüten steckt. Professor Arcona; Lehrer der griechischen und römischen

Literatur, un Ebreo, der Sohn eines Trödlers, feierte im Namen der Sapienza von Pisa den primo re d'Italia. Da stand er, ein lebendiges Zeichen der Humanität auf den Rostris von Pisa, über sich den römischen Adler, noch höher die unzähligen Sterne und am Uhrthurm die schneidende Sichel des Neumonds; und ich fühlte den Hauch der Humanität aus dem weiten Hofraum hinaufwehen und provozirend an das blaue Dach des Himmels schlagen.

Stille ward es rings umher. Der Redner las ab, ohne bedeutendes Organ, ohne südlichen Schwung; was er sagte, war durchaus nicht akademisch, vielmehr rein pathetisch, gut stylisirt, warm patriotisch. Die früheren Regierungen bekamen diverse Peitschenhiebe, die mißtrauische Diplomatie ward nicht geschont. „Wir können keine Nation bilden, sagen unsere Feinde, weil — weil — weil. Aber wir bilden wieder eine Nation, weil wir gewollt haben, weil — weil — weil . . .“ Hier folgte ein prachtvoller Klimax, in welchem die Schlachtfelder von Montebello, Palestro, San Martino, Calatafimi, Palermo, Caserta figurirten. „Durch Muth und Eintracht haben wir bisher alle Hindernisse überwunden, wir werden durch Muth und Eintracht auch die letzten noch fehlenden Gebiete wieder erlangen, Rom und Venetien —“ Ungeheurer Jubel. „Die Diplomatie mag reden und denken, was sie will, ein Volk erfüllt seine Geschicke. Wenn wir einst, stark durch das Heer und die Flotte, stark durch die Künste des Friedens, der Industrie, des Handels, der Wissenschaft, diesen Tag wieder feiern, so wird es unter demselben Rufe geschehen: „Es lebe Italien, es lebe der König!“

Unwillkürlich mußte ich bei der ganzen Rede den

römischen Adler ansehen, der hoch über der Büste des Königs wehte. Vom Könige in unserem Sinne hörte man kein einziges Wort; Victor Emanuel hieß der duce glorioso, er figurirte wie ein Held, wie ein Triumphator, immer aber beschattet vom Adler-Symbole der Respublica. Nie hatte ich etwas Antikeres erlebt. Die ganze alte Welt von der Wölfin an, welche Romulus und Remus säugte, ging an mir vorüber, und ich erfuhr, daß auch Völker zwar ihren Charfreitag erleben können, daß aber Niemand sagen darf, es werde kein Ostern darauf folgen.

Die Wissenschaft in Italien ist die Prophetin und Fahnenträgerin der Nationalidee gewesen; der jetzige Zustand ging aus den Kabinetten der Gelehrten, vom Pult der Literaten in die Welt; die Intelligenz predigte das Evangelium einem noch im Argen liegenden Volke. Die Sapienza zu Pisa ließ sich am 15. März nicht mitschleifen und hinreißen; sie feierte vielmehr den Triumph, daß Volksstimmung und Thatsache ihr endlich nachgekommen waren. Die Wissenschaft in Italien ist niemals reactionär gewesen! Kann sie in allen Ländern Europa's dasselbe von sich sagen?

Zum Schlusse bengalisches Feuer um die römische Fahne auf dem Thurm, so wie um die Standarten des Königsbildes. Als der Beifallsdonner ausgerollt hatte, verlief sich die Masse langsam. Draußen am Arno war die Illumination schon fertig: die schönen Kais auf beiden Seiten des Flusses schwammen im Lichte, die Formen der Gebäude traten plastisch hervor. Aus allen Fenstern wehten Fahnen, hingen Teppiche, Guirlanden; von allen Gesimsen herab leuchteten venetianische Lampen. Besonders schön war die Beleuchtung an der mittleren Arno-

brücke: zwei Obelisken hüben, zwei drüben, brannten in lauter Oellämpchen; gegenüber zeigten die Präfectur und die Dogana ihre edlen Gestalten; die senkrechten Flammenlinien reflectirten im Arno gleich glühenden Basaltpfeifen, die aus dem Zentralfeuer aufwärts schießen. Die Portici mit ihren riesigen Rundbögen waren aufgeputzt mit Festons, dichten Kränzen, farbigen Lampen, und hier gab die Musik der Guardia nazionale dem Volke ein langes Concert, in welches oft hineingesungen wurde: Viva l'Italia, viva il Re!

Die Pisaner holen ihr Licht aus dem Apennin; was man hier leuchten und schimmern sieht, ist lauter Baumöl. Aber Steinkohle oder Olive, hätte der Kardinal Antonelli all das Geld in der Staatskasse, welches gestern Abend in Italien verbrannt wurde, so ließe er sofort den Lamoricière wiederkommen. Hätte er freilich all das Licht in Rom, welches gestern Abend aufgesteckt worden, so ließe er den Lamoricière zu Hause.

Um 9 Uhr entzündete man auf hohem Balkone am Lungarno zwei elektrische Lichter, die wie Morgensonnen auf Straßen, Fluß und Menschen niederfielen. Gleich verkohlenden Dochten erloschen sofort sämmtliche Oellampen, es war als hätte man das Tageslicht an seinem Pult herangewacht. Von bläulichem Heiligenschein umflossen starrte das vielköpfige Volk in die Wunder der concentrirten Helle.

Des Stehens und Sehens müde, begab ich mich gegen 10 Uhr in ein Kaffeehaus zum landesüblichen Punsch. Ein paar Gondeln mit venetianischen Lampen glitten an mir vorüber, als wäre es kühle Nacht nach einem glühenden Tage. Der Italiener kann sich das nicht

anders denken, es muß schönes Wetter sein, wenn er feiert, die Gondeln müssen den Fluß befahren, das gehört zum Programm — sollte man sich auch dabei in Mäntel hüllen.

Im Kaffeehause gerieth ich zwischen Nationalgardisten, die mit der Flinte im Arm Punsch tranken und politisirten. Ein Kaplan im breitesten Hute saß auch dabei und trank und politisirte. Ein Pisaner Bürger, der den Punsch spürte, that dem Kaplan allerhand verfängliche Fragen, indem er die Elemente der Naturwissenschaft in das Dogma mischte. Der Kaplan wehrte würdig ab. Er wurde mir vorgestellt als derjenige Geistliche Pisa's, der die erste Messe für die Einheit Italiens gelesen und dafür von seinem Bischofe auf zwei Monate vom Amte suspendirt worden sei. Wir debattiren über die Politik der Großmächte, welche von ihnen Italien als Königreich anerkennen würden, welche nicht. Der Kaplan meinte, der Papst werde wohl die einzige „Großmacht" sein, welche die Anerkennung verweigere. Um dem Manne jedoch nicht Unrecht zu thun, muß ich verbessern, daß er nicht den h. Vater nannte, sondern il governo dei Vescovi, die Regierung der Bischöfe.

Während ich so, sehr wider meine Erwartung, in diesem ketzerischen Cenakel da saß, brauste und lärmte und lachte das aufgeweckte Völkchen, Männer und Weiber, wie ein Hexensabbath um mich her. Die Stentorstimme der Garçons fuhr bisweilen wie ein Donnerschlag hindurch: Punch, Giammaica, Quattordici, Ventuno, Nero, Rosso, Bianco! Und dann Paukenschläge auf der Straße, Blechmusik. Ch'è? Es ist die Bande di tutti i ragazzi, ein eigenes Musikcorps „aller jungen Leute." Es donnert

und jubelt vorbei. Evviva il Re! Evviva l'Italia! kreischen die Sopranstimmen der verehrlichen Straßenjugend dahinter her. Studenten pfeifen sich einander zu, sie haben ihren besondern Erkennungspfiff, indem sie sich während des Pfeifens mit dem Finger auf den Mund tupfen.

Es war elf Uhr, als ich unter den elektrischen Sonnen her nach Hause ging. Sie leuchteten noch immer, noch immer war der Kai mit Menschen dicht besetzt. Ich schlich mich nach Hause.

Pisa ist eine lumpige Provinzialstadt, selbst in Toskana; es zählt 23,000 Einwohner. Aber der Nationalgeist trat so lebendig, so voll auf wie in den größten Mittelpunkten. Er ist eben überall, er hat überall gewühlt und ist überall herausgekommen. Der ganze Boden, von den Alpen bis nach Marsala, war trächtig mit ihm. Ich schlich mich betrübt nach Hause.

Florenz.

Bargello und Palazzo Vecchio, Republik und Medizäer; Nicolo Macchiavelli. — Der Dom und das Pantheon zu Santa Croce; ein historischer Protest. — Ein Gang durch die Kirchen, Michel Angelo der Große. — Politischer Zustand. — Baron Bettino Ricasoli. — Der Bäcker Giuseppe Dolfi. — Abschied.

Florenz.

Ende März.

Florenz, die blühende Blume Italiens! Ein heller Sonnenschein lag auf Straßen und Plätzen, als ich am 26. März Nachmittags im offenen Triumphwagen meinen Einzug hielt. Denn Triumphator ist hier jeder Sterbliche im Fiaker, der den Muth in seiner Seele trägt, die Barbarei in sich selbst niederzukämpfen. Und wie leicht rollt der Triumphwagen, wie fliegt man durch die engsten Straßen auf den breiten Quadern, die dem antiken Pflaster nachgebildet sind! Die Räder brennen um die Meta herum, und die Meta ist die Piazza del Granduca, auch della Signoria genannt. Ein ältestes Albergo wird bezogen, das Scudo di Francia, wo der flache Hotelgeist noch nicht eingedrungen, wo noch toskanische Einfachheit und Ungenirtheit herrschen.

Rasch den Plunder weggeworfen, und in die Stadt hinein! Ich glaube, ich bin in Italien angekommen. Turin, Mailand, Genua, Pisa, es will mir Alles auf einmal wie Vorstadt erscheinen. Wohin soll ich gehen, rechts oder links? Ich stehe wie Herkules am Scheidewege der Geschichte. Der Palazzo Vecchio dreht mir seinen impertinent massiven Rücken zu, an seiner Vorderseite liegt die Piazza del Granduca mit allen ihren Herrlichkeiten. Aber dort rechtshin, über die Piazza di San Firenze

hinaus, winkt ein mächtig edles gothisches Fenster aus ungeheurem Steinberg, den ein hoher Thurm beherrscht. Es ist der Bargello, der Wohnsitz des Podesta, der Palast der alten Republik Florenz. Als die Medici aufkamen und zu all ihrem Gelde auch noch die Republik in die Tasche steckten, übten sie eine jener bezeichnenden Tücken, die ihnen so wohl zu Gesicht stehen, leider aber auch zur historischen Enthüllung bis aufs Hemd dienen. Sie verwandelten den Bargello in ein Staatsgefängniß, d. h. sie sperrten die Freiheit ein. Den großen Rathsaal fachten sie in vier Stockwerke ab, und zerschlugen jedes Gefach wieder in zwanzig Zellen. Die Fresken dieser herrlichen Räume wurden überkleistert. In den unterirdischen Löchern des Bargello haben die Hochverräther aller folgenden Zeiten gesessen, von den Medici bis zum letzten Großherzog, und schlimmer gesessen als unter den Bleidächern Venedigs und in den Cachots des Spielberg.

Welch imposanter Hofraum, welche gewaltigen Bogengänge! Und wie leicht die massive Treppe vom Hofe zum Saale der Republik führt! Hinter dem Saale kommt man zur Capella di Dante, wo Meister Giotto den jugendlichen Dichter al fresco auf die Wand gemalt hat. Und o Wunder! Dante trägt einen rothen Mantel, eine weißrothe Kapuze, eine weiße Weste, und darunter finden sich Spuren von Grün, das man auszuwaschen versuchte. Man bezichtigt den letzten Granduca dieses Frevels an den drei Nationalfarben!

Die sog. Revolution bewährt sich hier in Florenz als aufbauend, während der Despotismus destructiv auftrat. Der Bargello wird emsig hergestellt, die Zellenwände stürzen, Hammer und Meißel sind im Hofraum

thätig, die unterirdischen Löcher werden gestopft. Der Palast der Republik wird zu einem historischen Museum eingerichtet. Im Februar 1848 bot das Volk von Paris der provisorischen Regierung drei Monate Hunger an, wenn sie die Freiheit gründen wolle; aber die Regierung that nichts. In Florenz eröffneten Regierung und Volk die neue Aera mit der Versöhnung der beleidigten Götter des Vaterlandes und der Schönheit.

Ziehen wir jetzt mit den Medizäern zum Palazzo Vecchio. Da thürmt sich die riesige Zwingburg zu meiner Linken empor; ich muß den Blick hoch hinaufwerfen, um ein Fenster zu erjagen; die enge Straße ist ganz verdunkelt durch den grauen Mauerberg. Jetzt kommt der Platz. Auf weißem Postament sitzt der bronzene Cosmo di Medici hoch zu Pferde, dem Giovanni da Bologna nicht besser gelungen als der Geschichte. Dicht am Palast sprudelt der große Brunnen mit dem breitzopfigen Neptun und den gliederschlenkernden Tritonen. Zwischen Neptun und Cosmo haben sie den Dominikaner Savonarola verbrannt. Weil das Volk jene Brandstätte gleich einem heiligen Ort verehrte, suchten ihm die Medizäer die Wallfahrt zu verderben, indem sie den Cosmo zu Pferde auf weißem Postament errichteten. Das Volk stellte seine Pilgergänge ein und taufte die Reiterstatue il Biancone, das weiße häßliche plumpe Ding. Laßt Ihr Euch mit dem Volk auf Epigramme ein!

Gradeaus wölbt sich die Loggia dei Lanzi, links erhebt sich die Façade des Palazzo Vecchio mit dem kolossalen David des Michel Angelo, und zwischen beiden hindurch taucht der Blick in den Hof der Vasari'schen Uffizien, des größten Kunsttempels der Welt. — Der David

des Michel Angelo fesselt meine ganze Aufmerksamkeit, er tödtet nicht nur den Riesen Goliath, er tödtet auch auf den ersten Blick den Riesen Herkules wie er den Kakus erlegt, sammt dem Urheber dieser Gruppe, dem Baccio Bandinelli. Was schreiben sie doch in den Kunstgeschichten, dieser Baccio sei ein Nebenbuhler des göttlichen Michel gewesen! Eine Brunnen- oder Gartenstatue neben einem Kunstwerk! Und was schreiben sie weiter, der David sei nicht als gottvertrauender Jüngling aufgefaßt, sei nicht der demüthige Hirtenknabe des Isai? Ich will schwören, sie verwechseln die Dimension mit der Intention, die Ausdehnung mit dem Gedanken, sie verkennen den sich zur That sammelnden Jüngling in dem übermenschlichen Maße seiner Glieder.

Alle alten Paläste von Florenz wachsen aus dem etrurischen Wall, aus der Mauer von rohen Quadern hervor. In dieser massivsten Grundlage entdeckt man nur kleine vergitterte Fenster für Dienerschaft und Refektorien. Ueber der Mauer streicht in der Regel ein Karnies als Uebergang zwischen dem Schweren und dem Gefälligen. Jetzt folgen behauene Quadern mit großen Rundbögen, innerhalb derselben ein germanisches Doppelfenster, dessen Bögen sich in der Mitte einkneifen. Oben unter dem flachen Dache ein abermaliges prachtvolles Karnies. So sind die Paläste Riccardi, Strozzi, Pitti, della Crusca, della Prefectura. Viel germanischer ist der Bargello; abenteuerlicher, höher, verschnörkelter, ungethümlicher der Palazzo Vecchio. Der massive Unterbau erhebt sich hier viel höher; die Bogenfenster beginnen viel weiter hinauf; das Dach ist eine Plattform, umgeben von einer Galerie mit Zinnen und Schießscharten; aus der Plattform wächst der sich nach oben zu erweiternde Thurm hervor, der eine

zweite Galerie in die Luft hält. Von der Thurmspitze weht die italienische Tricolore.

Der Palazzo Vecchio ist ein furchtbares Kastell, in welchem man lange Belagerungen aushalten konnte, an dessen Mauern manch rebellischer Schädel in Stücke gehen mochte. Aber diese Festung genügte den Medizäern noch nicht zu ihrer Sicherheit; sie ließen einen geheimen Gang bauen, der vom Palazzo Vecchio durch die Uffizien, über den Ponte vecchio, über die Stadt und die Häupter der Menschen weg, bis hinter den Palast Pitti führt — die einzige Gasse, welche jene Geldjuden der Freiheit gebrochen haben, nämlich ihrer persönlichen Freiheit, wenn die Pazzi sich gar zu patzig machten, oder das Volk von Florenz sich allzu lebhaft seiner vergangenen Machtherrlichkeit erinnerte.

Ja, wir sind in Italien, die Kunst steht auf der Straße, in freier Luft. An der Treppe zur Loggia halten die beiden Marmorlöwen Wacht, rechts an der Fronte erhebt sich der köstliche „Raub der Sabinerinnen", mit welchem Giovanni da Bologna seinen Cosmo hundertfach abgebüßt hat; dahinter steht seine göttliche Centaurenbrust, den Todesschmerz unter der wuchtvollen Hand des Alciden entfaltend. Links an der Fronte prangt in Bronze „Perseus mit dem Medusenhaupt" von Benvenuto Cellini. Nach den Uffizien zu erhebt die Judith des Donatello ihr Schwert über den Nacken des geweihten Holofernes. Ein Nationalgardist spaziert schützend unter diesen großen Denkmälern der Renaissance umher, die grade deßhalb so unendlich groß sind, weil sie den klaren Beweis geliefert haben, daß die Alten wieder völlig verstanden werden konnten, daß sie nicht umsonst gelebt und geschafft hatten.

Die sechs antiken Weiber, Gewandstatuen, an der hintern Mauer, müssen zufriedenen Blickes auf die Gruppen vor ihnen hinschauen.

Es fiel mir unangenehm auf, daß die schöne Loggia bei Lanzi von einem Nationalgardisten bewacht wurde; ein ästhetisches Volk hütet seine Kunstschätze selbst. Sogar im römischen Gebiete stiehlt man nur den Schmuck der Madonnen, nicht die Bilder der heil. Jungfrau. Ein Florentiner, bei dem ich Beschwerde über diese Barbarei erhob, sagte mir: Sie haben vollkommen Recht, die Schildwache ist überflüssig. Der Florentiner verjagt zwar zur Noth seinen Großherzog, aber seiner Bildsäule würde er niemals etwas zu Leide thun!

Durch die Doppelreihe der Uffizien zum Ponte Vecchio. Wie hübsch zahm und zierlich dieser Vasari gebaut hat, neben den etruskischen Palastfestungen! In den Pfeilernischen der beiden Façaden stehen sie alle feierlich apotheosirt, die großen Florentiner, die aus dem unerschöpflichen Boden des kleinen Gebietes aufschossen: Orgagna, Nicolo Pisano, Giotto, Donatello, Michel Angelo, Dante, Petrarca, Boccaccio, Macchiavelli, Guiccardini, Amerigo Vespucci, Galileo Galilei, Benvenuto Cellini, die Rechtsgelehrten, die Naturforscher, die Mediziner. Man müßte nach Athen wandern, um solche Fruchtbarkeit an Helden wiederzufinden. Ein Ländchen von 1½ Millionen Einwohner hat zwei Drittel aller italienischen Berühmtheiten hervorgebracht! Ich grüßte sie alle ehrerbietig im Vorüberflug und folgte dem geheimen Gang der Medizäer zum Ponte Vecchio.

Die älteste Brücke über den Arno ist noch immer mit Häuschen und Läden besetzt, noch stehen die Schränke

der Goldarbeiter aus, welche daneben feilen und ciseliren. Noch steht das Haus des ästhetischen Verbrechers, des inspirirten Banditen, des wildschönen Tausendkünstlers Benvenuto. Und von der Mitle der Brücke blickt man die gewundenen Ufer des Flusses hinauf, erschaut auf der Berghöhe San Miniato, oder folgt abwärts den Häuserreihen der eigentlichen Stadt, dem schönen Lungarno, auf den schönen Park der Cascinen zu.

Die „Revolution" — ich muß immer lachen, wenn ich dieses gräuliche Wort in dem sonnigen Italien höre oder gebrauche — die „Revolution" also hat mitten auf dem Ponte Vecchio die Medizäergalerie geöffnet, um auch in diesen Fuchsbau der Geldjuden etwas Licht und Luft einzulassen, eigentlich aber um dem Könige Victor Emanuel eine Illumination der ganzen Stadt Florenz zu zeigen. Es war wirklich eine hübsche Idee von diesen feinfühlenden Florentinern, den König ihrer Wahl aus der ominösen Fluchtgalerie hervortreten zu lassen, angesichts des feenhaft beleuchteten Florenz, mitten auf dem lieblichen Arno.

Auf der linken Arnoseite durchmaß ich schlendernd etliche Straßen und traf auf das alte enge Bürgerhaus des Segretario der Gemeinde Florenz, des Nicolo Macchiavelli. Das Haus ist unangetastet stehen geblieben, als wenn der Inwohner seit 300 Jahren dort weilte. Ich glaube fast, er wohnt noch immer da; habe ich ihn nicht im Hofe des Vasari'schen Palastes vor einer Viertelstunde getroffen? stand er nicht sinnend da an einem Pfeiler, der Mann mit dem scharfgeschnittenen Knochengesicht, mit den geisterhaft fernblickenden Augen, die bittere Ueberzeugung von der Nothwendigkeit gewisser Mittel zu großen Zwecken

um den feinen Mund? Er ist nie gestorben, der Verfasser des „Principe", er hat zum Muster und Leitstern gedient allen Feinden Italiens, allen Gründern der sogenannten Nationalmonarchien; und alle Gewaltthaten, die der Sekretär von Florenz im Voraus absolvirte, sie sind hageldicht niedergefallen auf den Rücken seiner eigenen Nation, welche beständig das Aufgeld zahlte für die Bildung neuer Reiche in Europa, des spanischen, des österreichischen, des französischen. Karl V. war Machiavelli's „Fürst", Ludwig XIV. war Machiavelli's „Fürst", Napoleon I. und III. sind „Fürsten" des Machiavelli. Es ist eine Schande, daß die Staatsmoral mit der Privatmoral einen so schreienden Gegensatz bildet, aber diese Schande bildet den Ehrentitel in der Geschichte. Es ist wahr, daß die raison d'état ein Moloch, ein Ungeheuer, ein verdammenswerther Jesuitismus ist; aber wer angestaunt, bewundert, verehrt sein will, muß diesem Moloch opfern und sich zu seinem Hohenpriester aufwerfen.

Endlich, endlich, schlauer Nicolo, ist die Reihe an Dein Vaterland gekommen. Nachdem es drei Jahrhunderte lang der Ambos gewesen, für welchen Du den Hammer bereitet, will Italien selbst Hammer werden; der Principe, den Du suchtest, er hat sich gefunden, — Du warst eben zu den Uffizien gegangen, um seine Fahne auf dem Palazzo Vecchio zu begrüßen! Aber nicht Cesar Borgia sollte der Erwählte sein, nicht mit Gift und Dolch sollte er sich Bahn brechen. Siehst Du, Nicolo, das nennt man den „Fortschritt der Zeiten", das heißen sie jetzt die „Entwicklung der Civilisation". Man siedet die Gegner nicht mehr in geschmolzenem Blei, sondern im Thee der Salons; man complimentirt sie zur Thüre und zum

Lande hinaus. Als Du im Caffè Italia die Zeitungen lasest, Nicolo, als Du lasest, wie Graf Cavour die neapolitanischen Gesandten zu Turin an der Leine führte, wie er mit der linken Hand die Föderation zwischen Ober- und Unteritalien annahm, mit der Rechten aber den Marschbefehl in die Marken und nach Umbrien zeichnete: wie wurde Dir da, und hat Dein altes Diplomatenherz nicht gehüpft vor Wonne? Dein brutaler Cesar Borgia hätte die beiden Gesandten vergiftet, in einen Brunnen geworfen, oder den König Franz II. in seine Gewalt zu bekommen gesucht, um ihn nächtens abzuthun. Heutzutage pflanzt man die Gesandten einfach auf's Trockne, conspirirt mit Revolutionären und Piraten, schreit in alle Welt, man müsse Italien vor Mazzini bewahren — und nimmt dann Italien den Königen wie den Flibustiern vor der Nase weg. —

Nicolo ist zufrieden, und wenn man die dunkle Treppe seines alten Hauses emporstiege, so fände man sicherlich auf seinem Schreibepult ein angefangenes „Memoire an die Großmächte Europa's", wasmaßen in der Geschichte jeder einzelnen von ihnen sich noch viel schlimmere Thaten des Machiavellismus vorfinden, auf denen ihr jetziger Stolz und ihre Größe wie auf einem Fundamente ruhen, und wasmaßen nie und nirgend ein Reich in so sanfter und angenehmer Weise gegründet worden sei wie das Regno d'Italia. —

Im Abendscheine sah ich noch den herrlichsten der Florentiner Paläste, den imposanten grauen Palazzo Pitti. Welch ein Unterschied zwischen Genua und hier! Dort Alles elegant, marmorn, prächtig, fürstlich, erschrecklich kostspielig. Hier eine ungeheure, unnahbare Feste von

Quadern auf einen unbehauenen Berg gethürmt. Das ist adelig, trotzig, unrömisch und unromanisch, gradlinigt, eckig, etruskisch, fest und finster. Und wäre es nicht so spät, wir gingen durch's Thor zur linken Hand und beträten den zweiten Kunsttempel dieses Athens, die Galerie Pitti. Wäre es nicht Abend, wir schritten durch ein großes Thor in den Garten Boboli, der in ungeheuren Terrassen emporsteigt bis zur Stadtmauer von Florenz.

Als Strozzi seinen ansehnlichen Palast mitten in der Stadt gebaut hatte, erklärte Pitti trotzig: „Der Strozzi hat da einen Palazzo gebaut, der gerade il cortile del mio ausmachen wird.“ Mit andern Worten: ich werde den Palast Strozzi in den Hof meines Palastes setzen. Und so geschah's. Aehnlich soll einmal Fürst Esterhazy in London zu einem reichen Lord gesagt haben: „Ich wette, was Sie wollen, ich habe mehr Schaafheerden auf den ungarischen Pußten, als Sie Schaafe in Schottland besitzen.“

In dankbarer Erinnerung an den Dom zu Mailand, sowie im bangen Vorgefühl des riesenhaften und unendlichen Zopfes, der mich zu Rom erwartet, freue ich mich nachdenklich der toskanischen Gotteshäuser und ihrer herrlichen Zubehöre. Toskana ist eine Welt für sich, zwischen dem Germanismus und dem Klassizismus gelegen, immer noch mit Kreuzgewölbe und Spitzbogen dem Norden angebaut.

Ich gäbe etwas darum, wenn die Archäologen ein wenig menschlicher für das große Publikum schrieben, damit die touristischen Blaustrümpfe beiderlei Geschlechts

ihre Tinte sparen könnten; denn daß diese Blaustrümpfe jemals Archäologie lernen sollten, daß ihnen jemals der Begriff eines architektonischen Verhältnisses aufginge: diese Hoffnung müssen wir aufgeben. Welcher Unverstand ist nicht über die herrlichen Massen des Florentiner Domes zu Papier gebracht worden! Wie „düster“ ward nicht der „Eindruck“ dieser toskanischen Marienblume (Santa Maria del Fiore) geschildert! Wie possirlich haben die armen Seelchen in der „trostlosen Oede“ dieser „starren, niederdrückenden Größe“ umhergezappelt und geflattert! Von dieser Riesenarbeit des Arnolfo da Colle, des Giotto, Taddeo Gaddi und Orgagna, sich und die andächtige Welt aus dem Marmorberge hervorzuringen, die Wucht des Stoffes vom gekreuzten Gewölbe aus zu besiegen und die Spitzen triumphirend gen Himmel zu kehren; von der Gewalt dieser Form, welche den Brunelleschi zwang, die Kuppel selbst in spitzen Bögen emporzuthürmen; von der Großartigkeit dieser Wölbungen, wenn man aus einem der Seitenschiffe, dicht bei der Hauptfaçade, durch sämmtliche Räume hindurch bis in's Chor hineinschaut: von allem dem ist keine Rede. Jedesmal, wenn ich in diese riesige Marienblume eintrete, erblicke ich den steinernen Kampf zwischen dem Norden und dem Süden, zwischen Deutschland und dem Alterthum, der Erhabenheit und der Masse, der gebrochenen und der einfachen Linie, und lächelnd sehe ich dem Brunelleschi zu, wie er seinen Hut vor dem germanischen Eigensinn abzieht, laut lachend aber dem Vasari, wie er seine akademische Langweiligkeit über die Niederlage des Brunelleschi ausbreitet. Alle Farbentöpfe, welche dieser klassische Dekorant im Innern der mächtigen Kuppel verschmiert hat,

rinnen zu Nichts zusammen vor dem Kampfe zweier Epochen, vor der Schlacht der Volksgeister.

Die Bewältigung des Aeußeren ist viel schwieriger, als das Verständniß des Inneren. Der Marmor ist und bleibt uns Nordländern ein wahres Hinderniß. Zu Mailand haben wir es noch blos mit weißem Marmor zu thun und verfallen, ich weiß nicht warum, auf die Vorstellung eines Porzellanberges; aber zu Florenz ist dieser Berg getäfelt, schwarz und weiß. Diese Marketeriearbeit stört eine geraume Zeit. Mühsam ringen sich in diesem Massengetäfel die Einzelformen los; die schmalen, zierlichen, halbtauben Fenster bilden keine rechte Ab- und Eintheilung. Fragend umgeht man das kolossale Räthsel. Die Schale ist so dick, das Auge braucht Zeit, bis es den Kern hindurch fühlt, die Draperie will uns lange nicht die edlen Glieder darunter zum Bewußtsein kommen lassen. Aber gerade diese Unsicherheit gehört zum Wesen des Kampfes, der hier ausgekämpft wird: gerade diese Dichtigkeit der Hülle reizt zu immer neuem Studium, zu stets wiederholtem Eintritt.

Taucht uns das Wesen des Domes erst allmälig auf, besiegt man den äußern Widerstand erst von Innen heraus, so tritt uns der Glockenthurm Giotto's um so durchsichtiger, klarer, selbstverständlicher entgegen. Das ist eine Leichtigkeit, eine Luftigkeit, gegen welche der schiefe Thurm von Pisa in Wahrheit nur ein massives Kunststück genannt werden kann. Je länger man diesen so fröhlich durchbrochenen Riesenbau betrachtet, je verführter das Auge den Reliefs und Statuen Meister Giotto's folgt, um so unwiderstehlicher verwandelt sich der Campanile in lauter Elfenbein mit zierlichen Farben geschmückt;

und gerade wenn man auf dem Punkte steht, das niedliche Spielzeug in die Tasche zu stecken — gerade dann sinkt das todtmüde Auge zum Boden herab, und das Spielzeug schnellt zu seiner vollen Höhe und Breite wieder in die Lüfte empor.

Das Baptisterium macht einen pantheonartigen Eindruck, der durch die antiken Säulen der Kuppel vollendet werden würde, hätte die allerbreiteste Sculptur vom Altare herab nicht längst ihr Veto dagegen eingelegt. Diese malerische Gewandung in Marmor durchschneidet wie das Schwert des Erzengels jede Illusion, und mit Centnergewicht lasten plötzlich Michel Angelo's Worte auf der Seele: „Die Malerei ist am vollkommensten, wo sie sich dem Relief nähert, und die Sculptur am schlechtesten, wo sie zur Malerei hinneigt." Die Gränze ist hier so schmal wie ein Strohhalm. Einem Ghiberti mochte es gelingen, auf den weltbekannten Bronzethüren zwischen zwei Abgründen zu balanciren und in erhabener Arbeit Landschaften hinzuzaubern; er ist ein Hexenmeister. Aber Samen lassen solche Zauberer nicht, ihre Nachkommenschaft plumpst in die Tiefe hinab. Bei der dritten Bronzethür des Baptisteriums, von Andrea Pisano modellirt, hört die Ekstase auf, aber die ruhige Würdigung beginnt; man fühlt den breiten festen Boden berechtigter Kunstart unter seinen Füßen und verfolgt mit behaglichem Beifall die Geschichte Johannes des Täufers. Alles das sei natürlich gesagt, ohne die geniale Virtuosität des Ghiberti mit den rauschenden Wagnissen und Salti mortali des Bernini zusammenwerfen zu wollen; es gilt nur der Ehre des großen Prinzips: Sunt certi denique fines, „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

Eine zweite Kirche von Florenz ist Santa Croce, das Pantheon genannt, die Walhalla dieses toskanischen Gebietes, das so fruchtbar war an Unsterblichen. Zwischen den schlanken Säulen mit luftigen Spitzbögen finden wir uns wie zu Hause, und links wie rechts in's Seitenschiff wandelnd, orientiren wir uns rasch inmitten all der Denkmäler. Die Bezeichnung „Pantheon" ist vollkommen richtig, denn obwohl wir in einer der mittelalterlichsten Kirchen sind, begegnen wir doch „allen Göttern." Da steht Galileo Galilei mit dem trotzigen Blick in den astronomischen Himmel: E pur si muove! Da lauert Nicolo Machiavelli, der Weltlichen Weltlichster, ein Märtyrer nur durch die Dürftigkeit, in der er gestorben. Da thront Michel Angelo Buonarotti, der Regenerator der heidnischen Kunst, dessen höchstes Kirchenideal die Kuppel des Agrippa war. Da liegt Alfieri, der auch keine Heiligenlegenden dramatisirt hat.

In Santa Croce warf der intelligente Franzose Marc Monnier vor etlichen Jahren die Frage auf: L'Italie est-elle la terre des morts? „Ist Italien das Land der Todten?" Angesichts der unsterblichen Todten dieses florentinischen Pantheons begann Monnier seine beredte Antwort, niedergelegt in einem der besten Bücher des cäsarischen Frankreichs. Nach zwanzigjährigem Studium des italienischen Bodens, der Literatur und Sprache in ihren verschiedenen Dialekten, schritt der Verfasser an's Werk. Kann Italien leben? Kann es als selbstständiges Staatswesen, unabhängig von Fremden existiren? Edgar Quinet in seinen Révolutions d'Italie hatte die Frage verneint, Italien für eingesargt und begraben erklärt auf dem großen Kirchhof der Völker. Marc Monnier bejaht

die Frage mit aller Kraft einer gebildeten Ueberzeugung. Von der Todtenstadt in Santa Croce geht er aus: die Denkmäler dieses Pantheons sind ihm lebende Beweise für die Unvergänglichkeit des Volkes. Dann führt er die große Galerie der Poeten, Historiker und Patrioten aus der letzten Generation auf, charakterisirt in lebendigster Sprache die Guisti, Ugo Foscolo, Monti, Niccolini, Leopardi, Grossi, Silvio Pellico, Berchet, Carrer, bei denen allen Vaterland und Freiheit zu Musen werden; und daran knüpft er eine lehrreiche Geschichte der jetzigen hochitalienischen Schriftsprache, welche das Streben der Gesammtnation zur Einheit so typisch ausdrückt. Ehe Dante diese Schriftsprache stempelte, nannte man sie sizilianisch; seit dem Sänger der göttlichen Dinge heißt sie toskanisch. Von da an wurde Florenz das Bethlehem der sprachlichen Wiedergeburt, und Monnier führt uns zur Porta della Croce hinaus, wo noch die Wiege jener bezaubernden Laute stehe, welche man so passend mit dem Namen des „süßen Bastardlatein" belegt hat.

In mare irato, in subita procella,
Te invoco, Maria, benigna stella.

Das Gäßlein selbst kann namhaft gemacht werden, worin der Bastard das Licht der Welt erblickte; es ist das Vicolo di Calimala. Monnier wäre im Stande, uns das Haus zu zeigen, wo alle großen Schriftsteller Italiens wie Martin Luther „dem Bauernweib auf das Maul sahen," um schreiben zu lernen. Der Satyriker Giusti, der italische Beranger, holte sich in Calimala seinen toskanischen Dialekt, jenes urkräftige Behagen in der klassischen Wendung.

In der letztvergangenen Literaturperiode bildete Florenz den ghibellinischen Gegensatz zu dem guelfischen Mailand. Die Lombarden träumten noch einmal vor Thorschluß den Versöhnungstraum. Manzoni war gut katholisch, Silvio Pellico ließ den Kopf hängen. Die sarkastisch-kritischen Toskaner protestirten, Leopardi, der Freund Platens, Niccolini, der Verfasser des „Arnold von Brescia.“ Dieses Drama erschien gleichzeitig mit Gioberti's „Primato,“ 1843! Die Toskaner konnten sich die politische Freiheit gar nicht denken ohne die geistige. Leopardi gab das Motto: Dio e libertà! was Mazzini in Dio e popolo verwandelte. In Gioberti und Cesar Balbo wurde der Versöhnungstraum einen Augenblick offiziell, die Guelfen stießen sich die Köpfe ein an der Unmöglichkeit der Dinge. Seit jener Zeit ist die ganze italienische Bewegungspartei, man kann sagen die Nation selbst, ghibellinisch vom Kopf bis zu den Füßen.

Seit der Restauration von 1815 hatte Florenz den Exulanten aus dem übrigen Italien zum Asyl gedient; die Häscherfinger der österreichischen und neapolitanischen Polizei reichten nicht immer bis in dieses Heiligthum. Florenz bildete das neutrale Territorium, wo die Heißblutigen und die Dulder aus ganz Italien eine unpolitische, arbeitsame Existenz führten, wo sie im kleinen Comité ihre Ideale austauschten und ausbildeten. Hier verkehrten mit den bedeutenden Toskanern Giuseppe Poerio aus Neapel, nebst seinen beiden Söhnen, von denen sich der jüngste, Carlo, so viel Sympathie erworben hat, der General Arcovito, Giuseppe Borelli, der General Gabriel Pepe (nicht Guglielmo), sämmtlich in den zwanziger Jahren aus der Festung Graz entlassen.

Der Sammelpunkt aller einheimischen und auswärtigen Größen war der Palast Buondelmonte an der Piazza di Santa Trinita, wo der Schweizer Vieusseux eines der größten Lesekabinette der Welt gründete. Vieusseux redigirte die Antologia, älter als die „Revue des deux Mondes"; sie wurde 1833 auf Wunsch des Czaren Nikolas unterdrückt. 1842 gründete er das Archivo storico, welches seit 1855 als Revue erscheint. Noch waltet der fleißige Uralte in den Räumen des Palazzo Buondelmonte, noch empfängt er Samstag Abends dort die Fremden. Aber die Zusammenkünfte sind harmlos geworden, die Strahlenpfeile der Wissenschaft, einst so kühn von hier aus verschossen, haben getroffen; die Theorie arbeitet sich soeben in die Wirklichkeit ein. —

Schürzen wir uns zu einem neuen Kirchgange. Mir schlägt das Herz hoch, wenn ich an San Lorenzo denke, wo Michel Angelo in seiner Vollendung thront. Die Kirche fängt geschichtlich da an, wo die Kuppel des Domes aufhört; sie ist nach Brunelleschi's Plan gebaut: Säulenreihen, Rundbogen, langes Schiff. Wir sehen nur das nackte Gerippe, die Kirche ist in Reparatur. Dringen wir rasch zu den beiden Hauptkapellen. Die Kapelle der Medici ist ein herrliches Octogon, der Fußboden und das Getäfel sind von dunkelm Marmor. Hier ruht Cosmo I., sein Standbild von Bronze steht in einer Nische; ein zweiter Medici in einer andern Nische. Die Arbeit ist von Giovanni da Bologna, dem Vlaemen. Die übrigen Nischen sind leer; man erzählt mir zu meinem

Schrecken, die Statuen seien bereits in Gyps geformt und sollten demnächst gegossen werden. Deß walt' Ricasoli! Aber oben in der Kuppel, wer hat diese kräftigen, farbensprühenden Fresken in die Runde gemalt? Sie scheinen von gestern zu sein und wären doch des Aeltesten und Besten würdig. Allerdings gehören sie einem Neuesten, dem Pietro Benvenuti aus Arezzo, gestorben zu Florenz im Jahre 1844. Sein Grabmal steht im nahen Seitenschiffe. Welches Leben, welche Fülle, welcher Farbenschmelz! Die ersten Menschen, der Sündenfall, Kain und Abel, Noah's Dankopfer, Christi Geburt, die Kreuzigung, die Himmelfahrt, das jüngste Gericht: das sind Meister Pietro's acht Wunderfelder. Vielleicht sind die Farben etwas zu leuchtend, vielleicht scheinen sie nur so grell, im Gegensatz zu dem dunkeln Marmorgetäfel; immer aber hat Florenz einen Neuen hervorgebracht, der sich mit unsern deutschen Koryphäen mißt.

Wir treten in die Kapelle de' Depositi, wo Michel Angelo zwei Medizäer zu verewigen gedachte, in Wahrheit aber sich selbst sein vierfaches Marmordenkmal setzte. Rechts die beiden kolossalen Gestalten des „Morgens" und der „Nacht", darüber Giuliano Medici, sitzend, in voller Rüstung, mit etwas sehr langem Parmegianinohalse. Die Nacht schläft den riesigen Marmorschlaf, der Morgen reckt sich männlich, kraftstrotzend empor; sein Gesicht ist nicht auspolirt, an den Füßen sind die Blöcke hängen geblieben. Das nennt man wohl non finito. Gegenüber lagern eben so kolossal „Crepusculo" und „Aurora". Am Morgen fehlt wieder die letzte Feile, aber der alte Phidias redet aus diesen Massen, und der Zeus von Otricoli kommt auf dieser Stirn zum Vorschein. Das Vollendetste ist die Aurora,

in deren Wellenformen der Marmor zu Fleisch wird. Ich habe jeden Augenblick erwartet, sie werde reden. Darüber sitzt Lorenzo Medici, il pensiero, nachdenklich wie ein in sich gekehrter Achill. Der Ehre Uebermaß grenzt an's Pasquill. An der Wand ein Abozzo des großen Michael: Madonna mit dem Bambino. Wie Vieles hat der Unermüdliche angefangen und nicht vollendet!

Zu San Lorenzo ist auch die Biblioteca Laurentiana, von Michel Angelo gebaut; ein langer, langer Saal ist in Marmor ausgelegt, die Fenster sind viereckig, mit lieblichen Glasmalereien, die Cassetten an der Decke entbehren noch des Stuckes wie des Goldes. Auf beiden Seiten des Saales gehen hohe Kirchenbänke in die Breite; diese Bänke haben oben Pulte zum Darauflegen, und darunter ruhen 10,000 Gefangene an Ketten, die ganze Renaissance, das auferstandene Heidenthum! Ehrfurchtsvoll öffne ich die heiligen Codices: einen Virgil aus dem vierten Jahrhundert — ich bete den Anfang der Bucolica und der Aeneide; Justinians Pandecten, aus dem sechsten Jahrhundert — ich lese von den Testamenten; Homers Odyssee, aus dem 15. Jahrhundert, mit trefflichen Initialen — „Nenne mir Muse den Mann"; Dante's Inferno mit Miniaturen; Petrarca's Werke mit seinem und Laura's Porträt; Boccaccio's Manuscript, von einem Freunde geschrieben, weniger schön als coulant, mit ausgemalten Initialen; Cicero's Reden, wundervoll kalligraphirt, wie gestochen; Juvenal's Satyren mit lauter Satyrn in Miniatur auf dem Titelblatt.

Welchen Vortheil hat das hesperische Land von dieser Auferweckung der klassischen Todten gehabt? Bis jetzt nur

einen esoterischen, die geheime Bildung seiner höhern Stände. Und die Weisen aller Orten waren schon bereit, es sammt seiner Renaissance abermals zu begraben. Da meldete sich Michel Angelo's Morgen und Crepusculo in der Kapelle de' Depositi, und oben in der Laurentiana erwachten die alten Codices auf's Neue, die schöne Natur und die natürliche Schönheit verkündend, und der dämonische Michael Angelo, d. h. der Erzengel Michael rief es laut aus seinem schwergefurchten Denkergesicht: Vorwärts, mein theures Vaterland, vorwärts zum dritten Evangelium, aber nicht über Wittenberg!

Auch Santa Maria Novella ist seit drei Jahren in Reparatur; die eigentliche Kirche ist sogar durch Bretterverschläge so abgesperrt, daß man nur durch etliche Spalten die prächtige Gothik dieses Baues erhaschen kann. Michel Angelo — immer wieder Michel Angelo — nannte diese Kirche seine „Braut“, ein neuer sprechender Beweis von der allumfassenden Verständnißinnigkeit des herrlichen Mannes: er, der Romane, der Wiederentdecker der Antike, der Plastiker von Natur aus, entbrennt in jünglinghafter Liebe zur Mystik der Germanen, zum Kreuzgewölbe und zum Spitzbogen! — Wir treten in die Kapelle Strozzi: über dem Mittelaltar strahlt ein schöner Bronzino: „Auferweckung von den Todten;“ die beiden Seitenaltäre tragen wunderzarte Reliefs von Michel Angelo, die er seiner Braut zum Geschenke machte: rechts das Sposalizio Josephs und Maria, links Maria's erster Tempelgang. Aecht genial hat der vieltheure Meister die Entfernungen durch die Tiefe der Reliefs angedeutet; oben im letzten Plane des Tempels selbst verschwinden die Figuren fast in der Fläche, und die untern treten immer stärker hervor.

Das Gesetz der Perspektive leise und zart auf die Plastik angewendet! Hart daneben, ein paar Stufen hinauf, stehen wir vor den Fresken des Orgagna, Himmel und Hölle nach Dante'scher Anschauung darstellend. Da ist eine wahre Armee von Seligen, schier in Regimenter abgetheilt, lauter freundlich leuchtende Angesichter, die hohe Wand hinauf. Gegenüber glüht der Riesentrichter des Alighieri, der in seinen höllischen Kreisen sich zum Mittelpunkt der Erde hinabwendet. Also ging der Maler mit dem Dichter Hand in Hand: sie beide wandelten wahrhaft auf der Menschheit Höhen.

Weiter war uns nichts vergönnt; abgesperrt war die Chorkapelle mit den Fresken Ghirlandajo's, abgesperrt die Kapelle Filippo Strozzi mit den Bildern des Filippino Lippi. Nur in der Sakristei erschauen wir noch etliche süße Farbengeheimnisse des wunderseligen Mönches von Fiesole: Christi Geburt, Krönung der Maria, Madonna in Gloria — Miniaturen — auf Holz. In dem anstoßenden Klostergange rufen uns zwei stolze gothische Fenster mit gewundenen Säulen zum „Kapitel der Spanier", einer kreuzgewölbten Kapelle, die bis in den letzten Winkel hinein mit Fresken bedeckt ist. Giotto's Schule hat im 14. Jahrhundert ihren ganzen Geist hier niedergelegt: Frisch, fromm, fröhlich, frei. Frisch in der Composition und Farbe, fromm wie das ächte Mittelalter, fröhlich bis zum Spaß in religiösen Dingen, frei von Zopfträgerei und Kopfhängerei. Man betrachte die Niederfahrt Christi zum Limbo, wo die Teufel vom besten Humor zeugen! Man schaue die Hunde (Dominikaner) an, die sich mit Wölfen (Ketzern) herumbeißen, um die Heerde (Christen)

zu schützen! Wie von gestern sind die Farben zwischen den Rippen des Kreuzgewölbes.

San Marco entfernt uns von Michel Angelo, es ist die Stätte des edlen Nazareners Savonarola, der zwar Wittenberg verschmähte, aber auch Pfui zur Antike sagte, und sich so den römischen Strick selber drehte. Die Kirche hat einen prächtigen Fra Bartolomeo, einen Filippo Lippi, einen Bronzino. Im Kreuzgange des Klosters steht ein Kapitelsaal, und dieser birgt die herrliche Freske des Fiesole: „Kreuzigung Christi.“ Die Mariengruppe darauf ist vollendet componirt; das Colorit schauerlich schön: blutroth scheint der Himmel in das größte Schreckniß der Menschheit hinein: „Gott selbst ist todt!“ Wir treten in das große hohe düstere Kloster. Ueberall begegnen wir dem Fra Angelico, dem inspirirten Mönche, der die Geheimnisse der Kunst im seligen Schauen erflog und sein geliebtes Kloster förmlich ausmalte. Da ist eine „Annunziata“: ein Prachtengel verbeugt sich flügelschwirrend vor der selig empfangenden Maria; ihre Hände sind fromm auf der Brust gekreuzt. Oben in einer Zelle hat Fiesole eine blühende „Krönung Mariä“ an die Wand gezaubert.

Der Bruder Custode rasselt mit den schweren Schlüsseln vor uns her, öffnet und schließt, interpretirt leidlich — plötzlich zeigt er uns den Stammbaum des Klosters, den Lebens- und Todesbaum aller Dominikanermönche; jedem von ihnen ist ein Medaillon in der rohen Form eines Baumblattes gewidmet. Da las ich denn auch „Hieronymus Savonarola, im Jahre 14, 900 (soll heißen 1498) nebst zweien andern aus ungerechten Ursachen angeklagt, starb am Galgen.“ Er ward nämlich zuerst gehängt und dann verbrannt. Der Bruder Führer

behauptet: es sei nicht wahr, daß Savonarola gegen den Papst gewesen. Ich sagte ihm: die Medici, der Papst, die Kardinäle, der ganze Klerus hätten den Savonarola gemordet, weil er für das Volk gewesen. Er antwortete Gia, gia! So ist es. — Ach, die Mönche sind alle zusammen maustodt, sie wissen nichts von nichts. Nun lasset uns den Leib begraben! — Die Dominikaner von San Marco haben je zwei Zellen, die durch eine Zwischenthür verbunden sind. In einer blanken Vorzelle steht an der Wand: Has cellulas habitavit Hier. Savonarola, vir apostolicus, ein apostolischer Mann! Der Orden hat also doch seinen Märtyrer nie fallen lassen.

Die apostolischen Männer sind alle fortgegangen, und nur die Jesuiten sind übrig geblieben. Der einzige Apostel, Heilige, Patron von Gewicht und Bedeutung heißt Ignaz Loyola; von der Religion ist keine Spur mehr vorhanden, außer dem syrupsüßen Marienkultus. Da steht Santa Annunziata, ein trefflicher Bau aus dem 13. Jahrhundert, den sie im Fortgange der Zeiten zu einer recht glänzenden, lockenden, coquetten, gold- und silberblinkenden, schmatzhaften Marienkirche ausgeputzt haben. Frauen und Mädchen machen hier Queue am Beichtstuhle, hübsche florentinische Köpfe; pfundweise tragen sie die Sünden hinein, centnerweise bringen sie sie wieder heraus. Die basilikenartige Decke ist mit Goldcassetten schwer beladen, es glänzt und glitzert und gleißt nur so. Die Kapellen rechts und links ziehen sich auf erhöhter Estrade in die Runde und sind durch einen Gang unter einander verbunden. Das Schiff ruht auf Säulen, Rundbögen schwingen sich von Säule zu Säule. Die Kapelle der Annunziata ist natürlich die goldenste, marienhafteste, und der Chri-

stuskopf von Andrea del Sarto ist ein duftiges Meisterwerk. Weiterhin ist ein lieblicher Perugino: „Himmelfahrt“, ein plastischer Bronzino: „Kreuzabnahme“. Die Plastik des Baccio Bandinelli: „der todte Christus in den Armen des Nikodemus“ gefällt eben so wenig als sein Moses im Klosterhof von Santa Croce; die Gruppe vor uns ist eine steifplumpe viereckige Ketzerei, wie jener Moseskopf eine lächerliche Karikatur. Herkules der den Kakus erschlägt, am Palazzo Vecchio, geht als Schau- und Dekorationswerk auf freiem Platze noch am Ersten an.

Die besten Fresken von Andrea del Sarto finden sich in der Vorhalle der Kirche, durch einen Bretterverschlag mit großen Fenstern gegen Verwüstung geschützt. Dort kann man die lichtklare, graziös einfache Composition und die wohlthuende Färbung des sanften Florentiners studiren. Im anstoßenden Kreuzgange haben sich die Schüler des Andreas redlich abgemüht, das menschliche Elend abzuconterfeien; man erkrankt förmlich ob all der Gichtbrüchigen, Verrückten, Gestorbenen, die ein wunderthätiger Heiliger curiren und erwecken muß. Wir wissen hinlänglich, daß die Menschheit miserabel ist; wie aber der liebe Gott seine Ehre darin finden kann, daß dieses auf alle Wände gemalt werde, das geht über menschliches Begriffsvermögen hinaus. Die liebliche Madonna del Sacco von Meister Andreas selbst macht eine wohlthuende Ausnahme, und selbst das Epigramm — für einen Sack Korn habe ich das Kind meines Genius hingegeben! — übt eine befreiende Kraft auf den Beschauer.

Befreien wir uns völlig, verlassen wir die Kirchen, die Academia delle belle Arti ist ganz in der Nähe. Im viereckigen Hofe unter dem Porticus stehen allerhand

Sculpturen, in den Seitenwänden sind die süßesten heiligen Geschichten aus Terracotta mit Emaille von Luca della Robbia angebracht — das ganze toskanische Gebiet ist mit Werken dieses Meisters übersät. Aber dorthin zieht's meinen Blick, zu jenem halbbehauenen Marmorblock, in welchem der Meißel und der Meister stecken geblieben sind. Es ist ein Abozzo des Michel Angelo, ein angefangener Apostel Matthäus. Hier wird es uns so recht deutlich, wie der dämonische Mann ohne Thonmodell frisch in's Gestein hineinfuhr, wie er die lebendigen Formen unmittelbar aus der starren Masse hervorgrub, wie der Block zum Fuß, zur Hand umgezaubert ward, wie Pygmaleon das Härteste so lange brünstig umarmte, bis weichstes Leben daraus hervorquoll.

Jener Jünglingknabe vor dem Palazzo Vecchio war mein erster großer Eindruck zu Florenz; dieser halbgewordene Apostel schließt den Kreis meiner Bewunderung ab. Vom David bis zum Matthäus, durch San Lorenzo und Santa Maria Novella hindurch, verfolgt mich der Gedanke an Michel Angelo. Die ihm eine große Ehre anthun wollen, sagen, er habe nicht das Schöne gefühlt und dargestellt, sondern das Charakteristische. Und indem sie dieses vorsichtig bedingte Lob aussprechen, wissen sie nicht, daß sie ihn zum Shakespeare der bildenden Kunst erklären, der wie jener stolze Brite in den ruhigen Wellenschlag der antiken Schönheit das glühende Eisen des modernen Charakters warf. Wenn dann die Wogenberge hoch emporfuhren wider die azurne Wölbung und das eherne Fatum selbst von seinem kalten Sitze hinabschwemmten — so nannten sie das „charakteristisch"!

Bildhauer ist Michel Angelo durch und durch, was

er auch sonst geschaffen, gemalt und gebaut haben mag. Er ist der unermüdliche, unersättliche Beleber des Marmors, und auf seinem Grabe sollte sich ein ganzer Berg von Carrara und Paros erheben, mit dem eingehauenen Meißel, der sehnsüchtig nach der Hand des Titanen verlangt. Ich seh' ihn von jetzt an einherschreiten durch Toskana nach Rom, den strengen Feuerblick auf jeden Block heftend, suchend, wo er die Legion seiner Ideale hineinhauche, zuletzt selbst versteinert aus lauter Sehnsucht zu dem weißen Gestein Italiens und der griechischen Inseln.

Was wollen mir jene Medici, jene arroganten Zufälligkeiten, jene bankokratischen Schlauköpfe, die das impertinente Glück hatten, einem Michel Angelo zu essen zu geben — wie etliche Päpste den ewigen Jüngling Rafael am Wege fanden, als er gerade seinen Kosmos von Farben schuf, und ihm dann ein paar Wände huldreichst darboten! Größer und glücklicher als Rafael, hat Michel Angelo sein Pygmaleonswerk bis zum neunzigsten Jahre fortgesetzt; denn der Bildhauer, von Marmorbruch zu Marmorbruch rüstig wandernd, in steter körperlicher Bewegung, altert langsam, während der Maler sitzend und brütend sich leicht rascher aufzehrt und schwindsüchtelt. Und so ist Michel Angelo plastisch einhergeschritten bis zur Kuppel des Petersdomes, wo sein Geist noch kauert, tiefmelancholisch über seine Einzigkeit, ein marmorner Lichtblick zwischen gefühliger Finsterniß vor ihm und romantischer Seelenkrankheit nach ihm.

Nicolo Macchiavelli prophezeite die politische Wiedergeburt Italiens; er legte sich in's Grab, und dreihundert Jahre lang zerdrückte die Knechtschaft sein Vaterland. Michel Angelo war das Morgenroth der geistigen sozialen

Wiedergeburt Italiens, die rechte selbstständige Neubelebung der Antike; er legte sich ins Grab, und dreihundert Jahre lang schmachtete sein Volk im dumpfsten Banne. Aber hoffen nicht auch wir noch immer auf den Rothbart? . . .

Kommt ein paar Schritte weit zurück, zum Platze vor S. Annunziata. In der Mitte dieses friedseligen Geviertes sitzt ein Ferdinand I. in Bronze schlecht auf schlechtem Pferde. Seht ihr dort jenes Fenster? dorthin ward Bianca Capello von ihrem Verführer, dem Medizäer, logirt. Als die ehrsüchtige Venetianerin Herzogin von Toskana geworden war, beugten sich alle vor ihr im Staube, schmeichelten ihr Gelehrte, Künstler, Poeten. Sie war so mächtig und sie war so schön. Bronzino brachte ihren Kopf auf allen möglichen Bildern an, bald als Eva, bald als Venus, auch auf der Niederfahrt zur Hölle in den Uffizien figurirt sie. Nur der einzige Michel Angelo hofirte nicht, ließ sich niemals vorstellen, und verdammte ernst und streng die Kabale, welche durch einen Doppelmord zum Throne gelangt war. Michel Angelo war nicht blos Renaissance im flachen Sinne des Wortes, er war auch die wiedergeborne Unerschütterlichkeit des antiken Charakters, der Repräsentant der menschlichen Sittlichkeit. Auch das war sehr „charakteristisch". —

Florenz, 29. März.

In dieser Blüthenstadt mit dem geheimnißvollen Namen, in dieser Doppelgängerin des alten Roms dachte ich endlich die vielausgeschrieene italische Unruhe zu finden, welche so vielen sittlichen Häuptern des sittlichen Deutsch-

land schlaflose Nächte macht. In Italien ist ja der Revolutionszustand permanent, die Straßen sind mit Barrikaden gesperrt, das Eigenthum ist in beständiger Gefahr, und eigentlich regiert Mazzini unter dem Namen des Strohmannes Cavour. In Florenz dachte ich mir folgerecht die Museen geplündert, die Künstler in der Hedschra, die medizeische Venus als Göttin der Vernunft im rothen Garibaldihemde, und in den Herzen aller „Bessergesinnten" die tiefe Sehnsucht entzündet nach der Wiederkehr des geliebten Großherzogs. Leider wurden alle meine Erwartungen nicht mehr als völlig getäuscht; die „Revolution" im Sinne der Prudelwitz und Strudelwitz, die ich weder zu Turin, noch zu Mailand, noch zu Genua gefunden, sie ist in Florenz ganz und gar nicht zu entdecken. Die Leute fragen den Ankömmling gewissermaßen: Hoffentlich sind Sie Künstler oder doch Aesthetiker? Denn sonst ist in Florenz nichts zu studiren. Politische Zustände, Stimmungen, Charaktere! Je nun, die Zustände sind italienisch, die Stimmung Zufriedenheit, die Charaktere — zu Turin, im Parlament.

Baron Ricasoli bedeutet in Toskana so viel wie Graf Cavour in Italien; als der Augenblick kam, wo man einen Mann brauchte, fand sich der Mann, der Mann handelte für das Volk, und das Volk hatte Vertrauen zu dem Manne. Seltsames Glück, seltsamer Zufall! — Die toskanische Autonomie ist aufgehoben, Ricasoli's Mission ist zu Ende, der Baron ist in Turin; aber täglich ist der „Monitore Toscano" mit Zuschriften der einzelnen toskanischen Gemeinden gefüllt, die dem aristokratischen Diktator ihre Verehrung und ihren Dank aussprechen. Ich nenne ihn aristokratisch, weil er den dynastischen Erban-

sprüchen und historischen Rechtstiteln gegenüber in öffentlichem Proklama erklärte: seine Vorfahren seien Kreuzfahrer und im befreiten Jerusalem gewesen.

Will denn Florenz etwa die Hauptstadt Italiens werden, birgt sich alte etruskische Herrschlust hinter dieser patriotischen Hingebung? Man konnte das glauben und es wäre sehr verzeihlich gewesen. Massimo d'Azeglio hat ganz kürzlich die Frage wieder angeregt. Dieser akademische Politiker und sanftedle Charakter veröffentlicht eine Broschüre: „Dringende Fragen." Er handelt darin auch von Rom und Venetien und will Rom außerhalb der italienischen Einheit lassen, um Florenz zur Hauptstadt zu machen. Die Gioberti'sche, noch halb theologische Politik erhebt ihren letzten Stoßseufzer des modernen Welfenthums. Die Presse hat das Büchlein anständig besprochen, mit Glacéhandschuhen zerpflückt. Die öffentliche Meinung ging zur Tagesordnung über und Graf Cavour erhielt das Wort. Auch die hiesigen Blätter traten gegen d'Azeglio auf, die gutgeschriebene „Nazione" an der Spitze, und der „Lampione" erklärte die Schrift kurz also: Massimo d'Azeglio sei ein viel tieferer Politiker als man glaube, er habe unversehens die vorletzte Frage gestellt und wie auf Geheiß das verführerischste aller Amendements aufgebracht. Sei Florenz erst beseitigt, so könnten sich die andern alle begraben lassen.

Nachdem Cavour sich im Parlamente hat hören lassen, sollte man fast glauben, der „Lampione" stecke im Geheimniß. Cavour sagte nämlich: Turin ist meine Vaterstadt, ich bin Abgeordneter für Turin; aber ich erkläre im Namen Turins, daß es alle seine Ansprüche aufgibt und sie Rom zu Füßen legt (immensi applausi).

Es geht hier etwas vollständig Räthselhaftes vor, eine Bewegung, die man wohl thun wird nicht aus Umtrieben und diplomatischen Finten zu erklären; man würde sich sonst an höchst substanziellen Kräften, an sehr unheimlichen Mächten stoßen, die vorhanden sind, ohne zu handeln, und die bei der letzten Wahl bloß ihr Mandat gegeben haben. Immer wieder fällt mir Carlo Poerio ein, der mir zu Turin sagte: „Die Conservativen sind mit der Revolution betraut und sie müssen dieselbe durchführen."

Ich finde hier weiter keine Beschäftigung. Die sogenannte Revolution ist auf zwei Felsen erbaut worden, auf einem aristokratischen und einem demokratischen. Zwei Charaktere habe ich zu schildern, den Baron Ricasoli und den Bäcker Dolfi. Diese erklären Alles.

Baron Bettino Ricasoli.

Das „Land der Todten" bringt allenthalben die lebendigsten Charaktere hervor; wo ein Mann noththut, da erwächst er gewappnet aus dem Boden. Am Alpenrande der halbfranzösische, diplomatische Cavour, der staatskluge piemontesische Tory; in Toskana der eherne Baron Ricasoli, der autonomste aller Charaktere, der wie ein Brutus die Autonomie seiner Provinz hinopfert. Ricasoli ist keineswegs ein Neuling in der Politik, sein Name ward längst genannt; aber neu ist seine nationale Bedeutung, weil seine wahre Zeit eben erst gekommen ist.

Die Ricasoli sind longobardischen Ursprungs und lassen sich bis in die Nacht des frühesten Mittelalters

hinauf verfolgen. Einer ihrer Vorfahren nahm im 12. Jahrhundert den Namen Firidolfi (ex filiis Rodolphi) an; dieser Stamm der Firidolfi theilte sich in verschiedene Aeste mit verschiedenen Namen und Wappen. Friedrich I. von Schwaben übertrug einem Firidolfi ein Lehen, nach welchem er sich Ricasoli nannte. Dieser erste Ricasoli war 1348 geboren. Lambruschini hat den Stammbaum in seinem Nekrologe der Baronin Anna Bonaccorsi Ricasoli, der verstorbenen Gattin des Gouverneurs aufgestellt.

Zuerst Raubritter, wie alle, schlossen sich die Ricasoli später an die Städte und deren Parteien an, führten bald die Guelfen, bald die Ghibellinen, das Letztere jedoch mit größerer Ausdauer. Eine besondere Charakterhärte, ein granitner Eigensinn war das Erbtheil aller Ricasoli, von den ältesten bis zu dem jüngsten.

Bettino Ricasoli im 14. Jahrhundert kehrte als Guelfenchef siegreich aus der Romagna zurück, und wollte auf italienische Art die sämmtlichen Ghibellinen stürzen. Der Rath der Vierundzwanzig zu Florenz widerstand hartnäckig. Bettino berief den Rath eines Tages in den Palast, ließ die Thüre schließen und schwur, Niemanden hinauszulassen, bis das Verbannungsdecret unterzeichnet sei. Das dauerte bis Mitternacht, als die ausgehungerten Vierundzwanzig endlich nachgaben.

Bettino Ricasoli im 19. Jahrhundert handelte von Kindesbeinen an grade so. Als er sieben Jahre zählte und in der Schule saß, legte ihm sein Lehrer für irgendein Vergehen die seltsame Buße auf, sich mit dem Kopf zur Erde zu beugen, und mit der Zunge das Zeichen des Kreuzes auf dem Pflaster zu beschreiben. Bettino weigerte

sich dessen hartnäckig, und als der Lehrer darauf bestand, erklärte er: „Das paßt sich für Bestien! Ich thue es nicht.“ Und er that es nicht. Von Stund an konnte diese Strafe in der Anstalt der frères ignorantins nicht mehr dictirt werden.

Der Charakter des Mannes geht vollständig aus seiner Behausung hervor; man hat das Sprichwort noch nicht gemacht, aber es wäre so classisch wie das ähnlich lautende: „Sage mir wo und wie du wohnst — und ich will dir sagen, wer du bist.“ Das Familienschloß Brolio ist ein massiver Steinklumpen, der viele Belagerungen ausgehalten hat und noch jetzt deren aushalten könnte. Die mittelalterliche Curiosität besteht noch immer mit allem Zubehör, nur ist die Bibliothek angewachsen, und Gärten wie Felder umher zeugen von einem gewissen „Fortschritt der Zeiten“. Sonst sind Mauern und Gräben, Zinnen und Zugbrücken vorhanden wie vor Alters. Der Schloßherr war längst bekannt als Agronom, und die Ackerbaublätter haben seit geraumer Zeit Artikel von ihm gebracht über Behandlung der Rebe, der Olive, des Maulbeerbaumes. Ja auf der pariser Weltausstellung von 1855 erhielt er die Preismedaille und das Kreuz der Ehrenlegion für seine Chianti-Weine.

Er heirathete sehr früh eine Bonaccorsi, die ihm eine einzige Tochter gebar. Plötzlich verschwand Ricasoli mit Gattin und Tochter aus der florentinischen Gesellschaft. Die Einen sagten, das Kind solle fern von der Welt im reinen Schooße der Familie erzogen werden; die Andern behaupteten, der Verdacht der Untreue habe seinen schwarzen Schatten in die Seele des Barons geworfen, und darob habe sich dieser sammt Frau und Kind der Ge-

fangenschaft zu Brolio unterworfen. Aehnlich sieht es dem Baron, eine Ricasoli darf so wenig verdächtigt werden wie Cäsar's Weib. Neun Jahre lang war das Thor an der Zugbrücke zu Brolio nicht geöffnet worden, als es sich plötzlich für einen — Leichenzug aufthat. Die Baronin Anna war gestorben.

Sonntags ließ der Baron seine Bauern in den großen Schloßsaal kommen, las und erklärte ihnen das Evangelium. Der Kaplan stand müßig dabei. Aus diesem Grunde hat man ihn wohl neuerdings zum Protestanten machen wollen.

In dem interessanten Florenz lernte Ricasoli die Exilirten aus Neapel kennen: den Historiker Colletta, Poerio den Vater, den General Pepe. Seine florentinischen Freunde waren der Poet Nicolini, der kürzlich zu Pisa verstorbene Rechtsgelehrte Salvagnoli. Auch sah er häufig den bekannten Belgier de Potter. Von den meisten Gleichgesinnten unterschied sich der aristokratische Revolutionär durch seine gründliche Abneigung gegen Volksbewegungen von unten; das Heil konnte dem verstockten Ghibellinen einzig von oben kommen. 1847 verfaßte er ein Memoire an den Großherzog über die Mängel des toskanischen Regierungssystems und über die Mittel ihnen abzuhelfen: er forderte „monarchische Institutionen im Geiste der Zeit." Das schien damals der Bewegungspartei möglichst wenig zu sein, aber bald zeigte sich, welches Ideal hinter „monarchischen Institutionen" Platz fand. Ricasoli gründete mit Salvagnoli und Lambruschini das Journal la Patria; als Motto figurirte: Fuori i barbari! Ricasoli ging weiter als sie alle, er begehrte ein einheitliches Italien, befreit vom Papste und von Oesterreich.

Die durch Pius IX. angeregte höchst unklare Agitation erbaute ihn sehr wenig. Er schrieb damals wörtlich: „Der Klerus ist im Allgemeinen weder unterrichtet, noch moralisch, und obendrein zu zahlreich. Er studirt weder, noch beschäftigt er sich nützlich. Die Mönche belehren weder sich noch Andere. Feste und Riten hat man vermehrt zum Zwecke des Gewinnstes, und wenn die Geistlichen den Glauben und die Ausübung der evangelischen Tugenden vernachlässigen, so thun es die Laien noch mehr." — Die toskanische Verwaltung war in seinen Augen nichts als „eine Maschine, Geld zu machen." Die inneren Douanen verglich er mit „Fußangeln". Es sei die höchste Zeit, Reformen vorzunehmen, damit nicht Ereignisse von Außen Toskana in ihren Wirbel hineinzögen.

Mit dem Herzog von Modena entstand 1847 ein Streit wegen der Besitzergreifung von Lucca; der Großherzog beauftragte den Baron Ricasoli, mit Karl Albert von Sardinien zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit warf Ricasoli seinen Blick weiter, er sah in Karl Albert den Mann, der zur „Befreiung der italienischen Fürsten" berufen sei, fand ihn nur nicht entschieden genug. „Man muß den König von Sardinien in der italienischen Sache compromittiren", schrieb Ricasoli an den toskanischen Minister Serristori. Das ging gegen Oesterreich und Radetzky, und die zu Befreienden hießen noch Leopold II. und Pius IX. „Es leben die Fürsten, welche die Völker reformiren!" dachte damals noch Ricasoli. Die Geschichte aber lenkte die Dinge zu dem Spruche: „Es leben die Völker, welche die Fürsten reformiren!"

1848 war er Gonfaloniere von Florenz, gab aber seine Demission, weil ihm das Treiben Montanelli's und

namentlich Guerrazzi's grundverkehrt erschien. Während seiner jüngsten Dictatur hat er den Montanelli als ungefährlich ins Land herein gelassen, den Guerrazzi aber entfernt gehalten; die Demagogie ist ihm so verhaßt wie die österreichischen Bajonette. Er wurde Mitglied der Regierungscommission, welche den Großherzog zurückberief; als aber Leopold die Oesterreicher mitbrachte, warf ihm der Baron Amt und Würden vor die Füße, und zog die Zugbrücke von Brolio hinter sich auf. Wollen die Fürsten nicht reformiren, so muß man ohne die Fürsten reformiren! Nichts ist gefährlicher als ein enttäuschter Conservativer.

Zehn Jahre lang, von 1849—59, beschäftigte sich der Baron mit der Austrocknung der Maremmen. Der Großherzog sog seine Unterthanen aus, unter dem Vorwande, diese wahrhaft nationale und öffentliche Arbeit unternehmen zu lassen; das Resultat war null. Ricasoli holte sich Drainirungsmaschinen aus England, stellte sich mit seinen Bauern selbst an die Arbeit — und der Erfolg war wunderbar. So hat auch der Fürst Torlonia in den Pontinischen Sümpfen mehr erreicht als alle Päpste hinter einander.

1859 kam. Celestino Bianchi hatte eine Broschüre verfaßt: „Oesterreich und Toskana"; Ricasoli setzte frischweg seinen Namen hinzu, die „nationale Monarchie" war proclamirt. Der Feudalbaron war zum „Utopisten" geworden! Man sprach von einer Adresse an den Großherzog, von einer Art Sturmpetition, welche die nothwendigen Reformen erzwingen sollte. In dem liberalen Conclave zu Florenz, welches diesen Schritt erörterte, stand Baron Ricasoli auf Seiten der reinen Volkspartei,

welche sich der Petition widersetzte. „Wer soll die Adresse überbringen?“ rief der stolze Herr, „ich nicht.“ — Und die Adresse ward verworfen, Toskana wandte sich mit seltener Einstimmigkeit an den gekrönten Soldaten Italiens. Am 27. April zog der Großherzog unbehelligt ab. Er war kein Feind, er war blos ein Hinderniß.

Der Ritter Buoncompagni verwaltete Toskana im Namen des Königs Victor Emanuel, und Baron Ricasoli übernahm das Portefeuille des Innern in der neuen Verwaltung. Selten ward ein Amt mannhafter und zugleich milder verwaltet: Ricasoli wahrte die Freiheit einer italienischen Provinz und beseitigte zugleich mit starker Hand jeden revolutionären Anschein. In Wahrheit ist Toskana kaum einen Augenblick in sogenannten Uebergangszuständen gewesen. Die Schwierigkeiten fand der neue Minister nicht im eigenen Volke, sondern in fremden Einflüssen und Absichten. Der Prinz Napoleon war nicht umsonst mit einem Armeecorps nach Livorno und Florenz geschickt worden; nicht aus Liebe zur gestürzten Dynastie verweigerte Frankreich die Anerkennung der Annexion an Piemont; die Herren Reizet, Poniatowski, La Ferrière trieben sich nicht umsonst in Toskana herum. Aber sämmtliche französische Agenten, höhern und niedern Ranges, trafen in Ricasoli ihren Mann. Als einer der Genannten ihn wieder einmal heftig im Palazzo Vecchio bestürmt hatte, fuhr der Baron heraus: „Aber da Sie so gewaltig mit mir verhandeln, so erkennen Sie mich also als Landesregierung an?“ — „Nein, das thun wir keineswegs“, war die Antwort. — „Nun wohl“, versetzte der Baron, „ich erkenne Sie ebenso wenig an!“ — Der Heimgeschickte meinte: Il n'est pas beau, ce Ricasoli!

Ebenso standhaft betrug sich Ricasoli auch gegen Mazzini und dessen Plan, von Toskana aus die Revolution in den Kirchenstaat zu tragen. Er machte dieses Unternehmen zu Schanden, nur darauf bedacht, den Statusquo in seiner ganzen Reinheit zu bewahren. Nach Frankreich ließ er mit dem ihm eigenen Ritterstolze sagen: „Ich habe zwölf Jahrhunderte Existenz; ich bin der Letzte meines Stammes und ich werde den letzten Tropfen meines Blutes hergeben, um mein politisches Programm aufrecht zu halten." Die Mazzinisten vertrieb er sonder Schonung aus dem Lande. Und so brachte er die Einverleibung Toskanas in's italienische Reich fertig. Von Beibehaltung der Autonomie wollte er gar nichts hören. In Paris hatte man diese Forderung gestellt, Cavour und der König waren darauf eingegangen; Ricasoli protestirte im Namen der einheitlichen Monarchie; er bestand eben so fest darauf, daß Piemont in Italien aufginge, als er die Provinzialprivilegien zu opfern bereit war. Seit der Proclamirung des „Königs von Italien" ist sein Gedanke verwirklicht worden. Jeden Rückzug hat er verbaut, den Grafen Cavour mächtig ergänzt, und die Entschlossenheit, welche kein Mensch in ganz Toskana besaß, er hat sie bewiesen, der ehrenfeste Baron vom Schloß Brolio im Chianti.

Eine solche Persönlichkeit erweckt Vertrauen, und dieses hat ihm Toskana zwei volle Jahre lang entgegen getragen, dem Minister wie dem Generalgouverneur, unter Buoncompagni wie unter dem Prinzen Carignan. Die Seele der toskanischen Regierung war immer Er; 18 Stunden täglich saß er auf seinem Posten, Bedürfnisse hat er keine, Geld hat er genug. Anstatt sich Gehalt aus der

Staatskasse zu nehmen, ließ er seine Renten hinein fließen, so oft Mangel vorhanden war. Etwas Allgemeines kann nur gegründet werden, wo die schroffsten Persönlichkeiten freudig ins Allgemeine aufgehen.

Ruhestörungen sind seit zwei Jahren in Toskana unerhört; Regierung und Volk beschäftigen sich vielmehr nachhaltig mit Kunst, Wissenschaft und Unterricht. Der Bargello wird hergestellt; ehrwürdige Loggien, freie Säulenhallen nach der Straße zu, werden aus dem Banne dummer Mauern erlöst, der Luft und der Aesthetik zurückgegeben: so auf dem Domplatze, so am Or San Michele in der Caciajuolistraße. Ein Istituto superiore, „freie Universität", ward gegründet, 30 der berühmtesten Italiener wurden auf die Lehrstühle berufen, und das gebildete Publikum beiderlei Geschlechts, Einheimische wie Fremde, läßt sich hier von Francesco dall' Ongaro den Dante erklären, den größten nationalen Dichter. Feste wurden diesen Winter im Palazzo Vecchio gegeben, wie sie der verjagte knickerige Hof nie zu veranstalten wußte. Der Fremdenverkehr steigerte sich, zu keiner Zeit war es in Florenz sicherer und angenehmer gewesen. Die Miethpreise stehen augenblicklich höher als vor dem 27. April 1859. Der Historiker Trollop, in Florenz ansäßig, ein Denker, immer aber ein Engländer, warf das rechte Wort in die englische Presse: „Es sei eine Revolution gewesen, bei der die Läden der Geldwechsler nicht geschlossen worden!"

Das Alles ist zur Hälfte das Werk des knochigen langgewachsenen Barons von Brolio mit der hohen Stirn unter starkblondem Haar, den strengen zirkelrechten Zügen unter den kleinen scharfen Augen, der so seltsam das Feuer des Revolutionärs mit der kalten Zurückhaltung des Tory

verbindet, dessen Politik durchaus ein Werk der Berechnung und doch auch des Charakters erscheint. So saß er zwei Jahre lang hoch oben im Palazzo Vecchio, und regierte zwei Jahre lang über den David des Michel Angelo weg das schönste Gebiet der Erde.

Giuseppe Dolfi, der Volksmann.

Man kennt im Norden nur den Brunetti von Rom, gewöhnlich Ciceruacchio geheißen, der allerdings das rauhe Element der Trasteveriner mit aller Glut des südlichen Feuers und aller Geläufigkeit der römischen Zunge repräsentirte. Man kennt nicht die edlere feinere und doch urgewaltige Erscheinung des Nachfolgers der florentinischen Ciompi oder Tuchkratzer, den Giuseppe Dolfi im italischen Athen. Es sei denn, daß irgend ein politischer Neugierling die dummen Verleumdungen jenes alten Weibes gelesen habe, die in der diplomatischen Welt den Titel: „Depeschen Lord Normanby's" führen. Wie über alle Dinge einer ihm gänzlich fremden Welt, so hat der „edle Lord" auch über die klassische Figur des Giuseppe Dolfi das Waschwasser seiner böswilligen Unwissenheit ausgegossen.

Giuseppe Dolfi — der dritte Giuseppe, der den Giuseppe Mazzini theoretisiren läßt und es vorzieht mit Giuseppe Garibaldi zu handeln — ist ein einfacher Bäcker im Borgo San Lorenzo, nahe beim Dome zu Florenz. Er backt vortreffliches Brod, salzt es sogar ausnahmsweise, was in Italien sonst nicht üblich ist, fabrizirt ausgezeichnete Pasta: Maccheroni, Nudeln, Vermicelli ꝛc. und sitzt

den ganzen Tag in seinem Comtoir im hintersten Theil der Bottega. Dieses Comtoir ist so groß wie ein mobiler Pferdestall auf der Eisenbahn, hat Platz für einen Stuhl, und der Stuhl ist grade groß genug für einen Mann. Auf diesem Stuhle sitzt ein Mann, wie sie im Plutarch nicht stehen.

Kommt man in den Laden, so muß man oft längere Zeit warten; denn der Fornajo gibt beständig Audienz, in aufgeregten Zeiten oft hunderte an einem Morgen. Dringt man endlich bis vor's Heiligthum — versteht sich von einer höchst respektabeln Person eingeführt — so tritt Giuseppe aus seinem Kasten, drückt uns die Hand und offerirt uns seinen Stuhl, den natürlich kein Mensch annimmt. Er ist ein großer starkgebauter schöner Mann von 43 Jahren, dessen frankes offenes Gesicht von Wohlwollen erglänzt, hinter dessen Stirn aber die politische Starrköpfigkeit sitzt, und dessen Mund wohl aussieht, als ob er zur rechten Stunde das rechte Wort mit Entschiedenheit aussprechen könnte.

Wollte dieser Mann Memoiren schreiben, so könnte ein Dutzend von eiteln Gecken und Hanswürsten der Selbstberäucherung ihre Feder niederlegen. Aber Dolfi ist so bescheiden, er hält sich selbst für so wenig im großen Vaterlande, daß er noch keinem Zeichner gesessen hat, daß die Illustrirten Zeitungen seine Züge zusammenstehlen müssen.

1853 fand die erste Haussuchung auf Befehl des Buon Governo bei Dolfi statt — „gute Regierung" hieß damals in Florenz wie in Modena die Polizei, welche das Malgoverno oder die Justiz beständig verbesserte. Man fand aber nichts als Mehl, der beste Beweis von

der Weisheit unseres Popolano. 1855 hatte das Buongoverno etwas bessern Erfolg, es entdeckte eine hochverrätherische Teigform bei Dolfi und sperrte den Inhaber auf 2 Monate ein. 1857, als die Livorneser ihre Sympathie mit dem tragisch edlen Pisacane an den Tag legten, spazierte unser Bäcker wieder auf 18 Tage in's Gefängniß.

Dieses gelinde Märtyrerthum verlieh dem Bäcker von San Lorenzo eine stets größere Popularität; er wuchs zum Helden und Apostel der Popolani heran, und die Patrizier fühlten bald, daß dieser Mann nicht mehr zu umgehen sei. Im Frühjahr 1859, als es sich um die „Befreiung bis an's Adriatische Meer" handelte, ward Giuseppe Dolfi in den hohen Rath der patriotischen Führer von Florenz berufen. Er übernahm die Executive, hatte in wenigen Stunden 12,000 Mann auf dem schönen Platze Maria Antonia versammelt, der jetzt Piazza dell' Indepedenza heißt, und erklärte dort den Willen des Volkes dahin, zur Einheit Italiens sei der Großherzog Leopold II. überflüssig. Der Großherzog sollte also abziehen! Es entstand ein förmlich parlamentarischer Verkehr zwischen der Piazza und dem Palazzo Pitti oder Residenzschlosse. „Konstitution auf breitester Grundlage", Preßfreiheit, Vereinsrecht, alles Mögliche wurde versprochen; aber der einsilbige Cato des Borgo San Lorenzo erwiederte auf alle Anerbietungen kurz und trocken: fuora il Granduca! Als ihm die Sache nicht schnell genug ging, kündigte er an, daß er sich mit seinen 12,000 Mann nach der Piazza della Signoria begeben würde. Der Palazzo Vecchio war nämlich der Sitz der Ministerien und der Knotenpunkt der Regierung... Augenzeugen versichern, es sei majestätisch anzusehen gewe-

sen, wie Giuseppe, eines Kopfes höher als die Andern, die wogende Masse mit seiner Stimme und seinem gebieterischen Blicke beherrscht habe. Die Drohung des Volkshauptes fruchtete, und der Großherzog packte im Palazzo Pitti ein . . . . . . Ohne jegliche Beleidigung, unter ironischen Höflichkeitsbezeugungen fuhr der Schwager des vorletzten Königs von Neapel durch die dichtgedrängten Straßen von Florenz. Er grüßte sogar die Masse halb phlegmatisch, halb boshaft: a rivederci, auf Wiedersehn! Dolfi rief mit seinem Grundbaß: non s'incomodi! Incommodiren Sie sich nicht!

Villafranca fiel wie eine Bombe in Florenz nieder, nur der Bäcker von San Lorenzo behielt den Kopf oben. Als die Unordnung in der Stadt bedenklich wurde, als die weisen Conservativ-Liberalen ihr bischen Kopf gänzlich zu verlieren drohten — sämmtliche Truppen waren mit dem Prinzen Napoleon gerade auf das Schlachtfeld bei „Zu spät" abmarschirt — eilte Dolfi in den Palazzo Vecchio und frug, wie viel Flinten vorhanden seien. Vierhundert, war die Antwort. Er forderte diese 400 Flinten und garantirte für die Ruhe der Stadt. Er bewaffnete 400 seiner Leute damit, die Ruhe ward keinen Augenblick mehr gestört, und die 400 bildeten den Kern der braven Florentiner Nationalgarde, die jetzt, 1800 Mann stark, Militär- und Polizeidienst versieht und dem Bürgerthume der Stadt zur höchsten Ehre gereicht. Am folgenden Lorenzofeste unterließ jedoch Giuseppe nicht, seine Meinung über Villafranca in seiner artistisch-politischen Weise auszudrücken. Er buck eine mächtige Figur, welche die Italia vorstellte, das Schwert in der Luft zückte und einen Olivenzweig unter ihre Füße trat. Ein gebacke-

nes Epigramm, das war dem Fornajo von San Lorenzo zu Florenz vorbehalten!

Jedesmal nach vollbrachter politischer That kehrt Giuseppe Dolfi in sein Comtoir zurück, prüft sein Mehl und seine Rechnungen und hält sein Haus in Ordnung. Ein solcher Mann konnte dem ritterlichen Victor Emanuel nicht entgehen, und wie Könige sind und nicht anders sein können, so stand Giuseppe plötzlich bei der Anwesenheit des Königs zu Florenz im Monitore Toscano als Ritter d. hh. Mauritius und Lazarus. Groß war das Erstaunen bei den leichtbeweglichen Arno-Athenern, noch größer das des Ritters wider Willen. Er schrieb sofort dem König einen Brief — und Giuseppe schreibt so gut wie jeder gebildete Toskaner. Als der Brief fort ist, packt ihn die Ungeduld, er zieht sich an, läuft in den Palazzo Pitti, verlangt Audienz und wird sofort vorgelassen. „Majestät, sagt er zum König, warum haben Sie mir das gethan? Solche Ehre ist nichts für mich, ich kann sie nicht gebrauchen.“ — Der König, den Prachtkerl mit Lust anblickend: „Signor Dolfi, Sie haben große Verdienste um's Vaterland, ich weiß was Sie gethan und was Sie verhindert haben. Ich besitze kein höheres Mittel, Ihre Verdienste zu belohnen.“ — Dolfi: „Meinen Einfluß untergraben Sie, Sie verderben mir die Stellung zu meinen Mitbürgern, Sie machen mich lächerlich, Sire! Nehmen Sie den Orden zurück!“ — Der König: „Sie haben Recht, an Ihrer Stelle würde ich ebenso handeln.“ — Dolfi: „Warum haben Sie mich dann zum Cavaliere ernannt?“ Gerührt fragt der König: „Kann ich Ihnen sonst gefällig sein, kann ich sonst etwas für Sie thun?“ — „Wollen Sie mir einen Gefallen thun, sagt der kühne

Bäcker, so machen Sie die Einheit Italiens!" Der König lacht laut, gibt dem Popolano die Hand und verspricht: „Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht." Wie armselig spitzfindig ist gegen diesen Dialog die bekannte Anekdote von Alexander dem großen Könige und Diogenes dem kleinen Lump!

Im Borgo San Lorenzo ging es mittlerweile mindestens ebenso dramatisch zu. Es war Festtag, der Bäckerladen mithin geschlossen, als sich ein dichter Haufe Volkes herandrängte und lärmend an der Thüre pochte. Giuseppe's würdige Gattin erscheint im Fenster des oberen Wohnzimmers und fragt nach dem Begehr. „Cavaliere Dolfi zu Hause? wir wünschen Cavaliere Dolfi zu sprechen, wo ist Cavaliere Dolfi?" Die Frau aber ruft heroisch von oben herunter: „Es gibt keinen Cavaliere Dolfi, hier wohnt Giuseppe Dolfi, Bäcker. Und wenn Ihr Euch nicht sofort verzieht, so bekommt Ihr etwas Anderes auf den Kopf." —

Als Garibaldi in Sicilien gelandet war und sich die Subscriptionen allenthalben eröffneten, stellte sich Dolfi an die Spitze einer Collecte. Mit Pfennigen aus des Volkes harter Hand ward der Bäckerkasten gefüllt und die Summe aller dieser Pfennige betrug zuletzt — 162,000 Franken! Giuseppe bestellte allerhand Monturen und Unterkleider, zahlte baar in seiner kleinen Kajüte, und die Lieferanten, welche die Quittungen zeichneten, schoben ihren persönlichen Profit auf das Pult zurück. „Ihr seid Unternehmer, Giuseppe, sagten sie, und macht keinen Profit; wir wollen auch nichts haben!"

Der dritte Giuseppe war erst vor wenigen Tagen von Caprera zurückgekommen, wo er dem zweiten einen

freundschaftlichen Besuch abgestattet hatte. Er erzählte mir, der General befinde sich vollkommen wohl und warte der Dinge, die da kommen sollten. Dann drückte er mir die Hand mit derselben Hand, die in Garibaldi's Hand gelegen hatte, und ich verabschiedete mich — um Andere zur Audienz vorzulassen.

An der langen Theke ward tüchtig Brod und Pasta verkauft, ich habe denselben Mittag davon gegessen.

Florenz, 2. April.

Ich war jenseit des Arno und sah wunderbar schöne Sachen, Santo Spirito und die Chiesa del Carmine. Santo Spirito ist das Meisterwerk des Brunelleschi; er sucht das Gothische mit dem Griechischen zu verbinden; ein großes Schiff in's Kreuz gelegt, ruht auf einem Walde von korinthischen Säulen. Das gibt etwas Verwirrung; namentlich da wo sich die Säulenstrebungen mit dem untersten Kreise der Kuppel und mit der Basilika-Decke stoßen, sieht man einen wahren Krieg von Linien. Aber das Ganze ist doch kühn und originell gedacht. 38 Kapellen, ziemlich flach angelegt, laufen in die Runde; eine derselben enthält vier kostbare Heiligen von Giotto.

Del Carmine besitzt die einzig authentischen Masaccios, Fresken in einer Vertiefung des Transepts: Petrus im Gefängniß, Petrus als Bekehrer, Petrus thronend — durchaus klassisch componirt, großartig gezeichnet, plastisch gemalt. Ich wittere Morgenluft, ich komme dem Rafael auf die Spur. Welche Satisfaction, wenn ich diesen Zauberjüngling eines Tages aus seinen Vorgängern con-

struire. Fort mit den Wundern! Mit jedem Wunder, das wir vernichten, erwächst der Menschheit eine neue Ehre.

Der Abend dämmerte mächtig und plötzlich, wie immer in Italien, zwischen all den Palästen, welche die Häuser von Florenz bedeuten. Auch die Handwerker wohnen hier im Palast, waren stets so stolz wie die Allervornehmsten, und führten wie Jene ihren Stammbaum. Noch einen Gang vom Flusse her durch deu Hof der Uffizien, noch einen Blick auf die Väter und Großväter der heutigen „Todten", die der Menschenmörder von Anfang so gern auf immer verscharren möchte. Da stehen und thronen sie, alle die Herrlichen: Andrea Orgagna mit der scharfgeschnittenen Nase, aufblickend voll edlen Vertrauens zum wiederentdeckten Ideale; — Nicolo Pisano, abwärts schauend mit weiten sinnenden Augen, offenen Nasenflügeln und gefurchter Stirn; — Giotto, der westfälische Bauer in der Tarnkappe, unerhört Neues im massiven Bewußtsein wälzend; — Donatello, der glatte vornehme Maestro, selber architektonisch schön; — Alberti, etwas mönchisch gelehrt, Architektur treibend und schreibend; — Leonardo da Vinci, tief bebartet, tief bemützt, sorgsam die Vollendung abzirkelnd, der Weise unter den Künstlern; — Michel Angelo mit der platten Nase und dem unwiderstehlichen Blick, die breite Gedankenfurche zwischen Auge und Mund; — Dante Alighieri mit dem Lorbeerkranz auf den Ohrenkappen des Klerikus, die ernste Hand an der göttlichen Harfe, das Antlitz in Göthe'schen Furchen, an's Ewig-Weibliche streifend, fast geschlechtslos auf der Höhe der Menschheit; — Petrarca, Apoll als Chorage, in sehnsüchtiger Hingebung aufschwärmend; — Boccaccio mit den genußsüchtigen Wangen, die selbst vor der Pest nicht ein-

fallen; — Macchiavelli mit dem Gedankenschädel, den streng geschlossenen Lippen, der geklemmten Nase, das Kinn auf die Hand stützend; — Galileo Galilei, mit dem Fernrohr zur Unendlichkeit des Raumes gewendet, die Wahrheit von den Sternen zur Erde herabholend; — zum Schluß das ideale Verbrechergesicht des Goldschmiedes vom Ponte Vecchio, Benvenuto Cellini.

Wenn Italien wirklich das Land der Todten ist, so hat es die schönsten Weihegötter um seine Gräber. Lieber bei diesen Todten begraben liegen, als anderwärts ein anmaßendes Scheinleben führen. Florenz, du Blume Italiens, du Pantheon der neuen Welt!

Rom.

Aesthetischer Eindruck. — Moderne Kunststudien, antike Streiflichter. — Auferstehung der alten Welt. — Im Vatikan. — Päpstliches Doppelfest. — Neue Studien, ein politischer Mord. — Das Königspaar von Gaeta. — Rom, die ganze Italienische Frage. — Das Bildniß des Kardinals. — Nach Neapel und zurück. — Zweite papistische Demonstration. — Ammericken Pitter in Trastevere. — Monsignore Liverani. — Pius IX., Giovanni Maria Mastai. — Die Zehntausend und das Ende.

Rom.

Von der Höhe des Quirinal, 7. April.

Mit der größten Mühe habe ich mir das Kalenderdatum verschafft, denn hier gibt es keine Zeit im hergebrachten Sinne des Wortes; hier ist man im absoluten Tode oder im absoluten Leben. Mit der Zeit haben auch die Zeitungen aufgehört; denn das offizielle „Giornale di Roma" ist wie ein Schatten der Schatten der Dinge da draußen, wie ein siebenmal durchgesiebtes Echo der Ereignisse. Die Blätter aus der Ferne kommen so spärlich und so spät an, man erhält die wirklich interessanten so langsam durch die dritte Hand, daß sie uns vorkommen wie bestaubte Annalen der Vergangenheit, wie vergilbte Fasten zum Studium. Gleich einem mächtigen Urfelsen steht die Ewige Stadt mitten in der Brandung; sie ist die letzte Säule in der allgemeinen Götterdämmerung des Einsturzes.

Kaum weiß ich mich recht zu besinnen, wie ich hereingekommen bin. In Civita Vecchia spie mich das Meer aus, mitten zwischen rothe Hosen, papalinische Polizisten und Zöllner, organisirte Facchini und anarchische Bettelbuben — eine Stunde lang hatte ich die Hand in der Tasche und das Geld in der Hand —; dann warf man mich auf einen Eisenbahnzug, der den ödesten Theil der Campagna durchschnaubte — zwei Stunden später hieß

es, wir seien in Rom. Hier packte man uns in einen kleinen Omnibus, der durch ein Thor — ich glaube Porta Portese — rollte, und fort gings durch fürchterlich lange, schlecht gepflasterte Straßen — lange Zeit sah ich zu meiner Linken nur eine Mauer. Da ich die Tiber zuletzt rechts gesehen hatte, so nahm ich alle meine antiquarisch-topographischen Kenntnisse zusammen, um daraus den Schluß zu filtriren, daß ich zwischen Janiculus und Tiber, im sog. Trastevere hingerädert werde. — Nach einer wahren Höllenfahrt bemerkt mir plötzlich mein Nachbar, dort links stehe St. Peter; ich reiße die Augen auf und erblicke die schon verschwindende Kuppel; denn bereits rasseln wir auf die Engelsburg zu und verlieren uns im Häuserconvolut des eigentlichen Rom. Nach einer abermaligen guten Weile biegen wir rechts ein: „der Corso!" Ich schlinge mit beiden Augen. „Die Säule der Antonine!" und abermals biegen wir rechts ein. Der Omnibus hält vor dem Hotel, der Conducteur plündert mich, des Restes bemächtigt sich ein vierschrötiger Facchino, der das Gepäck auf mein Zimmer schleppt. Und so saß ich denn in der Ewigen Stadt.

Nur mit großer Vorsicht verließ ich das Hotel, ein paar verstohlene Blicke in die nächsten Straßen zu thun. Ich erreichte den Corso richtig wieder, sah mir die Säule der Antonine auf Piazza Colonna etwas besser an, wandelte bis Piazza del Popolo hinauf, betrachtete den Obelisk des Sonnengottes von Heliopolis, die beiden frischen Springbrunnen mit den Sphinxmäulern, die Porta del Popolo mit dem modernen Triumphbogen, die Kirche S. Maria del Popolo mit der Jonasstatue des Rafael, seinem einzigen plastischen Bildwerke, mit den Fresken

seines gehaßten Nebenbuhlers Pinturicchio und der prachtvollen Mosaik des Ludovico della Pace. Die zwei Zopfkirchen dem Thore gegenüber bilden die Gränzsteine der drei Fächerstraßen: Babuina, Corso, Ripetta, und ich drückte mich schüchtern durch die bereits begonnene Corsofahrt hindurch zur Trattoria delle belle arti. Hierauf wagte ich mich seitwärts in die Via Condotti, trat ins Caffè greco — Piazza di Spagna und die Treppe zum Pincio ließ ich ehrfurchtsvoll liegen — und maß dann den Corso nach der andern Richtung bis zur Piazza di Venezia ab. Kaum hatte ich den Muth mir zu gestehen, daß der Venetianische Palast mir einzig von allen gesehenen Gebäuden imponirte. Und so war ich in der Città eterna.

Ich hatte mir dieses ewige Nest bedeutend ungleicher, unordentlicher, ja schmutziger vorgestellt. Das neue Rom sollte mir sein wie das Spinngewebe an ehrwürdigen alten Bildern, wie wildes Schlingkraut an historischen Ruinen und Säulenknäufen. Ich war fast enttäuscht, daß das so sauber aussah.

Um eine Wohnung zu suchen, mußte ich mich schon zu größeren Wagnissen verstehen. Mit Zittern und Zagen richtete ich meine Schritte nach der Fontana Trevi, wo die klaren Fluthen zwischen riesigen Zopfstatuen und künstlichen erratischen Blöcken herabschäumen. Von da erstieg ich die Piazza Barberini mit der Tritonenfontaine und dann die Quattro Fontane — „bis zu den Vierbrunnen gefolgt" — wo man nach rechtshin, durch öde Piräusmauern hindurch, den Quirinal entdeckt, den eigentlich städtischen Palast Sr. Heiligkeit. Hier beschloß ich, erhaben über den bösen Dünsten der niederen Stadt, Hütten zu bauen.

Seit vier Tagen bin ich in Rom, das ist Alles, was ich von Chronologie weiß. Es geht hier wie im Anfang der Dinge: aus Morgen und Abend ward der erste Tag, der zweite, dritte und vierte Tag, und so mit Majestät weiter in infinitum. Man steht auf, läuft sich müde, sieht sich matt, holt sich Brocken nach Brocken aus der Unendlichkeit zusammen, sinkt satt in die Kissen, erwacht mit neuem Heißhunger, und verzweifelt täglich mehr daran, je diesen Stoff zu bemeistern, — läßt sich das Meer austrinken?

Wohin sind die Piemontesen, die Italiener und Italianissimi gerathen? Alles ist mir fast spurlos aus dem Gedächtnisse geschwunden. Das Regno d'Italia flunkert mir vor den Augen wie dem müden Wanderer eine nächtliche Spukgestalt am Bergesabhange. Nichts von dem Zeitgenössischen, nichts von allem Erlebten, Gedachten, Erwünschten, Erhofften findet mehr Platz in diesem Zauberkreise. Victor Emanuel, Cavour und Garibaldi sind mir vollendet gleichgültig; mit dem stärksten Willen, mit der größten Anstrengung des Gehirns kann ich mir diese Welt nicht anders vorstellen als sie ist.

Die Carabinieri des Papstes wandeln schwerfällig im Dreimaster straßenauf, straßenab; die flinken Franzosen marschiren mit Regimentsmusik zum Manöver; ein Kardinal fährt zweispännig mit den aufrechten rothen Pferdebüscheln über die Engelsbrücke zum Vatikan; der Exkönig von Neapel wohnt mit der ritterlichen Gemahlin unweit von mir im linken Flügel des Quirinal; die Equipagen rollen auf dem Corso hin und her, die Fußgänger drängen sich auf schmalem Trottoir; Abends lustwandelt die schöne Welt auf den Pincio; der Papst ist krank,

empfängt bisweilen Abends die Exmajestäten von Gaeta und Mutter Christine von Spanien, meine allernächste Nachbarin. Tumult sah ich noch keinen, von Unruhen hörte ich nichts. Nur ein ewiges Rennen und Jagen seh' und fühl' ich, und fühle mich selber mitgejagt.

Der Einzelne und das Einzelne bedeuten hier noch immer nichts, grade wie zu den Zeiten der alten Republik. Alle und Alles, selbst der Papst, sogar der General Goyon sind und bedeuten lediglich etwas, weil sie auf Rom stehen, auf diesem ungeheuersten Piedestale. Man lebt, man schwimmt im Ganzen, in der Geschichte, in der Kunst, welche die beiden Gesichter des Januskopfes Rom ausmachen. Rom ist der Becher des Geisterreiches; je stärkere Züge man daraus thut, desto unersättlicher wird unser Bedürfniß, desto voller schäumt der Becher auf. Ich löse mich vollständig auf in und an Rom, hoffentlich zur fröhlichen Wiedergeburt. Und jetzt bedaure ich von Grund meines Herzens Jeden, dem des Schicksals Sterne nicht zu diesem Bethlehem hinleuchten; denn, wie der Alte gesagt hat:

„— So lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

---

8. April.

Wovon rede ich eigentlich? Ich habe ja noch gar nichts gesehen, das Rom der Jahrtausende kenne ich nicht. Absichtlich begann ich meine Wanderungen mit der modernen Kunst, der Antike mit möglichster Vorsicht aus dem Wege gehend.

Ich war in der Galerie Doria-Pamfili am Corso. Hier strahlen die echten Claude Lorrains; das hohe mittlere Bild im ersten Saale hat so viel Sonnenlicht, daß es noch in den zweiten Saal hinein scheint. Daneben hängt ein tiefpoetisches Mühlenbild. Hier geht mir Tizian zuerst auf, sein „Philipp II." ist von erschütternder Wahrheit: ein solcher dummer Junge konnte die Welt um zwei Jahrhunderte, Spanien um drei zurückhalten! Die beiden Porträts von Rafael: „Bartolo und Baldo" begleite ich mit zwei Fragezeichen; das hätte auch Bronzino machen können. Leonardo da Vinci offenbart sich mir weiter als großartigster Colorist in seiner „Johanna von Neapel"; Domenichino erbittet sich ein neues großes Gefach in meinem Gedächtniß mit dem „Opfer Isaaks" — das ist ein Epigone der großen römisch-venetianischen Periode, der zur Seite der Vorbilder hinaufsteigt. Sebastian del Piombo verewigt den Nicolo Macchiavelli und den Andreas Doria; der Spanier Velasquez Innocenz X. aus dem Hause Pamfili, der die Lehrsätze des Jansenius von Löwen verurtheilte, während seine Schwester Olympia Papst und Kirche regierte.

Ich sah ferner die Galerie Colonna bei der Kirche der hh. Apostel. Dort befinden sich zwei Medaillonbilder der Van Eyck, ein Tizian, prachtvolle Tintorettos, ein „Hieronymus" von Spagna dem Umbrier, Landschaften von Gaspar Poussin und Salvator Rosa; dort ist der riesige Prachtsaal in Marmor, mit bemalten Spiegeln, glänzenden Deckengemälden, Van Dyck'schen Bildern der Familie Colonna und einer recht innigen „Himmelfahrt Mariä" von Rubens.

Weiter durchwandelte ich die Galerie Sciarra am Corso. Da sind prächtige Garofalos (von dem Ferra-

resen, der bei Rafael in Rom lernte): eine „Vestalin, welche ein Schiff an's Ufer zieht", „Christus und die Samariterin". Die Volksgruppe am Lande auf ersterem Bilde, die Gruppe zur Rechten auf dem zweiten sind wirklich von einer Lebendigkeit, einem Saft des Colorits, einer warmen Durchsichtigkeit, die direct an Rafael erinnern. Da sind zwei Claude Lorrain voll herrlicher Töne, ein pompöser Engel des Nic. Poussin zwischen antiken Säulenresten. Da ist vor allen Dingen der Hauptsaal, ein ganzes Museum für das vergleichende Studium. Ein „Sebastian" des Perugino mitten an der Wand; daneben „drei Männer und ein Kind" von Tizian, darüber eine „Magdalena" von Guido Reni; darunter Rafaels „Violinspieler"; neben diesem die „Bella Donna" des Tizian, auf der andern Seite ein weibliches Porträt des Bronzino; auf der Wand zur Rechten noch eine „büßende Magdalena" des Guido Reni. Umbrien, Rom, Bologna, Venedig und Florenz im kleinsten Raume beisammen, in einer Privatgalerie!

Der Umbrier Perugino ist der Ausgang Rafaels, so einfach, so edel, so schön fleischfarben, und doch so weit vom Ziele und vom Ideale! Der „Violinspieler" Rafaels trägt die Jahrzahl 1518, ist also zwei Jahre vor des Künstlers Tode entstanden. Individualisirung wie Colorit, beide auf dem Gipfel der Vollendung angelangt, reichen sich schwesterlich die Hände. Welche Nuancirung, welche Durcharbeitung des Einzelnen, und doch welcher einheitliche Guß! Die ganze Seelenkrankheit des Virtuosen hervorgearbeitet in die Farbe des Gesichts, in die schwärmenden Augen! Mag die „Bella Donna" von Tizian oder von Palma Vecchio sein, immer blicken wir in die Venetianische Farbenglut hinein, wie sie vornehmlich in der

blaurothen Gewandung brennt. Die „drei Männer und das Kind“ sind unbestreitbare Tizians, Reproductionen der schönen Natur auf Einen Wurf, ohne die Vermittlung der Reflection. Die „Magdalenen“ des Guido sind ideale Hauche, auf der Leinwand befestigt, Früchte des edelfleißigen Epigonenthums von Bologna. Bronzino, der Florentiner, der Plastiker in der Farbe, arbeitet sich zur gleichen Vollendung mit Rom und Venedig empor.

Rafael und Tizian sind vollendete Gegensätze, die sich nur in derselben Vollkommenheit auflösen. Rafael arbeitet, Tizian malt; Rafael sucht das Ideal in der Wirklichkeit, Tizian gibt die Realität, die ihm unter der Hand zum Ideal wird; Rafael wühlt sich in seinen Gegenstand hinein, Tizian läßt ihn auf den Spiegel seiner Palette fallen; Rafaels Nervensystem erbebt, während er das Einzelne ins Allgemeine emporarbeitet, Tizian fängt ruhig Conturen wie Farbe des Objekts ein; Rafael verzehrt sich mit 37 Jahren, Tizian wird 99 Jahre alt. Rafael hat schmerzliche Aehnlichkeit mit Schiller, Tizian kommt auf Göthe's Götterruhe hinaus.

Und wiederum welcher Gegensatz zwischen Rafael-Tizian und Leonardo da Vinci. Diesem wird das Doppelbild: „Eitelkeit und Bescheidenheit“ zugeschrieben und seiner Schule gehört es sicherlich an. Die beiden typischen Weiberbüsten sind so philisterhaft groß, so modest erhaben, so züchtig fleißig streng durchgeführt, daß man an Albrecht Dürer denkt, und plötzlich eine Brücke von Mailand über die Alpen schwingen sieht. Einen Albrecht Dürer haben wir gleich zur Hand: „der Tod Marias“, ein ganz vorzügliches Bild; auch Lukas Kranach paßt in unsern Gedankengang: seine „Madonna in der Landschaft“ ist grade so charakte-

ristisch eigensinnig, grade so unerbittlich streng, grade so blühend colorirt wie das großartige Bild des Mailänders.

Und das nennt man in Rom eine kleinere Galerie! Solcher Paläste führen die bescheidensten Reisehandbücher 50 auf, ohne daß vom Vatican und vom Lateran und vom Capitol noch die Rede wäre!

So sorgsam ich der Antike auch auswich, ganz entgehen konnte ich ihr unmöglich, auch nicht auf etliche Tage. Die Engelsburg oder das Grabmal Hadrians kann man nicht vermeiden, jenen massiven Rundbau mit dem flachen Dache, auf welchem ein goldener Engel Wache hält. Auch die Antoninssäule drängte sich mir gebieterisch auf. Ich gehe zur Post: plötzlich stehen elf riesige cannelirte Säulen am Wege, die Façade des alten Neptunstempels, jetzt Eingang zur päpstlichen Dogana. Entsetzt fliehe ich seitwärts über den Platz, um eine Perspective zu gewinnen; aber nur größer und mächtiger thürmen sich die elf Säulen vor mir empor. Ich fliehe in den Hof der Dogana, und sehe auf der Rückseite der Façade ein wahres Felsengebirge herabdrohen, massiv genug, den ganzen Kirchenstaat zu zerschlagen.

Eine enge Straße bringt mich vor einen neuen Säulenwald, über dem sich eine furchtbare Kuppel wölbt. Es ist das Pantheon mit dem bekannten Giebelfelde und der entsetzlichen Massivität seines Rundbaues. Marcus Agrippa, der letzte Republikaner, baute das Pantheon allen Göttern, und jetzt hausen alle Heiligen darin. Man hat es die Rotonda getauft und auf dem Haupteingange steht **Indulgenza plenaria**, vollständiger und immerwährender Ablaß für die Lebenden und die Todten.

Ich mußte zum Preußischen Gesandten gehen, und

der Preußische Gesandte wohnt auf dem Capitol! Ich suchte meinen Weg über Piazza di Venezia, um die Jesuitenkirche herum, und stand mit einem Male vor der klassischen Treppe mit den ägyptischen Löwen. Links erhebt sich eine andere steile Treppe zu der Kirche Araceli, dem Tempel des Capitolinischen Jupiter. Wohl oder übel, ich mußte zum Capitol hinauf, die Dioskuren mit ihren Pferden betrachten, die Trophäen des Trajan aus ihrer schwarzen Verwitterung herausrathen, und den Kaiser Constantin mit seinem Herrn Sohne in den Kauf nehmen. Oben, plötzlich, wie eine Sonne aus Meeresfluthen, erhob sich jetzt die bronzene Reiterstatue des Marc Aurel, etwas eingesunken nach der einen Seite, aber noch immer so edel, so gebietend mit der Rechten — urbi et orbi, der Stadt und dem Erdkreise —, beim Capitolinischen Jupiter, ich möchte nicht Victor Emanuel sein!

Aller Stolz des Königs von Italien muß ja zerschmettert werden von einem einzigen Blicke des großen Imperators! Und um den bannenden Zauber zu vollenden, hat dieser Marc Aurel Bekenntnisse ad me ipsum, „an Mich selbst" geschrieben, ein gebieterisches „Erkenne dich selbst" für die Herren der Erde.

Die Fenster der Preußischen Gesandtschaftskanzlei gehen auf das Tiberthal hinab, und ich kann nicht umhin, einen Blick auf die Dimensionen des Marcellustheaters zu werfen. St. Peter leuchtet, wie allenthalben in Rom, im Hintergrunde. Aber um keinen Preis wage ich vom Capitol ins nahe Forum hinabzusteigen. Ich flüchte vielmehr ins gänzlich entgegengesetzte Gebiet, ins mittelalterliche Rom, nach Norden. Ich suche die Richtung der Via Papale, irrlichterire etwas rechts und etwas links, mache

Jagd auf vorzopfige Architektur, sehe Palazzo Mattei, Palazzo Spada, Palazzo Farnese — nach dem Plan des Antonio da San Gallo und des Michel Angelo, die herrliche Galerie von Giacomo della Porta, Fresken der ganzen Bologneser Schule, von den Caracci, von Domenichino und Guido Reni —, die Cancelleria vecchia, d. h. den ganzen Bramante in Stein — in der Kirche steht Rossi's Denkmal —; mustere Piazza Navona, den baroken Gemüsmarkt, wo Bernini's Springbrunnen durch himmelstürmenden Zopf imponirt; sehe die Bildsäule des Pasquino, den jämmerlichsten Rest des edelsten Kunstwerkes, betrachte Palazzo Massimi, frage mich durch bis zur Engelsbrücke, und gelange zum Borgo, jenseit der Tiber, wo Bramante uns sein zweites Bauwerk, den Palazzo Giraud-Torlonia entgegenhält.

Endlich stehen wir vor St. Peter. Mitten auf dem Platz ein Obelisk, zu beiden Seiten ein strömender Wasserberg, die Fontänen des Carlo Maderno, das Ganze im Halbzirkel eingefaßt von einem Urwalde aus Steinen, Bernini's Colonnade, welche nur die mächtige Treppe zu St. Peters Dom frei läßt. Klein und demüthig trippeln wir zwischen den furchtbaren Säulen hinauf.

Ja, das ist groß, weit, mächtig, aber bewältigend kaum für einen Augenblick. Das ist nicht aus Einem Gusse wie der Mailänder Dom, das verräth allenthalben seine Absichtlichkeiten, seine Flicken. Mit der Renaissance nehme ich den Zweikampf muthig auf, weil ich mich zuletzt blos an ihren Zopf zu hängen brauche, um sie niederzureißen. Bernini hat nichts Besseres gemacht als diese Colonnaden, er hat die Säule ins furchtbar Erhabene getrieben, das Dorische ins Aegyptische zurückgesteigert; er

benimmt uns den Athem, den der griechische Porticus frei macht. Aber die Kirche entspricht nicht diesem Säulengange; nach solcher Einführung erwartet man noch ganz andere Dimensionen, ganz andere Weiten und Fernen. Das ist geflickt.

Die Vorhalle von St. Peter ist majestätisch; links in der Tiefe hält Karl der Große zu Pferde Wacht, rechts in der Tiefe Constantin zu Pferde. Das ist decorativ großartig. Geht man aber den Reiterbildern auf den Leib, so erkennt man das kolossale Marzipangeflunker, die süße Ausmalung im geschmolzenen Marmor, und die beiden Choragen der Katholizität sind absurd unplastisch. Flicken!

Man vergesse den Bernini und trete durch's Mittelthor in die Kirche. Das ist gewiß ein respectabler Raum, der sich dreigetheilt vor uns aufthut. Das sind sicherlich staunenswerthe Pilaster, welche die Kuppel tragen. Der Erzengel Michael von Florenz in seiner Verzweiflung, architektonisch das „Charakteristische" nicht zu finden, griff das Erstaunliche, das Unerhörte. Er sah die Kuppel des Pantheon an und rief aus: „Diese Kuppel werde ich in die Lüfte erheben!" Er hob sie wirklich hoch in die Lüfte auf vier Riesenpilastern; jeder dieser Pilaster ist fähig, eine Duodezkirche zu enthalten. Der Beweis ist geliefert: San Carlino zu den Vier Brunnen, in meiner Nachbarschaft, hat grade das Maß, enthält vier Altäre im griechischen Kreuz und faßt ein paar hundert Andächtige. Das ist erstaunlich, unerhört, aber darin steckt keine Erfindung. Santa Maria sopra Minerva mit ihren edlen gothischen Bögen und Gewölben im Mittelschiff ist schöner als St. Peter. Obendrein werden die Formen aller römischen Kirchen verdorben durch die rothen langen Tücher

aus der österlichen Zeit; auch die Pilaster von St. Peter sind opernhausmäßig bemäntelt. Lauter Flicken!

St. Peter enthält viele Grabmonumente in mancherlei Stilen; hier ruht die Königin Christine von Schweden, hier ruhen die Stuarts in ganz widerwärtig gezopftem Marmorberge; das schlechteste, was ich von Thorwaldsen gesehen, ist das Denkmal Pius VII.; das Denkmal Clemens XIII. von Canova enthält schon die ganze Süßigkeit dieser Richtung, entschädigt aber nicht einmal durch Sauberkeit der Modellirung. Am Reinsten wirkt das Grabmal Paul's III. von Michel Angelo's Schüler Guglielmo della Porta, nur daß man der nackten Gerechtigkeit einen bronzenen Schamrock übergeworfen hat. Von Michel Angelo selbst ist die Pietà gleich rechts vom Eingange: Christus im Schooße der Maria. Die Plastik mag sich drehen und winden wie sie will, eine Frau mit einem todten langen Mann im Schooße wird stets ihren ersten Grundsätzen widersprechen; es entsteht da immer ein widerwärtiger Winkel mit einem kleineren und einem größeren Schenkel, im unvermeidlichen Einverständniß mit dem eckigen Vorwurfe selbst. Michel Angelo suchte sich dadurch zu helfen, daß er den Christus gleichsam symbolisch verkürzte, die Maria dagegen vergrößerte. Sehr zweifelhafte Gewaltthat! Und das müßte wenigstens von Weitem in grader Linie überschaut werden können; statt dessen muß man den Blick zur Höhe des Altars hinaufzwingen! Eitel Flickerei!

Ach was hilft mir all mein kritischer Triumph, all' meine triumphirende Kritik! Ich muß heran an's Unvermeidliche; ich muß einen Zweikampf aufnehmen, bei dem ich des Sieges herzlich wenig sicher bin. Beim Con-

stantin in der Vorhalle von St. Peter führt eine Marmortreppe hinauf zur Sixtinischen Kapelle, zum „Jüngsten Gericht“ des Erzengels Michael. Ist es mir doch, als sollte ich selber gerichtet werden, jetzt da ich in meiner nordisch-modernen Dürftigkeit vor die volle Antike treten muß.

Nein, ich wage keinen Schritt in die unendlichen Säle des Vatikan; das Schicksal der Semele erschreckt mich.

Lieber noch renne ich nach Villa Borghese am Pincio. Ich empfehle Jedem diese Galerie von Sculpturen als Vorhalle zum Tempel der alten Welt; sie bereitet anmuthig vor, ohne zu entmuthigen; sie reinigt, ohne zu erdrücken. Hier sind köstliche Muster jeder Gattung und Art: Sarkophage, Mosaikböden, Hermen, Säulen, Büsten, Statuen, Reliefs, geistvolle, hochpoetische Reliefs. Und nun, vielleicht morgen . . . .

---

9. April.

Ich hab's gewagt, ich war im alten Rom, und das neue Rom zittert vor meinen Augen zusammen. Nicht Jenes ist vergangen, es steht in unerschütterlicher Festigkeit da; aber dieses ist als Vergänglichkeit zur Welt gekommen. Ruinen nennt man das, wo jeder Säulenstumpf, jedes Bogenstück die Ewigkeit predigt! Baufällig nenne ich den ganzen modernen Nothstall, in welchen sich die vertriebene Menschheit geflüchtet hat.

Von den Vier Brunnen wandern wir den langen Quirinal entlang nach Montecavallo zum Obelisken und den Pferdebändigern. Diese Doppelgruppe ist jedenfalls von Griechen zu Rom gearbeitet worden, steht aber gründ-

lich verkehrt. Man muß sich den Mann vor dem Pferde denken, die eine Seite zur Wand hin gedreht. Diese Stellung geht mit Nothwendigkeit aus der Armatur hervor, auch tendiren alle Bewegungen nur nach einer Seite hin. Von hinten angesehen, bieten Mann und Pferd in der jetzigen Disposition einen ganz abscheulichen Winkel.

Bei König Franz sind die Läden noch geschlossen, obgleich die Cypresse im Garten Colonna schon im reizendsten Lichtschmucke steht, und die Peterskuppel majestätisch aus der Ferne erglänzt. Wie fremd grünlich diese Töne, wie groß und klar diese Linien!

Wir steigen vom Quirinal hinab und gelangen ins Forum Trajanum mit den Säulenresten der Basilica Ulpia. Fünfzehn Fuß tiefer als das heutige Rom liegen die Säulenbasen. Da steht sie vor mir, die Trajanssäule mit ihren schräg auflaufenden Reliefs, von denen ich einst im archäologischen Colleg so Vieles hören mußte. Der Kaiser Trajan hatte große Augen wie die Murillo'sche Madonna, eine gute scharfe Nase, ein verständig zugespitztes Gesicht; schade daß seine Stirn unter dem herabgekrausten Haare verschwindet. Er marschirte an die Donau und vernichtete die dazische „Nationalität", ließ aber eine Militärkolonie zurück, und daraus erwuchs die rumänische „Nationalität". Und der Kaiser Napoleon, der so eben den Triumphzug des Kaisers Trajan auf der Säule abmodelliren läßt, befreite jüngst die rumänische „Nationalität". Man muß nach Rom gehen, um Geschichte zu begreifen.

Das Forum des Trajan ist rings eingezäunt; an der untern Mauereinfassung stehen mancherlei Statuenreste, Architravfragmente, Friesstücke. Oben, auf unserm Wege

liegt eine mächtige Granitsäule; an den abgeschlagenen Stellen tritt das rohe Korn zu Tage.

In der ersten Straße links vom Ende des Forum ist im Garten eines Privathauses ein Bruchstück der Bäder des Aemilius Paullus zu sehen: ein Porticus im Stile der Republik führt an kleinen Nischen vorbei; man steigt eine antike Treppe hinab und kommt auf echtes Paviment einer alten Straße.

Dicht dabei erhebt sich die massive Quadernmauer des Forum Augusti; an diese Mauer lehnt sich ein Rest des Tempels des Mars Ultor. Drei herrliche Säulen stehen noch, man hat sie bis zum Basament hinab frei gemacht; auch ein Stück Zellenmauer ist noch vorhanden. Der Arco de' Pantani führt aus dem Forum Augusti durch die Riesenmauer zum Forum des Nerva, von dessen Porticus noch zwei Säulen aus der Aufschüttung hervorragen. Am Friese lauter weibliche Figuren und Hantierungen in Relief; die sonst nackte Attica hat eine Pallasfigur.

Schon thürmt sich gebirgsartig vor uns auf die Basilica des Constantin, der Friedenstempel oder die Gerichtshalle. Drei Bögen der einen Seite stehen noch; der mittlere mit einem Stück Wölbung, in welchem die rohe Cassettenform noch sichtbar ist. Ein furchtbares Deckenfragment liegt am Boden. Pilasterstümpfe stehen wie Marksteine des Mittel- und Seitenschiffes. Die ganz äußere schützende Mauer ist neueren Ursprungs. Die Via sacra geht nahe vorbei zum Forum romanum. Wir aber halten uns links am Esquilin.

Eine Terrasse erhebt sich zu unserer Rechten; oben darauf hatte der bausüchtige Mystiker Hadrian den Doppeltempel der „Roma und Venus“ errichtet. Die

beiden Heiligthümer berührten sich nur mit den Nischenmauern; die Nische der Venus mit dem Reste der halben Wölbung blickt aufs Colosseum.

Wir schreiten stolz die Treppen hinab, lassen zur Linken das Basament der kolossalen Nerostatue und zur Rechten die berühmte Meta sudans, den „schwitzenden Gränzstein", eine antike jetzt wasserlose Fontaine, und stehen am Colosseum, dem furchtbarsten und bewältigendsten Reste der ganzen alten Welt. Dieser Riesenbau, aus dem die Raubritter des mittelalterlichen Rom sich das Material zu ihren Burgen gestohlen haben, erfüllt noch die ganze Tiefe, welche den Esquilin (mit Nero's „Goldenem Hause" und den Bädern des Titus), den Palatin (mit den unabsehbaren Kaiserpalästen) und den Cölius trennt. Eine dreifache Rundmauer führte Vespasian um sein Amphitheater; von den beiden äußeren Einfassungen stehen nur noch ungeheuere Fragmente. Schauerliche Rundgänge führen zwischen den Pilastern unter der ersten Galerie her. Im Innern angelangt, ist man entsetzt ob der majestätischen Schwingung der fünf Stockwerke, und ganz oben auf dem flachen Rande saßen noch die Zeltspanner, stets bereit, die schaulustigen Herren der Welt gegen die wüthende Sonne zu schützen. Die Gladiatorenzelle ist noch sichtbar, Spuren der Wasserleitung sind noch vorhanden; nach dem Cölius zu stehen Mauern aus Quadersteinen, das ehemalige Vivarium oder der Thierbehälter. Wir ersteigen die Treppen zu den verschiedenen Galerieen und haben hoch oben die köstlichste, diesmal wirklich klassische Aussicht auf die Cäsarenpaläste des Palatin, das Capitol und St. Peter, die Bäder des Titus an der Via Labicana und den Lateran. Die sieben Hügel verschieben sich

mannigfach und vexiren den Neuling, der sie gern stets mit Zeigefinger und Namen beherrschen möchte.

Wir verlassen als demüthige Zwerge dieses Amphitheater, in welchem 100,000 Zuschauer Platz hatten und schreiten auf den nahen Constantinsbogen zu. Er hat drei Durchgänge mit schönen Reliefarbeiten an den äußern wie an den innern Bogenwänden. Im Innern des Hauptbogens sind fast lebensgroße Figuren: Roma kniet vor dem einziehenden Triumphator, dem „Befreier" der Stadt, der den Maxentius vor Porta del Popolo in die Tiber gesprengt hatte. Die meisten Ornamente des Constantinbogens sind — vermuthlich vom Trajansbogen — gestohlen. Jetzt folgen wir der Via triumphalis zwischen Cölius und Palatinus und erblicken hinter den Kaiserpalästen das längliche Rund des Circus Maximus in einen — Judenkirchhof verwandelt! Wir erklettern die Ruinen der Kaiserpaläste, die wilden Steinlager des Palatinus. Was hier zusammen- und aneinander gebaut worden, welche Bestimmung jede einzelne Abtheilung gehabt, das wage ein Anderer zu bestimmen; ich habe zwei Stunden lang in dieser größten aller Ruinen umhergeklettert, geschaut, geräthselt, geträumt und geschwindelt! Und Nero's „Goldenes Haus", auf welches Titus seine Thermen setzte, soll sich gar vom Esquilin bis hieher gezogen haben, so daß auch Vespasian sein Amphitheater auf Neronischen Bauten errichtet hätte! Und warum nicht? Hat man doch deutliche Reste vom Hause des Mäcenas unter Nero's Prachtpalast auf dem Esquilin entdeckt! Nero machte Ruinen, um bauen zu können; Vespasian und Titus ruinirten den Nero, um ihre jetzigen Ruinen aufzugipfeln! Sagte ich's nicht, daß

die Ruinen in Rom ewig sind! Und von der Höhe der Kaiserpaläste, der Allruine, fällt der Blick auf ein wildzerrissenes Gebirge, das sich am hintern Aventin aufthürmt — es sind die Ruinen der Bäder des Caracalla. Und alles das liegt in Rom, innerhalb der Stadt, von einer einzigen Ringmauer umspannt!

Wir klettern wieder hinab, halten unsern Triumphzug durch den Constantinsbogen, — da liegt schon der Titusbogen vor uns auf der Via sacra. Er hat nur Eine Wölbung, deren Reliefs uns zeigen, wie die Beute aus dem zerstörten Jerusalem herbeigeschleppt wird: die Bundeslade, der siebenarmige Leuchter ꝛc. Ein echter Jude geht noch jetzt nicht durch den Bogen; der siebenarmige Leuchter aber ruht mit allem Mobiliar und Schmuck der alten Welt auf dem Grunde der Tiber. Antonelli könnte die Armee des Xerxes in Sold nehmen, wenn er den Fluß ableiten ließe!

Wir nähern uns dem Forum, dem Herzen des antiken Rom. Gleich rechts steht der Friedenstempel des Constantin, den wir mit Verwunderung plötzlich wieder so nahe erblicken. Dann folgt der Rundtempel des Romulus und Remus, jetzt in eine Kirche umgebaut, mit echtem Bronzethor; daneben anderthalb Säulen des Minervatempels. Auch die Säulen des Tempels Hadrian und Faustina bilden jetzt die Façade einer Kirche, und wurden in dieser Weise gerettet, wie so Vieles in Rom. Auch diese Säulen gehen wieder tief unter das heutige Niveau hinab. Nach der ängstlichsten Ansicht wäre hier beim Hadrianstempel die Längengränze des eigentlichen Forums gewesen, welches sich von hier bis zum Bogen des Septimius Severus erstreckt hätte. Dann lag der Tempel der Dioskuren links hart an der andern Seite:

drei schöne Säulen, senkrecht auf der Via sacra, ragen noch trauernd in die Höhe. Die Basilica Julia dahinter, deren Pflaster blosgelegt worden, ging bis in die Nähe des Capitols. Dort steht auch die Phokassäule aus sehr später Zeit.

Jetzt stehen wir vor dem Allerheiligsten, vor dem Capitol, zu welchem der Clivus der Heiligen Straße emporführt. Aber ein plumper Viaduct hält uns seine Brüstung entgegen, und unten in der Tiefe liegt der massive halbbarbarische Bogen des Septimius Severus, mit Figuren überladen. Wir stehen auf Neurom und blicken auf das hinab, was ursprünglich hinauf ging; wir plumpsen förmlich, wie einst der Geschmack vom Dioskurentempel oder vom Titusbogen zu dem Bauernportal des Prätorianerchefs abstürzte.

Links neben dem Triumphbogen steht noch das Grundwerk der Rostra, der Rednerbühne mit den Schiffschnäbeln des Duilius; dabei ein Säulenbasament, wahrscheinlich des ersten Meilensteins. Weiter hinauf ist vom Tempel der Concordia grade noch ein Stück Marmorfußboden zu sehen; dann kommt der schlechtergänzte Porticus der Zwölfgötter. Links davon ragen acht Säulen des Saturnustempels am Clivus. Alle diese Herrlichkeiten schließt plötzlich die altrepublikanische Mauer des Tabularium ab, von welchem eine unterirdische Treppe ins Forum führte. Zwei Säulen deuten den Tempel des Vespasian an, hart am Tabularium. Aus einem schönen dorischen Fenster in der furchtbaren Mauer blickte man einst vom Porticus des Capitolinischen Palastes auf's Forum hinab. — Es bleibt jedem Sterblichen absolut unbegreiflich, wie alle diese Bauten, durch welche sich eine

Straße hinausftwand, auf dem sehr bescheidenen Hügel Platz fanden!

Rechts vom Capitol, unterhalb der Kirche S. Giuseppe, befinden sich die alten Kerker des Königthums und der Republik; im untersten Geschoß, dem Tullianum, ließ der Consul Cicero den Catilina und Genossen abthun. Auf der rechten Seite des Forums noch zwei Kirchen, S. Adriano und S. Martino: die erstere bezeichnet ungefähr die Lage der Basilica Aemilia, die letztere das Forum Julius Cäsars, von dem in einer Seitengasse dürftige Reste zu sehen sind.

Links vom Forum romanum, um's Capitol herum, gelangen wir bald zu der viereckigen Ehrenpforte, welche die Silberarbeiter Roms dem Septimius Severus errichteten. Eine hübsche sehr alte Kirche steht in der Nähe, S. Giorgio in Velabro geheißen. Dicht dabei erhebt sich aus der Tiefe der Janus Quadrifons, ein Porticus, wie sie ähnlich in Florenz und Pisa erbaut wurden. Ein paar Schritte weiter führen uns zur Cloaca maxima des älteren Tarquinius, der auch den Grund zum Capitol und zum Forum legte. Neben der wüsten Cloake, deren Wölbungen den Untergang der Erde überdauern werden, fließt auf tausend bunten Scherben das klarste Quellwasser — der fons sacer muß wohl in der Nähe sein.

Wir biegen um die Ecke und erblicken den lieblichen runden Vestatempel, vortrefflich conservirt, nur durch das improvisirte Robinsonsdach verunstaltet. Der viereckige Tempel der Fortuna virilis ist durch Flickmauern zwischen den Säulen in eine lebendige christliche Kirche umgewandelt worden: die Opferara ist als Altar an die Mauer gerückt, die priesterliche Geheimstube heißt jetzt

Sakristei — ein malerischer Frate, ein Caracci oder Spagnoletto, saß dort im Halbdunkel.

Wir kehren über den durchmessenen Platz zurück und betreten zum Schluß die Kirche S. Maria in Cosmedin, ebenfalls nichts weiter als ein christlicher Aufsatz auf antikem Säulen- und Mauerwerk. In der Vorhalle steht der fabelhafte Stein, genannt Bocca della verità, in der Mauer: seit den grauesten Zeiten wagte kein Angeklagter die Hand in die mundförmige Spalte zu legen, ohne die Wahrheit zu sagen. Das sei aber heidnischer Aberglauben gewesen, versichert mir der aufgeklärte Chierico.

Schleichen wir jetzt über's Capitol nach Hause zurück. Wir haben alle Ursache unsere Augen und Beine zu betasten, um uns von deren leibhaftiger Gegenwart zu überzeugen. Ja, wir zweifeln vielleicht mit Recht an unserer gesammten Existenz, weil wir Andere so gewaltig existiren sahen, und bekanntlich zwei Körper nicht im selben Raume vorhanden sein können. Ehe wir hinter dem Palaste des Senators verschwinden, werfen wir noch einen Blick auf's Forum. Wäre dieses ein freier ordinärer Platz, so spielten die Knaben eines mäßigen Städtchens Ball darauf; die Beamten gingen dort Abends spazieren, ohne sich allzuviel Bewegung zu machen. Welch' ein Katzensprung ist es vom Septimius Severus bis zum Titus, vom Carcer Mamertinus bis zu den Dioskuren! Wo aber jeder Stein eine Welt ist, jeder Tritt ein Universum beschreitet, da kommt man selbst mit Siebenmeilenstiefeln nicht vom Fleck.

In dieser Centralsonne, welche Rom heißt, wird jede Individualität zusammengepreßt, zermalmt zum Stäubchen, das unfaßbar in den Strahlen hin und her zittert.

Wahrlich, während ich so über das Capitol hinschleiche — der Marc Aurel sieht mir wieder so weltrichterlich ernst nach — muß ich mir zum andern Male gestehen: Und wenn ich Garibaldi wäre, ich zöge nicht auf's Campidoglio! Wer kann es auf sich nehmen, wieder lebendige Geschichte in das edeltodte Rom zu tragen, und wer hat die Kraft, die Riesenringe der Vergangenheit und der Zukunft am Tabularium ineinanderzufügen?

---

11. April.

Jetzt bin ich auch zum Vatikan gewallfahrtet, heißt durch die Antikensäle. Ich mußte doch Statuen für die gesehenen Tempel, Gruppen für die Paläste, Büsten für die Säulen aufsuchen. Der Vatikan ist das Möbelmagazin für das antike Rom südlich vom Capitol. Wenn ich das etliche Wochen lang durchstudirt habe, so — fange ich wieder von vorn an.

Der entsetzlich lange Corridor, „Saal der Inschriften" genannt, unterscheidet auf's Vorsichtigste zwischen Heidnisch und Christlich: die Heiden sind wie die Böcke zur Linken, die Christen wie die Schafe zur Rechten gewiesen. Wenn diese Unterscheidung nur etwas helfen könnte, wenn nur nicht die Religionen alle im Communismus lebten! Im „Braccio Nuovo" steht der Silen mit dem Bacchuskinde, in der Villa Borghese das klassische Relief: „Erziehung des Telephus." Ercole con bambino — führt das nicht direkt auf Christophorus mit dem Christuskinde? Venus und Amor oder Maria mit dem kleinen Jesus — das identificirt sich bei allen Malern, sogar bei dem christlich-germanischen Lukas Cranach. Der

schöne Meleager im Belvedere mit Hund und Eberkopf ist wieder auferstanden im heil. Hubertus der Ardennen. Und welches christliche Martyrium könnte sich an Ernst, Würde und Hoheit messen mit dem heil. Laokoon, dem Gatten, Vater und Priester, der für die concrete Menschheit in seiner Familie duldet! Alle Christusköpfe in idealster Auffassung führen in letzter Instanz zum Jupiter Otricoli zurück; höher war der weltbeherrschende Gott nicht aufzufassen. Nur Michel Angelo war noch nicht zufrieden mit dem Antlitz des Kroniden, selbst da nicht, wo er die Titanen mit Donnerkeilen ins Bodenlose hinabstürzt. Sein Christus in der Sixtina auf dem „Jüngsten Gericht" ist eine Verbindung von Siwa-Herkules und Minos-Loke, das heroisch zerschmeißende, richtend verderbliche Urgesetz der Welten! Maria selbst, das Ewigweibliche, die Göttin-Mutter, schaudert . . . .

Nicht minder sympathetisch berührt fühlt sich das christliche Gemüth im „Saal der Thiere." Die Sau von Alba mit ihren zwölf Ferkeln erinnert mächtig an den heil. Antonius von Padua, der ohne den peripatetischen Schinken gar nicht gedacht werden kann. Der Esel gehört zum Palmsonntag wie die Schlange zum Merkur und Aesculap, und im Saale der Thiere steht der idealste aller Köpfe aus der Gens Asinia. Ein Lorbeerkranz schlingt sich feierlich um die langen langen Ohren, wie sie einst dem König Midas wuchsen. Wer hätte das gedacht, daß diese Alten so boshaft, so sarkastisch gewesen sind! Ueberall hin blickt mir der Asinus laureatus nach, er nickt fast höhnisch, als ob er sagen wollte: „Siehst du wohl, ich trage die Lorbeern, und du die Krone von Schweiß; denn die Rathschlüsse Apollo's sind unerforschlich."

Das Haupt voll antiker Vorstellungen und christlicher Parallelstellen, trat ich aus dem Vatikan auf den St. Petersplatz. Ein langer Zug von Priestern in weißen Gewändern, Musik an der Spitze, bewegte sich über den Platz hin. Es sind wahrhaftig noch immer die alten Römischen Sacerdotes, die das Bild ihres großen Jupiter in feierlicher Prozession herumtragen, und diese Sacerdotes haben obendrein den Ovid gelesen:

Candida Pistori ponitur ara Jovi

„Einen weißen Altar für den Bäcker Jupiter!“ Die goldenen und silbernen Vasen werden feierlich mitgeschleppt, Männer und Frauen folgen in Schaaren, und die Musik leitet harmonisch Glieder und Gemüther der wallenden Zeusanbeter.

---

13. April.

Gestern wollte ich den Papst sehen. Der 12. April ist der Jahrestag seiner Rückkehr von Gaeta. Das war 1850 hochgebenedeiten Andenkens. 1850 retteten ihn die Franzosen, im Bunde mit der europäischen Reaction; 1855 mußte Pio Nono schon wieder gerettet werden, und providentieller Weise grade auf denselben 12. April. Der Papst hatte sich nämlich wie gewöhnlich zur Feier des Tages in seine Lieblingskirche S. Agnese fuori le mura vor Porta Pia begeben, als plötzlich, diesmal nicht der Rechtsboden, sondern der Fußboden mit ihm einbrach. Aber zum zweiten Male kam Seine Heiligkeit glücklich herunter, und wußte doch selber nicht wie. Seitdem ist der 12. April ein Doppelfest.

Wir setzen uns also Morgens 9 Uhr in Bewegung nach Via di Porta Pia. Unterwegs stoßen wir auf die

Fontana de' Termini mit dem schrecklichen „Moses" des Prospero da Brescia; die Aqua felice kommt hier in drei großen Strömen und aus vier Löwenmäulern zu Tage. Vor Porta Pia liegt rechts die Villa Patrici, links die Villa Albani, das Göthe'sche Kunstelysium; etwas weiter zurück gewahrt man auch Villa Ludovisi mit der Mutter der Götter, der ebenbürtigen Gattin des Jupiter Otricoli. Durch die langen Mauern zahlreicher Villen und Vignen geht's auf der hergestellten Via Nomentana nach der Höhe von S. Agnese. Aber schon kehren Schaaren von Priestern und Laien zurück, Propagandisten in Masse begegnen uns, Schwarze mit rothem Gürtel, Violette, Rothe, Blaue, je nach ihrer Nationalität. Ich höre Englisch reden, auch Deutsch; die Deutschen sind die Rothen, meist Westfalen. Der Papst scheint nicht zu kommen.

Im Vorhofe von S. Agnese dominirt das Landvolk, viel Lumpen und Bettler. Man knöpft die Taschen zu und macht sich dünn. In der Seitenkapelle rechts hängt das Bild: „Rettung des Papstes", diesmal nicht durch den heil. Ludwig, sondern durch den heil. Petrus. Nie ward etwas Faderes, Ausdrucksloseres, Schlechteres produzirt.

Zur Kirche selbst muß man eine lange Treppe hinabsteigen. Sechszehn elegante Säulen tragen eine zweite Säulenreihe; die Decoration ist reich und schön; auf dem Altare stehen Prachtleuchter von Bronze, Geschenke des Papstes. Aber der Papst selbst kommt nicht.

Wir wandern weiter. In der Nähe liegt die Rundkirche der heil. Costanza, ein ächter Bachustempel mit herrlichen Weinlaub-Mosaiken. Hier ward der Porphyrsarkophag des Vaticans gefunden, den man durch eine pia fraus auf die liederliche Tochter des Convertitenkaisers

zurückführt. Daneben pittoreske Trümmer vom Circus des Constantin.

Nach Porta Pia zurückgelangt, biegen wir links ein, das Quadrat des Prätorianerlagers zu suchen, wo jene Repräsentanten der „Idee" einst herrschten und die Weltgeschichte in eine Lotterie verwandelten. Links von den „Termini" erhebt sich ein unabsehbares Ungethüm von Mauern und Riesenwölbungen, die Bäder des Diocletian. Den mittleren Badesaal hat der Erzengel Michael in eine der schönsten Kirchen Roms verwandelt. Acht furchtbare Granitsäulen gehen noch acht Fuß tief in den Boden hinein; neue Basenrundungen mußten künstlich angesetzt werden. „Der Tod des heil. Bruno" von Domenichino gefällt mir besser als sein ängstlich lakirter „Hieronymus" im Vatikan. Das Größte von ihm ist jedoch die „Geschichte der heil. Cäcilie" in S. Luigi dei Francesi und die „Geißelung des heil. Andreas" in S. Gregorio beim Circus Maximus. Salvator Rosa, der großartige landschaftliche Strauchdieb, liegt hier in S. Maria degli Angeli begraben; sein Marmorkopf verräth ganz den romantisch-genialen Frechling. Ein elsässischer Frate, der die Fremden führt, gibt sich in sundgauischen Gaumlauten zu erkennen. Er ist seit 25 Jahren bei den hiesigen Karthäusern.

Der Weg um die Thermen des Diocletian herum ist eine kleine Reise. Die ungeheuren antiken Rundgewölbe sind meist bis auf kleine Thürlöcher vermauert, und da stehen französische weiße Inschriften: Batterie 1, munitions, Corps du génie ꝛc. Die Prätorianer sind also nicht mehr im Campo pretorio, sie liegen in den großen Monumenten selbst. So ist im Palazzo Barberini eine

Artilleriekaserne, dicht neben der Fornarina des Rafael und der Beatrice Cenci des Guido!

Schlendernd vergesse ich S. Agnese, wo der Papst noch für den Nachmittag erwartet wurde, und ziehe durch eine Allee nach Porta San Lorenzo (der alten Pränestina). Das Thor ist ein wahres Wasserkastell mit verschiedenen Conducten; die Aurelianische Stadtmauer ward hieher gezogen. Diese Mauer entlang wandre ich nach Porta Maggiore, einem andern Wasserkastell, von dem Schwachmatikus Claudius erbaut (die alte Labicana) und zum Vereinigungspunkt dreier Conducte bestimmt. Links vor Porta Maggiore liegt das merkwürdige Denkmal des Bäckers Eurysaces mit entsprechenden Reliefs und einer Masse Ofenröhren. Rechts befindet sich die Eisenbahnstation nach Frascati und Albano.

Im Innern der hier gänzlich öden Stadt erheben sich die Ruinen eines Brunnenhauses des Alexander Severus; weiterhin gelangt man zur Kirche S. Croce in Gerusalemme, der alten Basilica der Helena; in der unterirdischen ganz byzantinischen Kapelle hält die Bildsäule der Helena das hölzerne Kreuz. An die Kirche stoßen die imposanten Reste des Amphitheatrum castrense. Der Weg zum Lateran führt durch päpstliche Artillerie hindurch, die in der Ebene manövrirt; rechts zieht die Leitung der Aqua Claudia, links der Murus Aureliani. Durch eine sanfte Mulde gelangen wir zum Lateran, „aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises Mutter und Haupt", durch's Feuer im 14. Jahrhundert zerstört, von da an immer mehr verdorben, durch die Façade aus dem 18. Jahrhundert ruinirt. Gegenüber liegt das Allerheiligste mit der weltberühmten Rutschtreppe;

auf zwei Seitentreppen kann man bequemer zur Kapelle hinaufgehen.

Zurück nach Porta Maggiore, zum Tempel der Minerva Medica mit ihren prachtvollen Kuppelresten, bei den Bädern der Cäsaren vorüber, zum Wasserkastell, aus welchem die Trophäen des Trajan auf dem Capitol stammen, zur thronenden Kirche Maria Maggiore, deren Canonikatsgebäude gleichfalls Kaserne geworden ist. Gegenüber trommeln die päpstlichen Zuaven. Und zwanzig Schritt davon ist kein Mensch von neun Uhr an seines Beutels und seines Lebens sicher!

Den Papst habe ich also nicht gesehen, die Unendlichkeit des alten Rom hat mich schon wieder aufgesogen. Gibt es denn wirklich Politik in Rom, oder sind alle diese furchtbaren militärischen Zurüstungen lediglich als Schutzwache der antiken Reste zu verstehen?

Die Antwort auf diese vorwitzige Frage sollte mir nach etlichen Stunden werden. Abends fand Illumination statt, zu Ehren der Doppelrettung des Papstes, aber private, wie ausdrücklich bemerkt wurde. Die Diplomatie lag im Dunkel, Oesterreich auf der Piazza di Venezia, Preußen auf dem Capitol. Das Casino francese auf Piazza Colonna glänzte von Finsterniß. Piazza del Popolo war erhellt, päpstliche Musik spielte dort vor geringem Publikum. Der Corso war „freiwillig" erleuchtet nach der Theorie der freiwilligen Anleihen. Dort sah ich ein anzügliches Transparent: Christus schläft ruhig im Schiffe während des wilden Unwetters, die Façade von St. Peter figurirte schlecht genug im Hintergrunde. Lautlose Stille herrschte unter den Schaaren der Neugierigen, die durch die Hauptstraße von Neurom lustwandelten. Man hörte

den gemessenen Schritt der französischen Patrouillen auf's Pflaster niederfallen, welche Gewehr im Arm „die Person des heil. Vaters schützen" — wahrscheinlich vor dem Brande der allgemeinen Begeisterung. Mit Teufels Gewalt drängte sich mir der Vergleich zwischen Turin und Rom auf, ich fühlte meine ästhetische Indifferenz erschüttert. Ich gähnte schmerzhaft mitten auf dem Corso — und sah mich dann scheu um, ob nicht ein päpstlicher Carabiniere Zeuge dieser hochverrätherischen Muskelverrenkung gewesen.

---

20. April.

Die Ataraxie gedeiht nicht mehr. Nach der Illumination begrub ich mich auf's Neue in Antike und Renaissance. Villa Borghese zum zweiten Male, römische Geschichte an Büsten. Maria Maggiore mit dem ersten peruanischen Golde ausstaffirt, denkwürdige Fresken in der Tribuna und der äußeren Loggia. San Martino a' Monti mit herrlichen Bildern der beiden Poussins. San Pietro in Vincoli mit dem Moses des Michel Angelo — ein Prachtkerl, der mit Gott sprechen darf und der ein Volk umzuwandeln versteht. S. Nicolà in Carcere, drei antike Tempel eingemauert. Wieder zum Vatikan, zu den Loggien und Stanzen Rafaels: wie viel verdankt dieser herrliche Jüngling den Fresken und Reliefs der Alten! Die Loggien und seine Sibyllen in S. Maria della Pace zeigen ihn im Wettstreit mit Michel Angelo's Gedankenpoesie, grade wie Schiller sich zur Objectivität Göthe's hinaufarbeitete. Galerie Corsini auf der Lungara, wo vier Helden um Christi Schmerzen ringen: Guido Reni, Carlo Dolci,

Guercino und Rubens; Tizian und Rembrandt machen sich den Preis des Porträts streitig, und Holbein der Sohn ist der Dritte im Bunde; Michel Angelo hat hier eine ganz neue „Annunziata“ geschaffen, die Jungfrau ist über ihr himmlisches Glück völlig verblüfft. Querüber ist die Farnesina mit Rafael's „Amor und Psyche“, der wahrhaften und wirklichen Emanzipation des Fleisches aus dem Banne der mittelalterlichen Thierquälerei; die „Galathea“ an der Wand des zweiten Saales hat den Wolfgang Göthe gequält vom Ende der achtziger Jahre bis zur „Klassischen Walpurgisnacht“ im zweiten Faust. In S. Onofrio an der Gränze der Leoninischen Stadt hat der Bildhauer Fabri auf Pio Nono's Befehl den Tasso als englischen Reiter und Kreuzzeitungs-Hanswurst dargestellt; die Klosterzelle bewahrt des Armen Mobiliar und Umgebung zu rührendster Erinnerung; die Eiche auf großartiger Warte über ganz Rom weg übt noch dasselbe geheimnißvolle Blätterrauschen wie vor dreihundert Jahren. Im Casino des Gartens Rospigliosi zog ich den Hut bis zur Erde vor Guido Reni's „Aurora“, dem Prachtnachdruck von Rafael's „Psyche“. Zum drittenmale in Villa Borghese, wo ich dem Bernini mit seinen malerischen Daphne-Kunststücken die Diana und die Venus genetrice an den Kopf warf — — da war das Unglück bereits geschehen.

Ein politischer Mord traf einen fremden Päpisten und mich. Wir beide wurden mit dem Rufe angefallen: „Was seid ihr nach Rom gekommen zu thun?“

Ein junger Mann von 24 Jahren aus Jemappes in Belgien erhielt Abends um acht Uhr beim Forum Trajanum einen Pistolenschuß, an welchem er nach

dreißig qualvollen Stunden verschied. Hr. de Limminghe war früher unter die päpstlichen Zuaven gegangen, um nach der Meinung so vieler braven Aeltern die „Religion zu retten.“ Er hatte sich bei Castelfidardo wacker geschlagen, so viel es die Zeit und die Piemontesen erlaubten, und Wunden davongetragen. Als Kriegsgefangener kam er nach Turin, von wo man ihn in seine Heimath entließ. Die politischen Katholiken wohnen in den Urkantonen, in Süddeutschland und in Belgien; ich würde die Irländer nennen, wären sie nur zu etwas Anderm brauchbar als zum Saufen und Scandaliren. Die politischen Katholiken in den Urkantonen, in Süddeutschland und in Belgien meinten noch immer, es handle sich um die Religion, und der Vater de Limminghe schickte nicht nur seinen Sohn nach Rom zurück, sondern auch eine Maschine zum Kanonenbohren, damit die Zuaven des Papstes eine Artillerie erhielten; ja man erzählt, er habe auch noch 500,000 Fr. mitgeschickt. Der Sohn war im päpstlichen Arsenale thätig und leitete die Bohrmaschinen.

Da ward er eines Abends ermordet. Von wem? Cui prodest, sagten die alten Römer. Aber wer hatte Nutzen oder Satisfaction davon? Bis heute noch wurde an der politischen Natur des Attentates gezweifelt. Der Sterbende behauptete, mit der Kugel im Leibe nach Hause gegangen zu sein, was um so seltsamer lautete, als er nicht einmal eine Vermuthung über den Thäter äußerte. Neben politischen Morden kennt man hier nur noch die aus Eifersucht — denn Raubmorde sind in den meisten Fällen nur Drohungen. Ein Liebeshandel aber war nicht herauszufinden. Die Sache schien mit dem jungen Manne einschlafen zu wollen, als der Portier des Hotels „zur

Minerva" erklärte, den Kutscher bezahlt zu haben, der den Verwundeten gebracht. Solche Vetturini melden sich nämlich um keinen Preis selbst, da sie mit den Gerichten und der Vendetta nichts zu schaffen haben wollen. Jetzt nahm die Untersuchung ganz andere Verhältnisse an, und bereits verlautete, zwei Belgier und ein Franzose seien in Haft genommen worden. Das scheint mir kaum glaublich, da Fremde nicht zum hiesigen Revolutions-Comité gehören.

Es wird wohl ein politischer Mord sein; das National-Comité, zugleich geheime Regierung und Vehmgericht, hatte sicher beschlossen, ein Exempel zu statuiren. Das ist mittelalterlich — aber die Kardinalsregierung lebt ebenfalls anno 1000; es ist unsittlich, schauderhaft — aber hier existirt keine bürgerliche Ordnung; es ist unbegreiflich, die ganze päpstliche Gendarmerie und Armee liegt in Rom, 25,000 Franzosen halten Polizei — aber der Urstand der Natur hat hier noch nicht aufgehört. Die ganze Römische Politik besteht darin, den Gegner unschädlich zu machen. Und die Franzosen können hundert Jahre die Stadt besetzen, alles Regieren wird stets nur das Austreten der Naphtaflammen sein, die aus dem Boden schlagen.

In den Herzogthümern Mittelitaliens herrschte dieselbe politische Vehme bis zum Jahre 1859. Man erzählt Wunder von ihrer Pünktlichkeit, Unfehlbarkeit und Unerreichbarkeit. Beim vorletzten Attentat auf Louis Napoleon wird ein Carbonaro zur Reise nach Paris designirt. Pässe und Reisegeld sind in Ordnung; der Abgesandte hat Frau und Kinder, und diese empfiehlt er einem „Bruder". Auf der Reise erhält er Befehl zur Rückkehr; ein Anderer

soll gehen, irren wir nicht, Tibaldi. Der Erstere kehrt nach Hause zurück, aber der „Bruder“ hat mittlerweile seine Frau verführt. Er begibt sich zum Sitze der Vehme, und kündigt an, daß er sich kurzer Hand rächen werde. Das Comité hält ihn 24 Stunden zurück. Als er nach Hause kommt, ist der falsche Bruder ermordet. Von wem? Chi lo sa?

Das wird wohl Schiller mit seinem unreinen Glockenklange haben sagen wollen: „Wenn sich die Völker selbst befrei'n.“ Wenn nämlich die Gesellschaft ohne selbstredendes Gesetz ist, wenn die Willkür von unten der Willkür von oben entspricht. Nun, diese Willkür hat in ganz Ober- und Mittelitalien aufgehört, so weit die „Usurpation“ der Piemontesen reicht. Die Befreiung und Einigung Italiens ist noch viel mehr ein moralischer Act als ein politischer. In Rom aber herrschen der Franzose, der Kardinal, Merode und die Vehme. Und die drei Ersteren können sich auf die Köpfe stellen, sie werden der Vehme nicht Meister; denn die Vehme ist der Schrei aus den Eingeweiden eines Volkes, das gern Staat werden möchte. Restaurirt die alten Regierungen, und Ihr werdet etwas erleben . . . .

---

24. April.

Aus zwei abermaligen Träumen hat mich das Königspaar von Gaeta aufgeschreckt. Ich war über Monte Mario nach Ponte Molle an der Tiber hinabgestiegen, und componirte mir grade die Constantinsschlacht, wo der Maxentius so unglücklich ersoff und Constantin so glücklich das Labarum in den Wolken erblickte, als die Königin

von Neapel in Amazonentracht daher gesprengt kam, dicht bei mir hielt und rasch in einen bereitstehenden Wagen sprang. Die Königin sieht recht keck drein, reitet gut, schreitet gut, ist aber offenbar leidend. Was man für ein Simpel sein kann! ich dachte der Amazone einen Augenblick mit lichnowski'scher Wehmuth nach und wollte das salische Gesetz abschaffen.

Andern Tages war ich stundenlang auf der Appischen Gräberstraße gewesen, auf dem wahren Corso des antiken Rom, hatte den Blick über die hundert Denkmalruinen auf die klassische Einfassung der Gebirge gelenkt — als mir unweit der Cäcilia Metella der König Franz zu Fuß begegnet, begleitet von drei Personen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß die leeren Wagen zwanzig Schritt hinter den hohen Herrschaften herfuhren. Der König schien mir sehr passend auf der Via Appia zu sein, von Wehmuth empfand ich keine Spur.

Das edle Paar hegt offenbar Hoffnungen. Die Unruhen im Königreich Neapel sind das Losungswort der Reaction. Was Wahres und Nachhaltiges daran sein mag, weiß ich nicht zu sagen. „Giornale di Roma" sagt was es will und verschweigt was es will. Die deutsche Diplomatenzeitung hat längst alle Piemontesen in die Luft gesprengt. Am Leidlichsten ist noch „Journal des Débats", seltsamer Weise hier tolerirt, weil es antibonapartisch ist. Oft vergehen vierzehn Tage, ehe eine Nachricht von jenseit der Alpen zurückkommt; dann hat sie jedes Interesse verloren. Peter Cornelius sagt mir zwar: „Leben Sie im Ewigen!" Aber der Pistolenschuß vom Forum Trajanum und der König von Neapel sagen mir: „Was bist du nach Rom gekommen zu thun?"

27. April.

Auf Ponte Romentano den Anio überschritten, den heiligen Berg bestiegen. Tief über den „passiven Widerstand" nachgedacht, den Menenius Agrippa mit 15,000 bewaffneten Plebejern leistete. Aus Rom hinauszulaufen, um der aristokratischen Priesterkaste einen Tort anzuthun! Garibaldi blieb drinnen und möchte auch jetzt wieder hinein.

St. Peters Kuppel erstiegen. 550 Stufen hoch. Dies ist nöthig, um die Verhältnisse des Tempels richtig zu würdigen. Ungeheuer! Von der obersten Galerie aus gigantisches Panorama, alles schrumpft zusammen, das Quadrat des Vatikans, das anstoßende Rechteck des Gartens. Was aber selbst jetzt noch groß, mächtig, imponirend bleibt, das ist das antike Pantheon dort hinten und das Mausoleum Hadriani, dieses ewig trotzende Grab, diese stets lebendige Vergangenheit. Oben in der engen Lanterna unter dem Kreuz ist eine Freistatt aufgethan wider die Crinoline, aber dafür sieht man auch nichts mehr, und die stickigste Luft strömt in die Lunge.

Auf dem Kirchendache, wo die Kuppeln herauswachsen und die furchtbaren Apostel Schildwache stehn, ist es am Bequemsten. Man wandelt dort unter 16 Blitzableitern umher, die eigentlich 16mal das beleidigendste Mißtrauen wider die Macht des Apostelfürsten aussprechen. Und da drunten trommeln und wimmeln die Rothhosen, ein 25,000faches Mißtrauen.

Louis Napoleon ist Polycrates, der größte Glückspilz seines Jahrhunderts. Was er thut, das gilt der Befreiung der Völker, was er unterläßt, das schlägt zu ihrer Consolidirung aus. Er wird einmal darauf angesehen, daß er die Geschichte macht; treibe er nun was er wolle,

alle Resultate kommen auf seine Rechnung. Und grade wenn er sich am Aengstlichsten sträubt, wenn er sich in die Räder der Ereignisse wirft, grade dann erschallt sein Preis am Lautesten — denn, heißt es, er legt den wohlthätigen Hemmschuh an, daß der Wagen nicht in den Abgrund rolle.

Er wollte zuerst die Lombardei und Venetien erobern, dafür Savoyen und Nizza einstreichen. Vor dem Viereck macht er Friede. Die Herzogthümer befreien sich selbst, die Romagna wird italienisch. Schon die Einheit Oberitaliens war ihm zu viel; er bestand hartnäckig auf der Autonomie Toskana's. Seinen Lohn forderte er für die Lombardei, Parma und Modena. Als Oberitalien Eins war, sagten die Leute: das verdankt man seinem Prinzip der „Nichtintervention", wie es zu Villafranca stipulirt wurde!

Dann wollte er die Föderation zwischen Oberitalien, dem Papst und dem Bourbon. Als Garibaldi mit dem feurigen Schwert bis Neapel vorgedrungen war, macht ihm Cavour begreiflich, das sei die „Revolution", welche jetzt drohe sich nach Norden zu wälzen. Er muß zusehen, wie Umbrien und die Marken flöten gehen, und verstärkt die Armee zu Rom. Als Franz II. noch an dem Haarseile von Gaeta hängt, schützt er ihn mit seiner Flotte. Als die Flotte absegelt, fällt Gaeta, und er klagt über ein „königliches Geschick". Komödie! sagen die Millionen seiner Verehrer, das war von Anfang an so beschlossen, nur wollte er die öffentliche Meinung zur Mitschuldigen haben.

Er ist Herr von Rom und will für den beständigen Retter des Papstes gelten. Wozu ließ er dann die neapolitanischen Flüchtlinge nach Rom, warum bestand er

nicht darauf, daß Franz II. nach Spanien ging? Souveränitätsrecht des Papstes! wirft man ein, die Franzosen regieren ja nicht in Rom. Wohlan, dieses Asylrecht des Papstes ist der letzte Anker der Restauration und zugleich das Halseisen für die Weltliche Macht. Von Rom aus beunruhigt man jede Regierung in Neapel, aber von Rom aus beherrscht man auch Neapel!

Alle Feinde Italiens sind in Rom zusammengedrängt, der Kopf der Reaktion ist an der Tiber, nur der Arm ist jenseit des Po. Die Römische Frage ist jetzt zur Italienischen Frage angewachsen. Es handelt sich nicht etwa um den Fetzen Landes von Viterbo bis Terracina, und von Cività Vecchia bis in's Gebirge. Dieser fällt von selbst in's Reich, sobald die Franzosen Gewehr beim Fuß machen. Es handelt sich für die Italiener fortan um Sicherheit gegen Rom, um Garantie wider die Kabale des Vatikan und Quirinal. Der Papst darf keinen Zollbreit Landes mehr haben, weil auf dem kleinsten Raume ein Werbebureau der Reaktion aufgeschlagen wird!

Ganz Rom ist eitel Conspiration, unten für Italien, oben gegen Italien. Man gehe in den Palast Farnese zu den schönen Bologneser Fresken; auf den Treppen, in den Vorhallen wird man ein Stück von „Wallensteins Lager" sehen. Da stehen, lehnen, liegen ganze Schaaren mit gelben Gesichtern, abgerissener Kleidung, den Hunger im Auge. Es sind lauter Exsoldaten der bourbonischen Armee, die brodlos in Rom herumlungern. Im Palast Farnese wohnt der Gesandte Sr. Exmajestät von Neapel, bei dem der ganze Auswurf Hülfe sucht. Dort werden die Banden geworben, die über die Gränze gehen und den Statusquo von Süditalien unsicher machen. Dort ist

das Hauptquartier jener Guerillas, die zum Privatvergnügen des letzten Bourbonen Spektakel machen, brandschatzen, morden, die Bevölkerung der Terra di Lavoro ins Unglück stürzen. Anstatt den Nothpfennig zu Rom auf der faulen Haut zu verzehren, sollen sie sich dafür schlagen, mit der Erlaubniß, so viel hinzuzuplündern als sie erraffen können. Die Brigandage ist von Franz II. Gnaden für officiell erklärt!

Man gehe Abends ins Caffè Costanza an der Ecke der Condotti, dicht beim Corso; dort versammelt sich der Generalstab der bourbonischen Armee in partibus; dort kann man die abenteuerlichsten Gerüchte hören, mit denen sich die Bourbonisten selber Muth machen; dort erfährt man ohne Schleier und Umstände die Hoffnungen und Absichten des Quirinal. Ein Adjutant Sr. Majestät von Gaeta, dessen Vertrauen ich in keiner Weise hervorgelockt hatte, erörterte mir Folgendes:

Franz II. denkt an keine Restauration, er hält es für unmöglich, vor der Hand nach Neapel zurückzukehren. Er hat nicht die nöthigen Fonds, um mit den Franzosen zu concurriren. Murat hat Geld wie Heu und die französische Armee hinter sich. Daß man ihn zu Paris desavouirt, ist eitel Schein. Frankreich will in Unteritalien das retten, was ihm in Oberitalien entgangen ist, eine Vasallenregierung. Die Wühlereien der französischen Agenten sind seit langer Zeit viel tiefer gegangen als man glaubt; die ganze jetzt aufgelöste Armee würde dem Prätendenten zufallen; alle Unzufriedenen werden dieses Nothseil ergreifen, blos um sich der verhaßten „Herren Piemontesen“ zu entledigen. Die Besatzung von Rom ist nicht umsonst so stark vermehrt worden, die Colonnenspitze

ist bis Terracina vorgeschoben. Dort standen früher etliche Compagnien, noch während der Belagerung von Gaeta; jetzt sind dort vier starke Bataillone. Es kann also ohne weitere Verschiebung über Gaeta und Capua nach Neapel gehen. Eine Weile lang wird man die Piemontesen sich noch abhetzen lassen, dann aber im Namen der „Ruhe und Ordnung", „im Interesse Europa's" interveniren. Unter dem Schutze der französischen Bajonette findet dann eine neue, die „wahre" Abstimmung statt, in welcher sich der „freie" Volkswille kund thut. Dieser ist unbedingt augenblicklich für den dicken Lucian.

Fragt man dann ganz erstaunt, was das Alles die Bourbonen angehe, weßhalb dann Räuber und Mörder? so lautet die Antwort: Die Bourbonen können überhaupt nur zurückkehren durch eine allgemeine Restauration, nach dem Sturz der Bonapartes, wie 1814.

Das ist nun völlig hirnverbrannt, denn wo sind die Bedingungen zu einer Restauration wie die von 1814? Der zweite Napoleon hat ja höchstens Savoyen und Nizza herauszugeben, und Italien ist nicht an Fremde verschenkt, im Gegentheil den Fremden abgenommen und sich selbst zurückgegeben worden. Franz II. arbeitet ja gegen die Selbstständigkeit der Nationen, welche 1814 das große Schlag- und Stichwort abgab. Die Absichten Bonaparte's auf Neapel nehme ich zu Protokoll, halte ihnen aber England und Sizilien entgegen.

Auf alle Fälle hat Napoleon III. die italienische Frage in Rom concentrirt. War das seine Absicht? Natürlich, sagt der Chorus der europäischen Kannegießer.

6. Mai.

Im Lager der Reaktion herrscht Freude und Jubel. „Die Piemontesen sind in Neapel und Sizilien unmöglich geworden", so lautet die Parole. Man hat sich in Neapel zu Anfang dieses Monats geschlagen, man hat sich zu Caserta geschlagen; man hat die Luogotenenz aus Palermo hinausgeschlagen, die Civilregierung der Insel Sizilien befindet sich zu Catania. Die Bewegung auf Sizilien ist mazzinistisch, man hat auf der Insel die englische Fahne aufgesteckt; die Bewegung auf dem Festlande ist reaktionär! So schwirrt es uns in den holden Maientagen um die Ohren, und kein Mensch weiß zu sagen, ob er auch nur den zehnten Theil davon glauben soll.

Ich will mich aufmachen und selbst nach Neapel gehen. Im Caffè Costanza schreit man: „Um Gotteswillen, bleiben Sie aus Neapel weg, Sie kommen mitten in die Revolution!" Ich sage: Nicht nur gehe ich nach Neapel, sondern ich nehme auch den Landweg mit dem Vetturin. — Allgemeines Entsetzen! Ich gehe, ein junger deutscher Bildhauer läßt seine vielversprechende Carità im Stiche und geht mit. Die Revolver gehen auch mit.

---

25. Mai.

Ich bin wieder da. Jetzt glaube ich fast, daß die Murat'sche Spekulation ernstlich gemeint ist. Und dennoch ist sie unmöglich, Louis Napoleon **kann** und **darf** das **allgemeine Stimmrecht nicht anzweifeln lassen.** Er würde sich die Beine seines Thrones durchsägen. Das Suffrage universel reformirt man so wenig wie ein Verdict der Geschwornen. Vox populi, vox Dei. Und Gott

mag gesagt haben was er will, seine Beamten auf Erden müssen es wahrhalten. Cavour hat das wieder richtig begriffen.

Neapel und Italien hangen ganz an Rom, aber für den Augenblick wird die Ewige Stadt schwerlich geräumt. Die Opposition im Senat und im legislativen Körper ist allzubissig, allzuverwegen; der Aumale'sche Brief an Plon=Plon hat eine allzu furchtbare Wirkung hervorgebracht. Bonaparte fürchtet die „alten Parteien", sein eigener Ursprung ist wesentlich reaktionär. Wenn er die Räumung Roms hinabschluckte, sie möchten ihm an diesem Widerhaken die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Die Demokratie in Frankreich ist eitel Wind und Phrase, auf sie mag er sich auch nicht stützen. Und was hat er ihr zu bieten? Freiheit der Phrase? Unmöglich, unter der rothen Mütze verschwände am Ende die Krone. Neue Annexionen? Eben so unmöglich, in Italien ist gar nicht daran zu denken. Also bleiben wir vorläufig in Rom, lassen wir die Frage in der Schwebe! Auch das wird als Weisheit aller Orten angestaunt.

---

27. Mai.

Gestern wohnte ich der zweiten „großartigen Demonstration" zu Gunsten des Papstes bei. Es war nämlich San Filippo, und an diesem Tage pflegt der Papst alljährlich in feierlichem Umzuge von St. Peter nach Chiesa nuova zu fahren. So nennt nämlich das Volk die Kirche S. Filippo. Da man hier das kirchliche Leben beständig zu politischen Zwecken vernutzt, so mischte das Gerücht auch den König von Neapel in die Demonstration;

Franz II. würde Se. Heiligkeit „bedienen“, hieß es. So sehr ich mich stets über das Steigbügelhalten des Barbarossa gegrämt habe, so passend hätte ich diese Unterordnung des „kleinen Lichtes“ unter das „große“ gefunden.

Die politische Demonstration bestand einfach darin, daß der Papst zum ersten Male seit 13 Jahren die sog. Carrozza nobile anspannen ließ, jenen kostbaren goldglitzernden Wagen, in welchem er aus dem Exil von Gaeta zurückgekehrt war. Was wollte diese Karrossenpolitik sagen? was meinte diese Kutscherdiplomatie? Haben die Franzosen neue Zusicherungen gegeben, den Papst in Rom zu schützen, wie sie ihn vor 13 Jahren zu schützen begannen? Oder erklärt der Papst: Ich bin seit 13 Jahren in Rom und werde keiner Drohung weichen? Quien sabe? sagen die Spanier.

Kardinäle, Bischöfe, Monsignori, der ganze Hofstaat des Vatikans zog mit dem Papste einher; nur den Kardinal Antonelli, den politischen Kardinal, gewahrte man nirgend. Man bemerkte an allen Straßenecken einen Trupp Menschen mit Fähnlein, die mit angestrengter Stimme krähten: La benedizione, Santo Padre, la benedizione! welche Benediktion Se. Heiligkeit auch freigebig graziös mit zwei Fingern der rechten Hand austheilte. Aber es war sichtbarlich immer derselbe Trupp Menschen, der in ein regelmäßiges Fieber gerieth — der Taurische Potemkin ins Römisch-Katholische übersetzt. So weit die Demonstration von Oben, die von Unten entsprach wohl kaum den kühlsten Erwartungen. Die große Masse des Volks blieb eiskalt, fast mißtrauisch, als hätte sie hinter dem geistlichen Segen eine weltliche Zumuthung gewittert. Es war ein bedeutungsvolles Schweigen.

Wie bedeutungsvoll das Gegentheil dieses Schweigens hätte werden können, mag man daraus abnehmen, daß die Schweizertruppen in den Kasernen consignirt waren, und daß päpstliche Offiziere ihre Civilfreunde gewarnt hatten, nicht zur Prozession zu gehen, weil es leicht etwas absetzen könnte.... Es war also wirklich ein politisches Wagen mit dem Staatswagen gemeint. Ich aber begriff vollkommen, weßhalb das Papstthum so fest an der weltlichen Macht hängt; seine ganze geistliche Substanz ist verweltlicht.

Das Bildniss des Kardinals.

Der **sche Gesandte, ein skeptischer Gentleman und perfekter Kavalier, bot mir an, mich bei Seiner Eminenz dem Kardinal Antonelli anzumelden. Er hat mich nicht gefragt und ich habe ihm nicht gesagt, was ich von dem Kardinal halte; es war nur die Rede davon, den bedeutendsten Gegner des Grafen Cavour zu sehen. Ich sage dies, um jeden Gedanken einer Indiskretion abzuwehren.

Tags darauf schrieb mir der Gesandte, Se. Eminenz würde mich mit Vergnügen am Donnerstag Morgen um halb zwölf im Vatikan empfangen, und es sei herkömmlich, bei der ersten Visite im schwarzen Frack zu erscheinen.

Ich warf mich also in den Frack und begab mich zum Vatikan. Bis jetzt war ich in dem viereckigen obern Hofe immer links gegangen, weniger aus alter parlamentarischer Angewöhnung, als weil dort die ewigen Schätze des Alterthums und des 16. Jahrhunderts aufbewahrt werden. Rechts über den Hof führt der Weg zu Sr. Heiligkeit und zum Kardinal-Staatssekretär. Vor dem päpstlichen Portale standen Gallawagen mit bunten Lakaien, und gerade als ich die innere Treppe hinaufging, defilirte eine Schaar von Monsignori und Gnaden durch eine Doppelreihe von tiefgebückter Dienerschaft herab. Mehrere waren in Pontificalibus und hatten den Hirtenstab in der Hand. Ich lüftete den Hut und ging vorüber. Weiter hinauf begegneten mir andere Würdenträger, auch Offiziere en grand tenue; Se. Heiligkeit mußte großen Empfang gehabt haben.

Michel Angelo hat schöne Marmortreppen gebaut; wer aber bis in's dritte Stockwerk im Vatikan hinauf muß, der verliert im Schweiße seines Angesichts gar leicht den ästhetischen Maßstab. Im zweiten Stock marschirte einer jener bunten Papageien umher, welche die Schweizer des Papstes heißen und aus dem 14. Jahrhundert abzustammen scheinen. Er wandelte mit der Hellebarde im Arm und ließ passiren. Hier wohnt der Papst, Antonelli aber ist bekanntlich über dem Papste.

Endlich am Ende der sechsten Treppenflucht sind wir beim Kardinal angekommen. Ein dienstthuender Kanonikus führt aus einem Vorsaal in einen Wartesaal. Ein Glück, daß man warten muß: mit Michel Angelo's Treppen auf der Lunge kann man unmöglich zu einem Kardinal reden. Ringsumher sitzen Schwarzröcke, Abbati, Bischöfe, Offiziere, Zuaven und dergleichen Volk. Das kann freilich noch eine hübsche Weile dauern, wenn es hier geht wie in der Mühle.

Ich mustere den Saal. Mir gerade gegenüber hängt ein prachtvoller Sassoferrato, die liebliche schöne Jungfrau mit der Mondsichel, so unbefangen, so menschlich innige Züge! Der Bambino ist reizend modellirt. Viele, viele Engelköpfchen mit Zaubergesichtchen gucken um die Wette aus Wölkchen hervor. Das Bild ist eine brave Kopie der Madonna des Vatikan, und der Sassoferrato so verführerisch wie die Beichte bei einem Jesuiten. Er ist aus dem berauschenden Halbdunkel des 17. Jahrhunderts und hat mit seiner Wunderpalette unzähligen schönen Seelen etwas vorgemalt. Sein Milchbruder ist der Florentiner Carlo Dolci, der den zuckersüßen Seelen verschrieben wurde, wie Sassoferrato den schönen. Mit solchem Auf=

wand und Luxus hätte sich füglich eine neue Religion gründen lassen.

Außer dem Sassoferrato hängen noch an den Wänden verschiedene Prachtkoloritstücke aus der jüngsten Zeit: Thiere, Früchte, Blumen.

Der Kanonikus im langen schwarzen Gewande setzt sich zu mir, erzählt mir von der letzten Krankheit des Papstes, bespricht die Bilder, versichert mir, der Sassoferrato sei der wahre Madonnenmaler, Keiner habe sie so aufzufassen gewußt. Der Rafael ist also jetzt abgesetzt, die Epigonen haben gemerkt, daß zu viel Heidenthum in der Renaissance steckt; sie haben gehört, die Philosophie habe den heiligen Rafael in ihr Pantheon aufgenommen. Es flogen mir allerhand Schlaglichter durch den Kopf.

Eine seidene Kutte rauscht herein, die Kapuze hängt ihr auf dem Rücken, ein goldenes Kreuz ist a posteriori aufgenäht. Der Kanonikus meldet an, kehrt zurück, führt den Eingetretenen in's Heiligthum, indem er ihm die Hand küßt. Dann setzt er sich wieder zu mir und erzählt mit heiterm Lächeln: es sei dies der Bischof von Aquila, ein Kapuziner. L'hanno mandato via! „Sie haben ihn fortgeschickt", nämlich aus Neapel. Der Kanonikus sagt keineswegs: da ist ein neuer Märtyrer unseres heiligen Glaubens, ein abermaliges Opfer der piemontesischen Anarchie. Er sagt: sie haben ihn fortgejagt! und dabei lächelt der Kanonikus. Und doch hatte er dem Bischof respektvoll die Hand geküßt! So ein Vorzimmer ist meiner Treu' ungeheuer lehrreich.

Endlich kommt noch ein päpstlicher Freiwilliger, ein Signore francese, der angemeldet wird. Der Kanonikus führt ihn ein und erklärt mir, Se. Eminenz lasse sich

entschuldigen, Sie wolle die Leute spediren, um mir ungestört Ihre Zeit widmen zu können. Nachher seien die Audienzen geschlossen. Ich verbeugte mich nach Kräften.

Der Zuave geht und ich komme. Als mir der Kanonikus die verhängnißvolle Thüre geöffnet hat, und ich eben den Mund öffnen will: Scusi, Eminenza, la mia libertà, ma essendo a Roma etc. oder so etwas, schnellt sich mir ein schwarzer Knäuel wie von elastischer Feder bewegt entgegen, ich bin bei beiden Händen gefaßt und ein paar kohlschwarze Augen sprühen mir in's Gesicht: „Mong tschär, mong tschär!“ Es war mir ungefähr zu Muthe, als wenn ich überfallen worden wäre, um ausgeplündert zu werden — und mit diesem Gedanken wird man leider in dem päpstlichen Rom recht innig vertraut.

Das Cabinet des Kardinals ist beängstigend klein; ein Sekretär, hinter welchem der Kardinal sitzt, nimmt den größten Theil des Raumes weg. Zwischen dem Sekretär und dem Fenster kann man höchstens zwei bis drei Stühle anbringen. Die Audienzen sind daher wahre Tête-à-Tête.

Ich setze mich, zwei Hände packen den langen schwarzen Rock mit den rothen Litzen und legen ihn in die Sitzfalten, der aufgeschnellte Klumpen fährt wieder zurück. Dann rückt die eine Hand das rothe Käppchen auf dem Scheitel fest, und ich habe Audienz bei Sr. Eminenz dem Kardinal Antonelli.

Das haarsträubende Französisch, welches von drüben herüber stolperte, beleidigte mein verwöhntes Ohr. Ich setzte daher mehrmals italienisch an, aber mein Italienisch fand keine Gnade bei dem Staatssekretär Pius IX., er unterbrach mich immer wieder auf Französisch. Heiliger

Mezzofanti! Seit 1850 Premierminister des Kirchenstaates, im täglichen Verkehr mit französischen Diplomaten und Offizieren, in französischer Correspondenz schier erstickend, und dann die Sprache gehandhabt wie ein Kellner oder ein Cicerone, von der Aussprache ganz zu geschweigen! Diese geringe linguistische Befähigung des Kardinals erweckt ein sehr böses Vorurtheil gegen seine Kapazität im Allgemeinen; und seine Vermessenheit, dennoch immer Französisch sprechen zu wollen, weil er doch einmal einen Diplomaten vorstelle, gibt den Schlüssel zu Manchem, das sonst unerklärlich bliebe.

Der Kardinal ist mager, obgleich er das Fett des Kirchenstaates zu sich genommen hat. Sein Gesicht ist unglaublich für jeden, der es nicht gesehen hat. Man kann Antonelli getrost durch das ganze katholische Deutschland reisen lassen, um Freiwillige zum Kreuzzuge für den heil. Vater anzuwerben. Jeder Gläubige wird sich bei Seite drücken, jeder Gendarm ihn nach seinem Passe fragen. In unserer harmlosen vertrauensvollen Welt hält man es für ein Ding der platten Unmöglichkeit, daß eine solche Physiognomie im heil. Kollegium sitze, oder gar die Geschäfte des Stellvertreters Christi auf Erden besorgen sollte. Punsch, Charivari und Kladderadatsch hätten dieses Naturspiel niemals erfunden.

Das Gesicht Antonelli's theilt sich in zwei Hälften, die aus zwei verschiedenen Schöpfungsschichten an einander gefahren sein müssen. Die obere Hälfte ist ägyptisch, asiatisch; unter schwarzem Haar rollen ein paar unstete Augen in großen Kreisen. Streng physisch genommen, sind diese Augen schön, klar, licht auf dunkelstem Grunde, ungefähr wie das Raubthier der Wüste schöne

Augen hat; aber ihre Unsicherheit und Stetsbeweglichkeit, ihr permanentes Rollen, Schießen und Stechen sind so dämonisch, daß man dem Darsteller des Mephistopheles keine bessere Augen wünschen könnte. Es sind die Augen der Sphinx, aus denen eine menschliche Seele hervorlügt, die gar nicht vorhanden ist; es ist der Spott der fortschreitenden Natur, die gern Mensch werden möchte, es aber noch nicht über ein einzelnes Attribut hinausbringen kann, und die daher räthselhaft, beängstigend, unheimlich wird. Grade in dem Augenblicke, wo man Verwandtes mit Liebe umfassen möchte, wird man vom Allerfremdesten eisig berührt und schaudert.

Der untere Theil des Gesichtes ist noch weiter zurück, noch um ein paarmal hunderttausend Jahre. Als diese Kinnlade und dieser Mund entstanden, gab es noch gar keine Menschen auf der Erde; alles war noch Riesenamphibium, das organische Dasein ein ewiges Verschlingen. Die Bewegung der Gesichtsmuskeln zeigt an, was das Geschäft jener Feuerluftathmer gewesen; sie gehen nämlich beständig auf und zu, zu und auf, selbst wenn im Augenblicke keine Beute vorhanden ist. Fortwährend reisen die Mundwinkel bis nahe zum Ohre, und kehren dann wieder zurück. Beim Aufgehen hat man jedesmal einen neuen Schrecken, denn man erblickt in der offenen Höhle die Reste eines Elephanten. Der Kardinal hat wundervolle Zähne, und er fletscht sie beständig zur Schau.

So saß mir die letzte Incarnation der römischen Kirchenpolitik gegenüber. Das Wort ward Fleisch, der Jesuitismus Regierung. Mein Blick floh rettungsuchend von dem Urweltmunde hinauf zu den ägyptischen Augen, und jetzt verstand ich mit Entsetzen die schwarzen Pupillen,

die sich so verliebt im Kreise drehen. Sie ringeln sich zum verderblichen Sprunge, sie umzingeln, umwickeln, umschlingen ihr auserkornes Opfer, und sobald die Beute in der Liebe Krallen zappelt, wird sie in jenes Gebiß hineingeschleudert, von wannen keine Wiederkehr. Der menschgewordene Jesuitismus schlingt immer, zur Noth kaut er Luft, als gymnastische Uebung. Der Kardinal machte mir beständig den Eindruck, als esse er diejenigen, so sich mit ihm unterhalten.

Von was wir gesprochen haben? Natürlich nicht von dem, an was wir dachten. Er bombardirte mich mit seinen Sphinxblicken, verschlang mich; ich componirte sein Porträt. Bisweilen vernahm ich wie im Traum so ein Wort von Rom, von der Größe seiner Kunstschätze; dann hörte ich mich selbst: Rom sei eine Arbeit, die Kunst koste Ermüdung, meine Augen verbrennten an der Sonne der Schönheit. Einmal wurde ich ein wenig wach, als nämlich der Kardinal von der Sorgfalt kauderwelschte, welche die päpstliche Regierung von je auf die schönen Künste verwendet habe, als er von den Dingen (im Futuro) redete, die noch geschehen sollten, namentlich von der Erweiterung des christlichen Museums im Lateran. Noch etwas höher fuhr ich auf, als ich hörte, die Rafaelischen Loggien im Vatikan sollten nicht restaurirt, sondern kopirt werden. „Eine gute Idee!" erwiederte ich; denn die römischen Restaurationen in der Kunst sind gerade so schlimm wie die politischen. Das dachte ich aber blos.

Ich erzählte dem Kardinal von Mailand, von dem Abendmahl des Leonardo da Vinci, beklagte die unerhörte Barbarei der Franzosen, welche dort so schlimm gehaust hätten wie die Legionen des Mummius in Korinth.

Wildlächelnd, mit weitgefletschten Zähnen bemerkte Seine Eminenz darauf, auch in den Bogengängen der Loggien hätte die große Armee des ersten Napoleon gelagert; man wisse nicht, was sich noch ereignen könne. Er schien eine tigerhafte Freude zu empfinden, die Franzosen bei mir anzuschwärzen. Von der Existenz des Leonardo da Vinci und von dem Abendmahl in Santa Maria delle Grazie zu Mailand hatte er offenbar heute das erste Wort gehört.

Wir waren und blieben bei der Kunst; der Vatikan und dessen Gemäldesammlung kamen an die Reihe. Ich sagte: das schönste Bild im Vatikan sei der „Mord der unschuldigen Kindlein." Er horchte; auch dieses Bild war ihm gänzlich unbekannt; aber er hütete sich wohl, sich eine Blöße zu geben. Ich riß ihn aus der Verlegenheit: Rafaels „Transfiguration" morde dort tagtäglich sämmtliche andere Bilder, die wie lauter unschuldige Kindlein vor dem Vierfürsten der Malerei dalägen. Er fuhr hoch auf: vous avez raison, vous avez raison, sechsmal hintereinander. Ich habe Todesangst ausgestanden, ich glaubte wahrhaftig, er wolle mich umarmen. Dann war ich geliefert.

Endlich erhob ich mich und bat um Entschuldigung, seine kostbare Zeit so leichtsinnig in Anspruch genommen zu haben. Er wieherte vor Freundlichkeit. Dreimal nahm er mir die Hände, versicherte mich seiner ganz besondern Gunst, erklärte mir, jeder meiner Wünsche in Rom werde ihm Befehl sein, und entließ mich. Der Kanonikus und der Bedientenschwarm machten Bücklinge von 90 Graden: ich war eine halbe Stunde im Cabinet des Allmächtigen gewesen!

Es jagte mich die Treppen hinab, bei dem Schweizer

des Papstes vorüber, in den Hof. Beständig sah ich die schwarzen Augen ihre Kreise um mich ziehen, beständig gähnte der Höllenschlund mit den Elephantenresten vor mir. Ich war wie vom Fieber geschüttelt.

Ich lief durch die Galerie der Inschriften, durch das Museum Chiaramonte, sah dreimal den Tiberius, den argen, feigen, mißtrauischen Lumpen, der sich als Jupiter in Marmor hauen ließ; aber was ist Tiberius gegen jene Gräuel des 19. Jahrhunderts! Ich eilte in den Braccio nuovo und hob die Hände zur Juno mit der Strahlenkrone, dann zur Minerva medica: O heilende Pallas, Göttin der Weisheit und der Kräuter, befreie meine zitternde Seele!

Sanftersten Befehles sandte mich die Göttin weiter, in's Belvedere, wo der starke Laokoon mir zeigte, wie der Mann Schmerzen erträgt; dann in den Saal der Thiere, wo der massive Minotaurus so verschmitzt aus slavischen Aeuglein hervorlüstelt. Verfluchte Erinnerung! Ich stob in den Saal der Büsten, in den Saal der Musen, wo die Neun walten, wo er schreitet, der Chorage Apollo, im langen Faltengewande.

Endlich nahm mich die Rotonda auf, das Kolonos des Vatikan, der Gipfel und die Gränze der schönen Welt; denn hart daran stößt die Sala di Croce greca mit den Porphyrsarkophagen der heil. Costanza und der heil. Helena, der Vormütter des Kardinals Antonelli. In der Rotonda aber thront der Jupiter von Otricoli, das weltbeherrschende Haupt des Vaters der Götter und Menschen. Vor ihm warf ich mich nieder, meine Sünde zu beichten, und von seinen majestätischen Brauen floß auf mich herab ambrosische Ruhe und olympischer Frieden.

Ammericken Pitter in Trastevere.

30. Mai.

Hat man das antike Rom und die Wiedergeburt der Antike mehrmals durchgekostet, ist gar die Politik als Diversion dazwischengetreten, so schweift man allmälig über die Gränzen hinaus, die den eigentlich klassischen Boden abschließen. Man denkt an Höhenpunkte, Aussichten, Uebersichten des Genossenen, an Charakterverschiedenheit der Stadtviertel und ihrer Bevölkerungen, man ergibt sich dem Schlendern aufs angenehme Gerathewohl. So schlendernd von den eingemauerten Säulen der S. Maria in Cosmedin, auf den lieblichen Vestatempel zu — rechts bleibt der Tempel der Fortuna und das tolle Haus des Crescentius, von mittelalterlicher Laune mit allen möglichen antiken Reliefs beworfen — gelangte ich zum Ponte rotto, auch Ponte ferrato genannt, einer zollpflichtigen Hängebrücke, welche nach Trastevere hinüberführt. Es ist der alte Pons Aemilius.

Trastevere, „jenseit der Tiber", bis zum Vatikan hinauf, bildet hartnäckig eine kleine Welt für sich. Die Straßen sind meistens ganz enge, Wäsche zum Trocknen hängt auf Stricken von Haus zu Haus querüber; die Thüren stecken uranfänglich im Mauerloche, der Einblick in die Wohnungen ist düster. Doch ist jedes Grauen überflüssig, Räuberhöhlen sind hier nicht vorhanden, nächtliche Angriffe fallen hier nicht vor. Die Trasteveriner sind ein ehrlicher, arbeitsamer, kräftig roher und schöner Menschenschlag. Früher waren sie auch lustig, zur Ok-

toberlese kamen sie in pittoresken Aufzügen nach Rom: die Männer in engen Hosen, vom bunten Gürtel zusammengehalten, in leichter Jacke, mit laubbekränztem Hut; die Frauen leichtgeschürzt unter dem starken Mieder, das graziöse flache Tuch auf dem Kopfe. Sie spielten Zither, schlugen das Tamburin dazu, tanzten über die Straße — es war der leibhaftige bacchische Zug, wie er auf antiken Reliefs so schön bewahrt worden. Das ist seit 1849 alles vorbei, seitdem sind die Menschen still und gedrückt.

In ausgestorbenen Einsamkeiten entdeckt man die reizendsten Plätzchen; alle Genremaler der Welt fänden hier Stoff in Fülle. Widereinanderstoßende verbaute Treppen vor einer zerfallenden Façade; oben eine klobige Stein-Balustrade mit dicken Blumentöpfen; aus einem Guckfensterlein der braune Kopf eines Mädchens hervorlugend. Der Platz ist todtenstille, kaum daß ein Esel, mit Gemüsmatten behängt, sachten Schrittes vorbeitrappelt, oder daß ein Trasteveriner Murillo, Schatten suchend, auf den Treppenstufen seine pittoresken Lumpen ausbreitet. Vor solchen struppigen Häusernestern blieb ich mehr als einmal nachdenklich stehen.

Weiter schweifte ich durch die engen Gassen nach Santa Cecilia mit der kopflosen Heiligen des Carlo Maderno unter dem Altare, dann nach Santa Maria in Trastevere. Das ist eine echte Basilika mit großem Mittelschiff auf antiken Säulen von ganz verschiedener Art; das Licht bricht durch hohe und kleine Fenster spärlich in das Heiligthum; im anstoßenden Hofe liegen hohe Würfel von Schädeln einer frommen Bruderschaft auf geweihter Erde des gelobten Landes.

Sehr wenig Bettler, keine Karrossen, kein eigentliches

Elend, keinerlei Eleganz; die Menschen breitspurig, bäurisch, in der ältesten Hauptstadt der Welt. Sind das nicht die wirklichen Abkömmlinge jener weltbezwingenden Bauern, der Schollentreter vom Janiculus, während jenseit der Tiber sogar der Adel brandneu und frischgebacken ist? Weder Militär noch Gendarmen, lauter kleinbürgerliches Wesen, wie in einer ausgegrabenen Straße des germanischen Mittelalters. Kugelrunde alte Frauen hinter Gemüs- und Obstständen, in der Hausthüre sitzend, die Kunkel haltend. Habe ich denn dergleichen alte Frauen schon einmal gesehen? oder weßhalb starre ich so närrisch in jene düstern Hausflure hinein?

In der Nähe des Ponte Sisto, durch dessen Bögen die Röhren der Aqua Paola streichen, sieht man ein altes Häuschen: unten ein Gitterfenster, oben eine viereckige Oeffnung unter dem Dach, die auch einmal ein Fenster bedeutet hat, und die jetzt heilig gehalten wird, trotz der unheiligsten Erinnerung. Aus diesem Fensterlein schaute die Fornarina, als Rafael sie zuerst erblickte, sich den frühen Tod erspähend. Forno heißt der Backofen, Fornajo der Bäcker, Fornarina die Bäckerin oder das Bäckermädchen. Die Fornarina von Trastevere hat den Rafael verbrannt, an ihrem materiellen Hauche verdorrte die ideale Blume Italiens. Nicht umsonst haben Rafael und sein koboldiger Freund Giulio Romano das Bild dieses weiblichen Minotaurus so oft wiederholt; sie malten beständig das Martyrium der Psyche, die mit ihren Schmetterlingsflügeln der gemeinen Flamme zu nahe kommt. Mit allem Zauber der Palette, den das Opfer auf seinen Henker verwandte, wird uns die Fornarina nicht näher gebracht; in der klassischen Vollendung ihres Bildes, wie

sie Palazzo Barberini enthält, tritt sie uns vielmehr ganz dämonisch, verderbendrohend entgegen.

Ein paar Schritte vom Fenster der Fornarina steht die charmanteste Kneipe von Rom, freilich nur dem artistischen Gemüthe genießbar. Durch die enge niedere Hausthür tritt man in ein langes schmales Zimmer und sofort in einen kleinen Hofraum, der wie eine Plattform an der Tiber daliegt. Links schützt eine dichte Laube die Kartenspieler vor des Tages Glut; von da im Winkel zieht sich eine Mauer herum, die mit Blumenfässern besetzt ist; dahinter strömt der Fluß aus den Bögen des Ponte Sisto hervor. Pompöses Architekturbild: Vor der Brücke drehen sich die mechanischen Netzschaufeln, die ihren Fischfang von selbst in tiefe Bütten leeren; gegenüber die ungeheure Reihe baroker Häuser, halb zerfallen, stets vernachlässigt, gelblich vom Travertin; abwärts die Insel S. Bartolomeo mit doppelter Halbbrücke; im Hintergrunde hoch darüber der Esquilin mit ragender Villa.

Tische und Bänke sind wie von Wilden geschnitzt; aber der Wein ist gut, billig und frei von städtischer Fälschung. Nahrungsmittel kauft der Gast am Besten selbst ein, in Buden vor dem Hause: Eier, Salat, Finocchien, Käse, Frittura. Vor einer dieser Buden erstand ich mir Frittura, d. h. in Mehl gebackene Artischoken von einer kurzen dicken Alten mit thurmartigem Brustlatz und weißem Halstuche, das zwischen wildem graulichem Haar einherflatterte. Die Alte wechselt mir einen Papetto, ich schaue ihr zu; die Erinnerung arbeitet sich immer mächtiger in meinem Geiste hervor und endlich entfährt mir laut das sibyllinische Wort: „Ammericken Pitter.“ Die Alte versteht mich nicht, lacht wie ein frohes Pferd, gibt

mir die Münze zurück und schleudert mir ein massives Mille Grazie nach.

Das sibyllinische Wort verfolgte mich in die Schenke, tanzte auf meinem Glase, tanzte auf der gelben Tiber und in der gelblichen Luft des jenseitigen Häuserpanorama's. Ich stieg nach San Pietro in montorio hinauf, wo Sebastian del Piombo den Carton Michel Angelo's: „Geißelung Christi" ausgemalt hat, sah das Säulenrundgebäude des Bramante auf der Stelle, wo Petrus verkehrt gekreuzigt ward, erfrischte mich am Niederblick auf Rom und die Tiberhügel, von St. Peter und der Engelsburg bis zum Monte Testaceo oder Scherbenberge, unweit der Pyramide des Cestius: — so durchsichtige Luft, so scharfe Linien, alles so duftig licht, als wär's von Poussin gemalt und als hätte Hr. Philipp Hackert die Farben dazu gerieben.

Ich stieg noch weiter hinauf zur Villa Doria Pamfili vor dem Pancraziothore, wo die Franzosen den Garibaldi zuerst kennen lernten, irrte in dem Walde von immergrünen Eichen umher, lagerte mich an der kühlen Cascadenreihe, starrte in die mächtigen breitgeästeten Pinien empor, sog den Duft von tausend Blumen ein, der über die hohen Buchshecken geflogen kam, und sah von der Gränzmauer des Parks zum ersten Male das Mausoleum Michaelis Angeli, den Dom von St. Peter, in seiner ganzen Massenhaftigkeit. Rückkehrend traf ich auf weitem Rasenplan eine alte dicke Frau, welche mit ihrer Tochter in die Wette das saftige Grün des Löwenzahn abschnitt, um es heimlich in der Schürze zum Thore der Villa hinauszuschaffen und daheim die Götterspeise des echten Römers daraus zu bereiten, nämlich Salat. Die

ganze grüne Natur ist für den Römer ein einziger Salat; der Proletarier verspeist ihn roh aus der Faust, der Tagelöhner kaut ihn mit Salz, der Bürger sprengt ihn mit Olivenöl an. Ganz Rom grast, ganz Rom ißt Salat, und Salat heißt in Rom Alles was grün ist.

„Ammericken Pitter hat gewiß auch von Salat gelebt" . . . . Aber wer ist denn Ammericken Pitter?

Auf dem Markte meiner kleinen Vaterstadt standen seit unvordenklicher Zeit zwei Obstbuden, an denen ich täglich viermal vorübergehen mußte; denn das nächste große Haus war die Schule. In der einen dieser Buden saß eine mundfertige Markanerin, in der andern herrschte eine häßliche, pockennarbige, olivenfarbige, kugelrunde Frau in den Fünfzigen, von meiner Mutter „die Italienerin" oder „die Römerin" geheißen, von der sämmtlichen Schuljugend aber „Ammericken Pitter" genannt. Anna Maria war nämlich die Ehegattin des Pitter, und der Pitter war ein langer grober bergischer „Drickes". Ammericken Pitter verarbeitete das geliebte Deutsch in der heillosesten Weise, empfahl ihre Waare in einem unerhörten Gemengsel von Plattdeutsch und Hochdeutsch mit wildfremden Auslauten, komischen Abkürzungen und in einer Satzfolge, für die wir in der Schule die schönsten Prügel bekommen hätten. Sie lachte dabei wie die freundlichste Katze mit goldlauchgrünen Augen, schoß aber wahrhafte Tigerblicke auf diejenigen Kunden, welche bei ihrer Bude vorüber zu der stämmigen Concurrentin zogen. Die süßesten Birnen hießen bei uns „Goldsterzchen" oder Goldschwänzchen, und ich war immer fest überzeugt, daß Luther das Hebräische schlecht verstanden, daß Adam im Paradiese in nichts Anderes als in ein Goldsterzchen gebissen hatte. Wie

lieblich zischelte die italienische Schlange, wenn sie den Dialekt ihres Eheherrn Pitter nachahmte: „Se sein äso söß wie Zocker, se schmelzen Einem in der Mong!" Sie sind so süß wie Zucker, sie schmelzen Einem im Munde.

Pitter und Ammericken wohnten kinderlos dicht neben unserm Hause im „Backes", einem verfallenen pechdüstern Hinterbau, der dem Vater eines meiner Schulkameraden eine ganz kostenlose Rente abwarf. In dieses Backes trieb mich oft die Naschlust, noch öfter aber die Neugierde, etwas Näheres von der abenteuerlichen erotischen Person selbst zu erfahren, die irgend ein rasender Wirbelwind bei uns abgeworfen haben mußte. Wie kam nur dieser gelbe Meteorstein in unser Knopfdreherstädtchen?

Abends saß ich oft bei der Italienerin, sah ihr zu, wenn sie Kuchen backte und das Oel aus der Lampe in die Pfanne goß. Ich beobachtete alsdann sorgfältig den Kuchen, das zerkratzte Pergamentgesicht, die schwarzen dicken Haare, von grauen Einschlägen durchzogen, die Staccato-Sprache, die Hopser ihrer Redewendungen. Einmal bat ich sie auch, Italienisch zu reden, worauf sie mich mit einem Schwalle raschhinströmender Worte überschüttete. Ich verstand Französisch und lernte schon Latein, errieth daher Manches und schlug Anderes in Wörterbüchern nach. Diese Stimmen, diese Töne überliefen mich mit dem Schauer der Ehrfurcht, und grade das Unverständliche war mir das echt Italienische, das Römische — o wonniges Geheimniß! Nur Eines quälte mich und verursachte mir arges Kopfzerbrechen: jedesmal nämlich, wenn Ammericken eine gehörige Fluth aus den Schleusen ihrer Suada entlassen hatte, setzte sie etwas hinzu, was wie Cabbide lautete. Was in aller Welt war Cabbide? Das ganze

Dictionnär unter C—a—b reichte nicht weiter als bis „Cabala!“

Nie war die kugelrunde olivenfarbige Person müßig, — selbst im Obststande auf dem Markte hielt sie die Kunkel hoch mit der Linken empor und drehte mit der fleischigen Rechten den Flachsfaden. Auch das war pikant, denn zu Hause kannten wir nur das Spinnrad, das mit dem Fuße getreten wurde. Beim Spinnen pflegte Ammericken zu singen, natürlich auf Italienisch, natürlich noch unverständlicher als sie sprach. Es lag aber etwas tief Wehmüthiges in ihren Weisen, die immer in unbegreiflich langen melancholischen Noten austönten. Alles was ich von dieser Vokalmusik je verstand, war Dio und Amore, auf welches dann regelmäßig ein Cuore folgte. Neues Räthsel! wie sollte ich mir diese gelben Pockennarben mit Amore zusammenreimen, und wie paßten Amore und Cuore zu dem langen bergischen Drickes?

Im Frühjahre trieb Drickes mit seinem Esel wöchentlich einmal an den Rhein, das erste seltene Obst zu holen, bis der höhere Sommer ihm die Hesperidengärten näher legte. Kam dann aber der Herbst, so zog er abermals bis zu dem grünen Strande, um Aepfel, Wallnüsse, Trauben und Kastanien heimzuschaffen. Hatte der Drickes das Ammericken auf seinem Esel mit von Köln gebracht? Das Lied sagte zwar, daß in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen; aber ich wußte damals noch nicht, daß am deutschen Rheine das Römerthum so vortrefflich gedeiht.

Dieser weibliche gelbe Gnome war mir lange Zeit interessanter als alle die heimischen Mädchen mit der weißesten Haut. Denn in dieser Italienerin concentrirte

sich all' meine Sehnsucht nach der blauen Ferne, all' meine Wanderlust nach der Menschen Städten und Sitten, all' meine Gier nach fremden Ländern und anderstönenden Sprachen. Der ganze Reichthum der Welt, die in ihrer Weite so viel Schönes birgt, der ganze Duft des Sagen- und Märchenhaften, die volle Aureole des lieblichen Fahrens und Erfahrens webten um's Haupt von Ammericken Pitter. Hatte ich nur erst das Lateinische und das Griechische gelernt, so machte ich mich zuverlässig an's Italienische. Vielleicht wanderte ich einmal in den violetten Süden, vielleicht kam ich bis nach Rom, vielleicht kehrte ich eines schönen Tages zurück, der süßen Laute Meister; dann eilte ich spornstreichs in's Backes, der ganz Ergrauten Grüße zu bringen von der Siebenhügelstadt und dem gelben Tiberstrome. Vielleicht — vielleicht konnte ich ihr alsdann auch die sieben Pfennige auszahlen, die ich ihr einstens schuldig geblieben war für Goldsterzchen, so „Einem schmelzen in der Mong" . . .

Denn ach, Ammericken Pitter traute meinem ehrlichen Gesicht, ich hatte ein klein wenig Credit bei der alten Obsthexe, und ich habe diesen mächtigen Faktor der modernen Produktion schmachvoll verrathen, ich habe die Goldsterzchen — unproduktiv consumirt. Dafür fielen mir auch die sieben Pfennige bei den sieben Hügeln gleich sieben Todsünden auf's Herz, als es endlich Licht in meinem Geiste ward, als mir der Ponte rotto, Santa Cecilia, die Fritturabude beim Ponte Sisto, der Rasen der Villa Pamfili laut und deutlich verkündeten: Hier oder nirgends entstand Ammericken Pitter! In Trastevere am Janiculus, die ganze Welt: Architektur, Straßen, Physiognomie, Gliederbau, Costüm, Gang, Lebensweise, Be-

schäftigung, Gesang, Sprache — Alles predigt nur sie, die räthselhafte Straniera meiner Knabenjahre, die gelbe Laura meiner kindlichen Phantasie, die dicke Beatrice meiner Wanderungen durch der Erde Himmel und Hölle, die pockennarbige Armida, die mich mit dem Zaubersaft ihrer Goldsterzchen beherte, die Leonore, der ich ein Menschenalter lang werbend nachgegangen bin, die Sibylle von Trastevere! Und jetzt endlich verstehe ich das Räthselwort des süßen Kauderwelsch, das mir die ganze Literatur von der Divina Commedia bis zum Niccolini nicht zu entschleiern vermochte: „Cabbide“ (capite, verstanden?) — Bravo, bravissimo, vecchia ninfa della mia gioventù! Jo ho capito, non è vero? (Brav, alte Nymphe meiner Jugend, ich habe verstanden, nicht wahr?)

Und jetzt komm, Ammericken! — nein, nicht mehr Ammericken, picciola Anna Maria, Annamariuccia! Nach so langer schmerzlicher Trennung wollen wir selbander gehen und uns für heute nicht wieder verlassen. Willst du frittura, pane, pasta, gelati, caffè oder vino? Was du willst, du sollst es haben. Ich werde dir die Honneurs in deiner Heimath machen. Die sieben Pfennige sollst du mit Zinsen zurückbekommen.

— Wo ist der Pitter? Dove sta Pietro?

— Sta a casa, cabbide! (Er ist zu Hause, verstanden?)

— Dunque stia a casa, lasciamolo! (So lassen wir ihn zu Hause!)

— Ma come parla bene l'italiano, anzi benissimo, Signor Carlo. E veramente una gioja, infatti parla da vero Romano. Corpo di Bacco, è ben altra cosa *come* quell' indiavolato tedesco, che dopo un secolo

non ho mai potuto imparar! Cabbide! (Aber wie Sie italienisch sprechen, wahrhaftig ausgezeichnet, Herr Karl! Es ist wirklich ein Vergnügen; meiner Seele, Sie sprechen wie ein echter Römer. Sackerlot, das ist doch ein anderes Ding als jenes verteufelte Deutsch, das ich seit einem Jahrhundert nicht in den Kopf kriegen kann. Verstanden?)

So sprudelt es mir aus dem alten gelben Gesicht mit den katzenfreundlichen Augen entgegen, daß die Fluthen mir über dem Haupte zusammenschlagen. Wir ziehen unter dem Arco her, der zur Lungara führt, zwischen Corsini und Farnesina durch, und wandern wohlgemuth die breite Straße entlang, die zu Göthe's Zeiten noch das elegante Fremdenquartier bildete — als plötzlich ein Kanonenschlag unser Ohr trifft.

— Cosa è questo? (Was ist das?)

— Ma che, è il Corpus Domini! Cabbide! Es ist die Frohnleichnamsprozession. Der Kanonenschlag kommt von der Engelsburg und will sagen, daß il Santo Padre grade die Sixtina in seiner hohen Sänfte verläßt, um knieend und betend durch die Colonnade getragen zu werden.

Tiefgerührt betrachte ich die „fregele" Mariuccia. Wie die Alte watschelt und vorwärts keucht! Da hat sie nun ein halbes Jahrhundert im Backes unter protestantischen Knopfdrehern gesessen, Goldsterzchen an die Ketzer verkauft und ist die längste Zeit ihres Lebens nicht zur Messe gegangen. In der reformirten Kapelle hat sie alle Jubeljahre einmal einen zugereisten Kaplan Messe lesen hören. Aber die reformirte Kapelle kann man bequem in jeden Pfeiler von St. Peter stecken, und was will der Kaplan besagen gegen vierzig Kardinäle, unzählige Dom=

herren und den gesammten Klerus der sieben Basiliken San Pietro, San Giovanni, Santa Maria Maggiore, Santa Croce in Gerusalemme, San Lorenzo, San Sebastiano, San Paolo fuori le mura! Gegen den Heiligen Vater selbst, der jetzt vom hohen Pfühle herab, in Gold und Seide gehüllt, betet pro urbe et orbe. Mariuccia, welche Satisfaction! Andiamo a San Pietro!

Und wir beflügeln den Schritt zu dem jetzt offenen Thore, welches einst die Città leonina absperrte, und wir gelangen schweißtriefend zur Piazza di San Pietro, und die größte aller Prozessionen ist im vollen Gange.

Der Urwald des Bernini ist durch einen extemporirten Porticus in die Runde vervollständigt; schlanke Holzsäulen, mit Guirlanden umschlungen, je zwei und zwei durch Festons verbunden, tragen Dächer von Tuch, das zur Seite schattengebend herabfällt. Der ganze Boden des kreisförmigen Umgangs ist mit Lehm aufgefüllt für Sänftenträger und Generalspferde; Buchs und Blumen sind gestreut. Alle Häuser des Platzes sind mit ehrwürdigen Gobelins behängt. Frauensitze ziehen sich rings herum; zwischen den Frauen und dem Umgange, so wie auf der innern Peripherie des Platzes hat sich das Volk angehäuft. Die reservirten Plätze in den Fenstern des Säulenganges sind für die Vornehmen dieser Welt. Die Piazza strotzt von französischem und päpstlichem Militär, unter letzterm stechen die berittenen Gensdarmen mit Kolpaks und weißen Tressen hervor. In der Colonnade haben die französischen Soldaten überall die Ehrenposten; des Papstes Zuaven sind nach der schmutzigen Außenseite hin geschoben. Ich miethe einen

Stuhl für die kleine Mariuccia und mit mühsamer Hast steigt sie hinauf.

Da kommen sie im langsamsten Marschtempo: Chorknaben voraus, singend; Geistliche in weißen Oberhemden mit Wachskerzen in der Hand; sämmtliche Mönchsorden von Rom, herrliche Charakterköpfe neben schrecklichen Fratzen: Franziskaner mit ungeheurer Tonsur, nur noch einen Kranz von Haaren um die Stirne, schmutzige Kapuziner, stattlich feiste Dominikaner, Antoniten, hagere kluge Jesuiten. Dann folgen die sieben Basiliken von Rom, symbolisch dargestellt durch einen bunten Tuchkegel in Zeltform, dem jedesmal ein ungeheures massives Kreuz mit einer großen Glocke voraufgeht. Diese Glocken erklingen in verschiedenen Tönen; die Schweizer müssen glauben, einen kolossalen Kuhreigen zu hören. Jetzt Bischöfe, violett; Kardinäle, roth, die Tiara nebst vielen hohen Papsthüten tragend; dann wieder Kardinäle im Meßgewand mit hoher Mütze, ganz Seide und Gold. Ein nichtsnutziger römischer Bambino neben mir rief: Ahi Mamma, che bei pulcinelli! — und ich erkannte den Kardinal Antonelli und den Kardinal Reisach —; ein Erzbischof mit mächtigem Bart; sämmtliche Ordensgenerale in einem Haufen. Endlich der Papst, auf mächtiger Sänfte schwerfällig getragen, in schier unbegreiflicher Attitüde.

Nach dem Rituale soll der Papst auf Corpus domini knieend, die Monstranz in der Hand haltend, dargestellt werden, und so wäre es wirklich bis zu Gregor XVI. geschehen. Dieser alte Herr hatte jedoch einmal das Unglück, daß seine Sänftenträger ausglitten, und daß er selbst in der unbehülflichen Stellung eines Knieenden nieder-

stürzte. Es soll ihm bei dieser Gelegenheit sogar ein Accidenti entfahren sein. Seit jener Zeit sitzt der Papst, die Monstranz steht vor ihm auf einem Tische; aber eine breite goldgestickte Decke hüllt ihn bis an den Hals ein. Die Füße des Knieenden soll man sich unter einer andern Deckenwulst nach hinten vorstellen. So ist Se. Heiligkeit völlig ausgepolstert.

Pio Nono trug sein altes gutmüthiges Gesicht zur Seite geneigt, sein grauer Kopf war entblößt, die Augen hatte er geschlossen, die Lippen zuckten langsam, wie die eines lautlos Betenden. In dieser Attitüde wird er zwei ganze Stunden lang allem Volke Israels vorgetragen. Hinter der Sänfte wehen die riesigen Fächer von Straußenfedern, es folgen die bunten Papageien der Schweizergarde mit der Hellebarde, es folgt der verkommene Adel Roms zu Pferde, als Nobelgarde, den schönen griechischen Helm auf dem Kopfe. Es folgt — — Hoch zu Roß, sauber geschniegelt, die Siegesgewißheit im umhergesandten Blicke, den Schnurrbart kräuselnd, zwischen zwei andern Generalen: das ist General Goyon, und General Goyon lächelt, und General Goyon grüßt huldvoll aus der Prozession des Corpus Domini heraus, und im Geiste greift General Goyon nach dem Marschallstabe von Frankreich, der ihm unfehlbar aus seiner Constantinischen Mission erwachsen muß. Der Papst ist nur der Papst, obwohl er das Allerheiligste vor sich stehen hat; aber General Goyon — verzeih' mir Gott die Sünde! — reitet daher wie der liebe Gott selber.

Sein Generalstab hinter ihm her, lauter Unüberwindliche, lauter Schützer und Retter der Religion und des Papstes; erst nach ihnen kommen die Offiziere der

Armeebruchstücke von Castelfidardo und Ancona, gar be- und wehmüthig. Den Schluß bildet ein Heer französischer Regimentsausschüsse mit starrenden Bajonetten unter fröhlich schmetternder Musik. Der „wahre Adel der Nation" kracht mit Zinken und Pauken hinter dem betenden Papste her.

Eiskalt lief's mir den Rücken hinab, tiefstes Mitleid empfand ich für den armen gefangenen Santo Padre, der mit allerhöchster französischer Bewilligung von St. Peter bis wieder zu St. Peter colportirt wurde; tiefstes Mitleid auch mit der alten Mariuccia, die da herangekeucht war, um den Statthalter Christi auf Erden, den Nachfolger des heil. Petrus in höchster Hypostase zu schauen. Ich wagte gar nicht mehr sie anzuschauen, aus lauter Angst, sie möchte mich etwa für schadenfroh halten.

Da wischt sie sich den Schweiß aus ihrem fetten Gesicht und erklärt mit reizendster Unbefangenheit: Pover' uomo, come dev' essere stanco! (Wie der arme Mann müde sein muß!)

— Aber Mariuccia! sage ich halblaut, ganz verblüfft über eine solche frivole Schlußkritik.

— E finito, sagt sie, von ihrem Stuhle herabspringend, quando sarà finita la processione dei Francesi. (Es ist aus, wann wird der Umgang der Franzosen zu Ende sein?)

— Aber Mariuccia, Mariucetta, was fällt dir ein? Siehst du nicht die Polizeiagenten in Masse auf dem Platze, lauter Gensdarmen in Civil, etwelche haben sogar noch die Sporen an ihren Stiefeln?

— Ma sa, Signor Carlo, ciocchè il Garibaldi ha detto?

— Aber alle Teufel! rief ich und riß sie mit mir fort.

Ammericken Pitter hatte doch bei uns daheim niemals politische Farbe, sie gehörte in Preußen unbedingt zu den Wohlmeinenden und Gutgesinnten, zahlte richtig ihre Gewerbesteuer und bekümmerte sich lediglich um sich. Ich hatte ganz vergessen, daß Mariuccia aus Trastevere stammt. Die Trasteveriner sind eigensinnige frondirende Naturen, borstig, brutal, aber am Wenigsten corrumpirt; 1849 bildeten sie die Leibgarde der republikanischen Regierung. Es gehen so tolle Dinge in der Welt vor, daß man für gar nichts mehr stehen kann, nicht einmal für die urälteste, allervergilbteste Obsthökerin.

Als wir weit vom St. Petersplatze uns durch die Knäuel der Heimkehrenden zurückwanden, die bunten Wagen mit Flamingokutschern und hanswurstartigen Bedienten an uns vorbeirollten, die Gesandten, die Principi, die Marchesi, das 19. Jahrhundert in der Maske des 15. — da endlich faßte ich mir ein Herz und frug leise in's Ohr der Mariuccia: „Und was hat denn der Garibaldi gesagt?"

— Ha detto: il Papa è l'Anticristo, ma io sono cristiano!

— O du ewige Allbarmherzigkeit!

Wir standen auf der Engelsbrücke unter den rauschenden Gewandstatuen. Der Athem war mir vergangen, starr blickte ich in die Tiber hinab. Mariuccia aber stellt sich gravitätisch vor mich hin, stemmt die kurzen Arme in die Seiten, wächst eines halben Kopfes, und mit triumphirender Stimme spricht sie die geflügelten Worte:

— Che maraviglia! Ma sapete, Signor Carlo, che io sono della gente Cornelia? (Was Wunder, wissen Sie, daß ich aus dem Hause der Cornelier abstamme?) Cabbide? —

Monsignore Liverani über die römische Frage.

Der Papst ist im Sterben, während wir die Feder ansetzen; die Kardinäle gehen nach Verona, sagen die Einen, um in der österreichischen Citadelle die Stimme des Heiligen Geistes recht ungestört zu vernehmen; die Kardinäle bleiben in Rom, sagen die Andern, aber sie haben ein Decret des kranken Papstes erzielt, welches sie autorisirt, die vorschriftsmäßige Zeit des Interregnums abzukürzen und der Welt sofort, aber in Rom selbst, einen neuen Pontifex zu bescheren.

Also der Papst wird sterben, die freie Presse im königlichen Italien sagt sogar mit dem bittersten Sarkasmus des Studentenwitzes: „Der Papst wird gestorben! Es gibt noch Hunger in der Welt, es gibt noch Jesuitengift. Pius IX. machte Miene, in sich zu gehen, die Augen ob dem schrecklichen Abgrunde zu öffnen, den eine verruchte Bande zwischen ihm und der Menschheit und seinem Rufe und seiner Vergangenheit ausgehöhlt hatte; Pius IX. streckte soeben verzweifelnd die Hand aus nach Giovanni Maria Mastai . . . Da meldete sich der Tod."

Aber Pius Mastai, obgleich Pontifex Maximus und unfehlbarer Inhaber der Kirchengewalt, ist doch nur eine einzelne Erscheinung, ein Individuum; an seine Stelle können andere treten, wie vor ihm andere an seiner Stelle saßen. Etwas unendlich Wichtigeres und Tragischeres meldet uns soeben auf 370 gelehrten Seiten Monsignore Francesco Liverani, Prelato domestico e Protonotario della Santa Sede, nämlich dieses: Das Papstthum ist todt!

„Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia", zu deutsch: „Das Papstthum, das Kaiserthum und das italienische Reich", so heißt die Katapulte, welche von Florenz (bei dem Verleger G. Barbéra) in die katholische und akatholische Welt geschleudert wird, und von der sich die Herren Antonelli und Consorten, Veuillot, Dupanloup, Poujoulat, de Montalembert, sammt den Scribenten der „Armonia" und der „Civiltà cattolica" Zeit ihres Lebens nicht erholen werden.

Der Verfasser ist ein einsamer Gelehrter, der sich durch verschiedene theologische Werke einen gutkatholischen Namen erworben hat, Kanonikus der Basilika von Santa Maria Maggiore zu Rom, langjähriger Beobachter des Wesens und Unwesens um den Heiligen Stuhl her, aller weltlichen Ambition fern und fremd, aber tiefvertraut mit allen Einzelheiten der haarsträubenden Wirthschaft, welche unter dem Namen des Temporale auch den harmlosen Deutschen soviel Sorge bereitet hat. Er ist streng orthodoxer Katholik, gewissenhaftester Dogmatiker, kannte schon den Bischof und Kardinal Mastai, dem er sich verpflichtet fühlt, feiert den Papst als eine der besten, sanftesten, frömmsten Seelen, so je die Tiara getragen, beweist mit der größten Gründlichkeit, der Papst müsse den König von Italien zu St. Peter krönen und so die Wahl des Volks sanctioniren. Jede Zeile seines Buchs bildet nur eine verschiedene Modulation des Themas: Das Papstthum ist todt, das Papstthum muß begraben werden!

Dieses klassische Buch — klassisch in der Fülle seiner Mittheilungen und Personalien, klassisch auch noch durch ein Italienisch, welches, vom steten Studium des Lateinischen genährt, durch seine Archaismen und Solöcismen eine

höchst primitive Färbung erhält, klassisch vor allen Stücken durch die Naivetät der Bekenntnisse — läßt alle About und Lagueronnière weit hinter sich, und ist als Krone der Ironie — dem Grafen Montalembert gewidmet! Der edle Graf erhält hier von einem Glaubensgenossen eine sehr scharfe Lection. Bereitwillig erkennt der gefährliche Kanonikus in ihm einen Ivo von Chartres, einen Hinkmar von Rheims, einen Gerhard von Angoulême an, blos um sagen zu dürfen, es fehle ihm der Charakter des Abtes Gottfried von Vendôme; Montalembert sei ein wahrer Kreuzritter und Tempelherr, aber er sei des Wortes des Friedens, der Ruhe, der Versöhnung und der Eintracht bar, welches der fromme Abt des 12. Jahrhunderts aus Frankreich nach Italien gesandt habe. „Kommen Sie doch nicht in unsere Mitte mit alten Tücken und abgestandenen Nücken, kommen Sie nicht, unsere Wunden durch das spöttische und harte Lächeln des Leviten noch mehr zu entzünden, sondern um den Balsam des Samariters daraufzuträufeln! Reichen Sie Italien das Oel, lächeln Sie ihm mit dem heitern und väterlichen Antlitz des Kardinals Gottfried von Vendôme!" So lehrt der Anachoret dem Ritter Sanftmuth wider die Feinde der Kirche; der katholische Monsignore ist minder päpstlich als der weltliche Graf, der Protonotarius des Heiligen Stuhls weiß besser Bescheid in der profanen Geschichte als der Pair von Frankreich und der langjährige Vertreter des Volks:

„Sie geben zu verstehen, daß Sie für eine Restauration schwärmen. Die Restauration bei uns, das heißt eine unversöhnliche Proscription, welche den Vätern die Familie, den Söhnen die Subsistenz, allen das Vaterland, den häuslichen Trost und jene Luft und jenen Himmel nimmt, so die Vorsehung für uns geschaffen hat. Die Restauration, das heißt die Kroaten, die in der

Romagna und in der Lombardei täglich die Ruthenstreiche, ohne Unterschied des Alters, des Ranges, des Geschlechts, austheilen. Die Restauration, das heißt die Verbannung, das Gefängniß, die Gütereinziehung, die Hirtenbriefe, die unterirdischen Verschwörungen, die geheimen Sekten, die in jede Fiber menschlichen Verkehrs eindringen und unsere Gesellschaft, schon so verderbt und verrottet, noch mehr zerfressen und besudeln. Die Restauration, das heißt gebrochene Versprechungen der Fürsten, profanirte Königseide, neue Antonelli, neue Galli, neue Banken und neue Monopolisten, qui devorant plebem meam et escam panis. Die Restauration, das heißt für uns Dolche, Kartätschen, Musketen, Bomben und alle Greuel des Kriegs, des Bürgerkriegs; das flache Land von Mördern verheert, die Städte von Meuchlern, das ganze Gebiet ein Schauspiel gräßlicher Verbrechen. Die Restauration, das heißt ein beständiger Wechsel von Empörung und Proscription, von Aufstand, Monitorien und Excommunikation, die Bullen verlacht, die Responsen der Penitenzeria in den Zeitungen profanirt, die Werke der Frömmigkeit von unserer Jugend verlassen, um vielleicht nie wieder aufgenommen zu werden. Das ist jetzt das dritte oder vierte mal, daß uns das Schauspiel eines vom Papste verfluchten Italiens betrübt. Das zeitgenössische Bullarium ist nichts mehr als ein Repertorium von Censuren, und die Zeitgeschichte eine bloße Profanation und Verhöhnung derselben. Nun frage ich Sie, Staatsmann von gesundem Verstande, Sie, katholischen Philosophen, ob Ihnen der Muth dazu ausreicht, den Feinden Frankreichs so viel Böses zu wünschen, als Sie sich nicht scheuen für Italien in Aussicht zu stellen. Ich frage, ob ein solches System länger dauern kann, ohne daß die Christenheit im Innern ihres Herzens davon getroffen werde?

Ganz besonders schlagend und des Studiums werth sind die Kapitel 4, 5 und 6, weil sie die Verworfenheit der römischen Regierung im Allgemeinen zum Gegenstande haben. Kapitel 4 ist überschrieben: „Das weltliche Principat der heiligen Kirche die Beute einer Sippschaft und Clique unter dem Ministerium Antonelli", und beginnt mit der unumwundenen Erklärung:

„Wenn die französische Armee fortginge ohne einen starken Ersatz, der dem römischen Klerus das Leben rettete, so wären im Laufe Einer Woche alle Priester und Mönche ermordet!“ Es ist nämlich nicht wahr, was die französischen Apologeten sagen, daß der Antagonismus als ein künstlicher betrachtet werden müsse. Dieser Antagonismus zwischen Volk und Regierung ist wahr und berechtigt, die Regierung ist unerträglich, das Volk unzufrieden, unterdrückt, aufs äußerste gereizt. Nur fremde Waffen vermögen den Statusquo zu halten, weil die Regierung ohne alle materielle und moralische Gewalt ist. „Ich bin weder liberal noch ein Feind des Papstthums, wie meine Schriften bezeugen, weder betrogen noch getäuscht, habe keine schielenden und gewundenen Gedanken wider den Heiligen Stuhl; ich habe studirt, kenne das ganze Territorium. Die Regierung des Kardinals Antonelli ist schlecht, nicht aus Mangel an Gesetzen, Institutionen, Codices, Beispielen, sondern aus moderner Schuftigkeit (baratteria moderna). Ein Prälat darf das schreiben, nachdem Lord John Russell gesagt hat: das römische Gouvernement sei das schlechteste und noch schlechter als das türkische.“

Den bestehenden Gesetzen zum Trotz sind alle Aemter in Rom mit Männern aus der Stadt und der nächsten Umgebung besetzt. Nach den Concilien von Basel und Kostnitz sollen die Minister und Beamten des Heiligen Stuhls aus der gesammten Christenheit gewählt werden; aber hier ist die Liste, welche darthut, daß sämmtliche Würdenträger aus den Abruzzen, aus Campanien, der Mutterstadt und der Comarca genommen sind, daß die ganze Verwaltung eitel Camaraderie und Usurpation ist. Diese Liste folgt in extenso, und wir lesen darin: „Giacomo Antonelli, Staatssecretär und Präfect der heiligen apostolischen Paläste — Sonnino; Graf Filippo Antonelli, Finanzrath — Sonnino; Graf Filippo Antonelli, Gouverneur der Römischen Bank — Sonnino; Graf Luigi

Antonelli, Conservator von Rom — Sonnino." E sempre bene.

„Das ist", ruft Liverani entrüstet aus, „la basse tyrannie de Bénévent", wie Montesquieu den Greuel unter Benedict XIII. nannte, weil die Beneventiner damals Kirche und Staat zu sich nahmen, oder nach Muratori's Ausdruck gli avvoltri Beneventani, die beneventischen Aasgeier. Die besten Kardinäle sind Nardi, ein Venetianer, und Peraldi, ein Corse, obgleich sie herbe und reaktionär sind! Corsi ist in Rom ein wahrer „Engel"! Die edelsten Provinzen, Bologna, Ferrara, Ravenna, Forli, Urbino, Pesaro, Perugia, haben Niemand im heiligen Collegium und in der Prälatur, nicht mehr als das übrige Italien und Europa. Stirbt Kardinal Wiseman, der aber fern von Rom lebt, so hat das Kardinalat keinen Gelehrten mehr! Unter dem ganzen Schwarm von römischen Prälaten gibt es keinen einzigen Theologen von Bedeutung, so wenig als einen Juristen. Es handelt sich bei ihnen ums Alphabet, höchstens um etwas Advokatenschlauheit, Kanzleigeschicklichkeit, Notarskunst, ein Rescript mit Clauseln zu dictiren, auf die Gefahr hin, es zurückziehen und corrigiren zu müssen. Antonelli kann nicht lesen, wenigstens kein Latein: in der Weihnachtskapelle sang er 1859: Erútus de potestate tenebrarum, statt érutus! Der Papst riß die Augen auf. Msgre. Pacca, päpstlicher Kammerherr, sagte zu Liverani: „Wenn er erútus gesagt hat, so ist das ein Beweis, daß man so sagen muß"; worauf der sarkastische Liverani erwiederte: „Jedenfalls ist es nicht der schlimmste Fehler des Kardinals!"

Dieser Kardinal Antonelli, dessen Onkel unter dem

Namen Il Gasparrone wegen Raubmordes zu Civitá Castellana sitzt, allen „Inglesi" zur beständigen Schaulust, hat nun seit dem Exil von Gaeta den Heiligen Vater in dem höllischen Netze seiner Sippen, Magen, Helfer und Helfershelfer eingefangen, und führt das Ruder der weltlichen Macht in extremis zu dem einzigen Zwecke persönlicher Bereicherung. Veuillot, der cynische Hirnverbrannte, nennt den Kardinal einen „Heroen"; Liverani, der in der ganzen Geschichte der Päpste nichts mit der heutigen Wirthschaft Vergleichbares entdeckt, außer der Regierung Benedict's XIII. (Pietro Franco Orsini, 1724—30), stellt ihn weit unter des letztern Staatssecretär Coscia, und nennt ihn „eine gemeine Copie jenes erbärmlichen Favoriten des 18. Jahrhunderts". Hat man About und Liverani gelesen — der letztere bestätigt die greulichsten Details des erstern — und bedenkt dann, daß Oesterreich im Jahre 1849 dem Papste zu Gaeta die Bedingung stellte, den Antonelli niemals von seiner Stelle zu entsetzen, so gewahrt man mit Schrecken, daß die Welt wirklich dem Teufel verkauft werden sollte. Liest man ferner, daß Veuillot die Stirn besaß, für diese römische Regierung eine Colonie im Orient zu verlangen, so fühlt der conservativste Mensch das unwillkürliche Bedürfniß nach einem großen Kehraus, und Hr. Veuillot hat vielleicht zum voraus das Botanybai angedeutet, welches ihn und sein Gelichter auf ewig von der menschlichen Gesittung absperren sollte.

Neben der Partei Antonelli, die es streng mit dem „praktischen" Christenthum hält, steht nach Liverani die „Partei der Priester oder del Apollinare" mit dem Kardinal Patrizi an der Spitze. Diese Eminenz wird ein

„Amphibium“ genannt, welches in seinem Unverstande und vermöge der Gunst des Papstes bald schade, bald nütze. Dann sind dabei ein Msgre. Capalti, ein Mann von der „schwärzesten Schuftigkeit“, der Bischof Carboni, „dessen Frömmigkeit mit dem Profit wächst“. Alle haben sie das Ohr des Papstes und machen ihn zum Opfer und Spielball ihrer Intriguen; sie wollen z. B. den Jesuiten das gutgeleitete Collegio Romano nehmen, während keiner von ihnen auch nur fähig ist, die Kanzel zu besteigen! Bei dieser Gelegenheit entfährt dann dem treuergebenen, tiefgehorsamen Sohn der Kirche und des Papstes das herbe Wort: „Il decrepito e monaco Pontefice“, „der gebrochene und mönchische Pontifex“.

Kapitel 5 bringt die furchtbaren Enthüllungen über die römische Finanzverwaltung und den socialen Zustand Roms: „Das Principat der heiligen Kirche in eine Schacher- und Wechslergesellschaft aufgelöst. Die Antonelli und die Römische Bank. Das Monopol und die Handelsfreiheit. Schisma und Beruhigung der Monopolisten. Verbannung des Angelo Galli.“ Dieses Kapitel allein wäre wohl im Stande, auf allen Börsen, Märkten und Comptoiren Europa's bis herab zur kleinsten Werkstatt das einstimmige Votum zu erzielen: Es ist die höchste Zeit, daß Victor Emanuel auf dem Capitol einzieht; es handelt sich um 600,000 Christen, die auf der Galeere angeschmiedet sind! Der eifrige Kanonikus und Protonotarius ist selbst nicht vor dem Studium der Finanzwissenschaft zurückgewichen, um diesen Stall en connaissance de cause zu misten.

Die Römische Bank ist das entsetzlichste Monopol der Familie Antonelli; sie wurde im Exil zu Portici ausge-

heckt und die Bürger von Sonnino begannen mit ihr das zwölfjährige Paschathum über den Kirchenstaat. Das Statut wurde entworfen von Clemente Giovanardi, der wegen frechen Betrugs zu Imola im Thurm sitzt, unterschrieben von dem Finanzminister Galli, der die Bank ohne alle Rücksicht auf Antonelli plündern wollte, von diesem gestürzt, vom Papste relegirt ward. Der Name des Heiligen Vaters steht neben Galli und Giovanardi! „Die schändlichsten Schufte", sagt Liverani.

Fünf Millionen Scudi werden auf einen Schlag emittirt, eine Summe, die über jede Nothwendigkeit, über jedes Bedürfniß himmelhoch hinausging. Alle Waaren und Lebensmittel erfahren sofort die ungeheuerste Steigerung, sämmtliche Kirchengüter machen einen tüchtigen Schnitt bei der Erneuerung der Pachtcontracte. Nur die Löhne behalten ihren Nominalpreis — und das Volk hungert.

Als die Fiction der Finanzen in vollem Schwunge ist, accaparirt Antonelli die Waaren selbst. Sein Bruder Filippo ist Gouverneur der Bank, öffnet und schließt die Schleusen des Tauschmittels; sein Bruder Luigi wird in den Stadtrath geschoben und mit der Getreidepolizei betraut. Der Bankier sammelt die heilige Schaar der Müller, Bäcker, Obsthändler, Charcutiers, Droguisten und Fleischer um sich; der im Stadtrath nimmt die Hermandad der Aufkäufer und Zwischenhändler unter seine Fittiche. Um das essende und trinkende Rom ist eine undurchdringliche Wagenburg geschlagen, und das Volk der Ewigen Stadt hungert und dürstet, wenn es den Zoll des Kardinals nicht erlegen kann! Es gibt keine Theilung der Arbeit, der gesellschaftlichen Functionen mehr;

was der Herzog von Modena nur versuchte: aus dem Staat eine einzige Bude des Doctor Francia zu machen — „du hast's erreicht, Antonelli!"

Die Hauptsache ist natürlich das Brod, das Leben des armen Volks, seine Substanz; dieses schneiden die drei Antonelli dem Volke selbst zu; die andern Bedürfnisse werden den „Kleinen von den Meinen" preisgegeben: heute das Oel, morgen die Milch, dann die Eier, das Heu, das Obst. Der Wein ist schon von der ewigen Traubenkrankheit mit Arrest belegt, die Speculation macht ihn dem kleinen Manne völlig unerreichbar, 8—10 Bajocchi die Fogliette, die früher 1½—2½ Bajocchi kostete! Zehn Pfund Brod 25—30 Bajocchi! ruft Monsignore Liverani aus. Man vergleiche doch nur die Brodpreise mit den Kornpreisen auf dem großen Markte! aller Zusammenhang, aller Sinn und Verstand hört auf! Im Winter von 1859 auf 1860 mußten die Franzosen täglich Tausende von Portionen Pasta unter die Hungerleider vertheilen, um ihnen das nackte Leben zu fristen, und Monsignore Matteucci forderte die Geistlichen auf, dem General de Goyon die Armenlisten ihrer Sprengel zukommen zu lassen! Die Franzosen schützen also nicht nur die Person des Heiligen Vaters, sie ernähren ihm auch noch seine Kinder! Der gute Vater — il decrepito e monaco Pontefice — gibt 24,000 Scudi aus seiner Privatschatulle zur Creirung von Normalbäckereien, zur Vertheilung von Prämien für das wohlfeilste Brod. Und Monsignore Liverani docirt mit einem Scharfsinn, der viele Oekonomen von Fach neidisch machen könnte: diese 24,000 Scudi gehen direct in das durstige Schilf der Bank.

In der Bank von London hat der Kardinal Anto-

nelli etliche Millionen niedergelegt. Man sagt, er speculire persönlich auf die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika; wir wissen aber nicht, was die Cacciatori del Tevere dazu sagen. Der Fürst Torlonia, den Pius IX. um Rath in der herrschenden Finanznoth befrug, antwortete dem Papste geradezu: Gegen die Geldmacht Antonelli's lasse sich nicht ankämpfen! Der römische Staat kann gegen seinen Premierminister nicht ankämpfen!

Die Antonelli legen täglich Geld in Häusern, Actien und Effecten an — daß Hr. Mirès sie und ihren Schweif geschmiert hatte, versteht sich von selbst —, dennoch vermeiden sie aufs sorgfältigste, ihren Reichthum irgendwo durchblicken zu lassen. Sie verbreiten in jeder Woche das Gerücht, ihre Familie zu Sonnino sei noch immer so arm wie vordem. Doch kommen in dem schwatzhaften Rom allerhand Dinge heraus, so gerade jetzt der Neubau eines Palazzo am Platze Barberini für 60,000 Scudi. Die Regie des Salzes und Tabaks haben sie den Torlonia abgenommen, und der römische Consul zu Paris (nebenbei ein Deutscher) liefert Rohtabak an den Kardinal-Staats-secretär. Ein Genosse der Antonelli ist Monsignore Berardi, und Monsignore Berardi ist Millionär!

Wie Galli zu Falle kam, mag man bei Liverani selbst nachlesen; die Geschichte des Campana ist kurz folgende. Der Marchese Campana, Director des Pfandhauses zu Rom, welches auch Crédit mobilier betreibt, nimmt aus den Kassen des Instituts 920,000 Scudi, und der Finanzminister Ferrari schließt die Handscheine des Campana in den Schrank der Boni. Plötzlich wird Campana eingesperrt, wegen Betrugs und Diebstahls schwer verurtheilt. Dann unterhandelt man mit ihm im Gefängnisse,

verträgt sich mit ihm — man sagt, die Gensdarmen Antonelli's hätten die Unterschrift erzwungen; Campana gibt sein Museum für 900,000 Scudi in Versatz — die 20,000 werden ihm geschenkt —, er erhält einen Paß nach Neapel, wird dort Director der bourbonischen Museen und sein eigenes Museum wird nach Rußland und Frankreich verkauft!

Liverani seufzt tief auf; er fürchtet sehr, der Mann, welcher gesagt: Rom sei nie besser als unter Mazzini regiert worden (Lord Palmerston), habe recht gehabt. Dem wird sehr passend hinzugefügt, Mazzini habe eine hübsche Summe, über eine halbe Million, im römischen Staatsschatze zurückgelassen; niemand wisse, wohin das Geld gekommen sei! Und der Schluß unseres ehrlichen Monsignore aus alledem ist: „Das Haus des Stellvertreters Christi ist ein Morast und eine Kloake von Skandal und schändlicher Ungerechtigkeit. Wenn so weiter regiert werden sollte, wie es Antonelli schier drei Lustren gethan hat, so wäre der ganze Staat besser 1849 verloren gegangen, ja besser nie besessen worden!" Trotz aller Macht, allem Reichthum, allem Besitz und allem Einfluß der Kirche heißt es von einem Ende Roms zum andern: „Morte ai preti!"

Das sechste Kapitel ist betitelt: „Gegenwärtige Lage des heiligen Collegiums und der römischen Prälatur." Es enthält einen höchst geistreichen Vergleich zwischen den Persönlichkeiten am Hofe Benedict's XIII. und den Kämmerlingen Pius' IX. Wie ein zweiter Bischi tritt der Ritter Filippani auf, „zugleich Spediteur und Vorschneider"; dann der Signor Balodelli, „doppeldeutige Personnage, ein Amphibium von Ingenieur, Beamten und Höf-

ling"; Stella, der „phantastische und extravagante" Einführer ꝛc. „Alle zusammen wiegen nicht eine Drachme, haben aber einen fortwährenden und übermächtigen Einfluß auf das Gemüth des Papstes, der gleichwohl keinen von ihnen achtet." Dasselbe Kapitel enthält auch noch die naive Selbstbiographie des Verfassers; wir begnügen uns jedoch, schließlich das Porträt des Papstes selbst mitzutheilen, in welchem Liverani Benedict XIII. von Kopf bis zu Fuß wiedererkennt, welches aber unsere denkenden Zeitgenossen höchst wahrscheinlich noch an eine andere hohe Persönlichkeit lebhaft erinnern wird:

„Die Unschuld und Reinheit der Sitten, die Liebe zu den heiligen Ceremonien, die Leichtigkeit und Schönheit der Sprache, die Kunst der plötzlichen Rede, die Salbung und Milde der Geberde im Gebet, die Harmonie des Gesanges, die erhabene Majestät in der Function des Altars; der Eifer, mit dem er viele Dinge zur Ehre Gottes anfing, ohne selbst die gewagtesten zu fürchten: das ist ein kleines Bild der Tugenden des Pius. Kein Nepotismus, kein Schatten von Habsucht oder Durst nach Anhäufung von Schätzen; das Gold und Silber nur kennen und werthen, wenn es in die Hände der Armen oder zu Schmuck und Pracht des Heiligthums abfließt; geduldig, unermüdlich, Gehör und Audienz zu geben; zugleich aber sich gewaltig um die geringsten Neuigkeiten und vulgärsten Klatschereien bekümmern; den Werth der Menschen und Dinge mehr nach dem Drum und Dran und nach den Umständen beurtheilen, als nach ihrem Wesen; schlimmen Eindrücken und bösen Vorurtheilen zugänglich, zäh und rasch im Entschließen und Entscheiden, ebenso unerbittlich im Umschlagen und im Widerwillen; leicht zu gewinnen von plötzlichen Sympathien und vom Genie; sorglos den angenehmen und widerwärtigen Eindruck, die verborgensten Gefühle des Herzens auf dem Gesichte tragen, was doch dasselbe heißt wie die Schlüssel desselben den Schuften und höfischen Schlauköpfen ausliefern, die sein Inneres auf seiner Stirn lesen. Daher in seiner Gegenwart stets feuchtglotzende Augen, halboffene Munde, gewundene Hälse, Muskeln

in Ruhe und in suspenso, immer bereit, mit der Zustimmung dahin zu eilen, wohin das majestätische und erhabene Antlitz des Papstes sich neigt — und mit Lobschwall seine Wünsche zu wiederholen, sollten sie selbst seinen Ruin mit sich bringen. Als schnellfertiger Richter über den Werth anderer, mehr nach Farbe und Schein und Gang, nach dem sokratischen Gesicht, dem kahlen Kopf, der harmonischen Stimme, als nach den Gaben des Geistes und Gemüthes; widerstrebend, seine Gunst dem zu verleihen, der sie nicht geschickt zu brechen weiß, und daher mißtrauisch, voller Verdacht gegen die Ehrlichen, unvorsichtig und wehrlos gegen die Verschlagenen; tugendhaft, aber von einer offenbaren, rauschenden, wohltönenden Tugend, wie seine schöne Stimme; empfindsam, heißhungerig, das Gute zu thun, aber daß ja tausend Zeitungen den Schrei davon durch die ganze Welt tragen, daß tausend Inschriften, Wappen und Medaillen es den Vergeßlichsten und Gedankenlosesten zurückrufen! Wankelmüthig in Urtheilen und Entschlüssen je nach dem Wetterstande, dem verschiedenen Gange der Wolken, dem Conspect des Himmels, dem Hüpfen der Nerven und Arterien, je nach dem pathologischen Zustande eines kranken Körpers: so erleidet sein moralischer Mensch alle Eindrücke eines kranken Organismus. Gut und sanft von Herzen, ohne daß du immer sicher wärst vor einem verletzenden Wort und einem plötzlichen Ausbruch von Jähzorn, oder vor sonst irgendeinem wenig humanen und wohlwollenden Acte . . . Jene Fehler sind keine Laster, obgleich wir sie mit solchem Freimuth aufgeführt haben; sie sind der Nebel und Staub, von dem sich die arme Menschheit, so vollkommen und hoch sie steht, nicht säubern noch befreien kann; in der Hand treuer und geschickter Minister könnten sie sogar zu Tugenden werden und als Same zu edeln Handlungen dienen, wäre er nicht als Opfer den Arglistigen in die Hand gefallen, die aus ihm ein Spiel entgegengesetzter und immer schlechter Leidenschaften gemacht haben. Pius IX. war 15 Jahre lang der Spielball der Erbärmlichen jeder Gattung, jedes Landes, jeder Partei und Faction, die sich beständig aufs geschäftigste bestrebten, sich einander seine Gunst zu stehlen, um sie zu profaniren und unter die Füße zu treten.“

Das ist das Papstthum im 19. Jahrhundert.

Papst Pius IX., Giovanni Maria Mastai *).

Seit zwölf Jahren schleppt sich die weltliche Gewalt der Nachfolger Petri an einem Abgrunde her, nur von einer Krapphose vom jähen Sturze zurückgehalten; und schon hört man die bedeutungsvolle Frage offen verhandeln: Was kann das geistliche Papstthum noch bedeuten, nachdem der letzte König-Papst begraben worden?

Das Urtheil über den Kardinal Antonelli steht fest und wird durch keine Sophistik wieder umgestoßen werden. Aber was ist die Schuld des Papstes selbst, jenes Pius IX., der als glänzendes Meteor im Jahre 1846 am politischen Himmel aufging, und der zu so ärmlichem und erbärmlichem Ende aufbehalten war? Institutionen schleißen sich ab, leben ihre Zeit aus, sterben hin, und auch das Papstthum ist eine Institution. Aber Institutionen sind abstracte Dinge, die nur in den Menschen concrete Existenz haben; das Papstthum war nie ohne Päpste. Weßhalb macht das Papstthum gerade in der Person des neunten Pius sein Testament? Was ist des Mannes Verdienst und Schuld, welcher Verantwortlichkeit unterliegt er?

Giovanni Maria Mastai Ferretti wurde geboren zu Sinigaglia am Ufer des Adriatischen Meeres, im Jahre 1792; seine Familie gehört zum Adel und besaß einen gewissen Grad von Reichthum. Mit elf Jahren

---

*) Vergl. Pio IX. per Francesco Dall' Ongaro. Torino, 1861.

wurde der Knabe nach der tyrrhenischen Küste, und zwar nach Volterra geschickt, wo damals ein Jesuitencollegium unter dem Pater Inghierami blühte. Jesuitisch gebildet sind alle unsere katholischen Lichter von heute, in der Kirche wie im Staate; keine andere Erziehung macht so fähig zum Abkommen mit den Mächten dieser Welt, keine läßt soviel profanen Lehrstoff zu, ohne daß diese Materie jemals ihre eigene Idealität, nämlich das Licht producirte. Wir werden später sehen, wie Pius IX. seinem ersten Lehrer dankte, indem er den Jesuitismus zum officiellen Katholicismus erklärte.

Zunächst waren die Lehrer weniger zufrieden mit ihrem Zögling aus den Marken; Giovanni Maria bewies nämlich weder Talent noch Neigung zu irgendeiner Specialität. Er war aufmerksam, nicht unfleißig, aber mehr aus Respect und Pietät als aus ernstlicher Wißbegierde. Er war im Grunde von mittelmäßigen Geistesgaben, schlicht, unentschlossen, wie er es immer geblieben ist. Mit 17 Jahren bekam er obendrein die ersten epileptischen Zufälle, die ihn nöthigten, das Colleg zu verlassen. Seine Carrière schien gebrochen zu sein.

Die Aerzte schickten ihn nach Sinigaglia in den Schooß seiner Familie zurück, wo ihm ein sorgfältiger Müßiggang auferlegt ward. Dieses methodische Nichtsthun schien dem künftigen Kirchenfürsten zu behagen; er ging auf die Jagd, spielte Ball, und zwar mit Vorliebe und Leidenschaft; denn seine körperliche Eleganz kam durch diese Dinge zur Geltung, und Giovanni Mastai war immer eitel. Noch als Papst kokettirte er wohlgefällig mit seiner feinen Haltung, seinem ausgesuchten Umwurfe, seiner schönen Stimme. Ein Abbate und Monsignore

steckte allenfalls in ihm, sicher kein Papst, der Staat, Kirche und Religion zu retten hatte. Es konnte nicht fehlen, daß die Liebe sich zu all jenen noblen Passionen des Jünglings gesellte; Mastai verliebte sich in mehr denn eine, wie weit, mag dahingestellt bleiben; doch darf man vermuthen, daß ihm auch hier Entschluß und Energie fehlten. Eine berühmte römische Schönheit, eine Prinzessin Albani, wußte etwas davon zu sagen. Giovanni folgte ihr überall wie ein Schatten, so auch einst zum Heiligthum von Loreto. Der Wagen der Prinzessin schlug um, da lag die Holde. Giovanni eilte nicht schnell genug herbei, um ihr in seinen Armen neues Leben einzuhauchen; ein Dragoneroffizier kam ihm zuvor, und die Aeltern entführten das Kind beiden, um es einem lombardischen Herzog zur Frau zu geben. Was wäre aus Mastai geworden, wenn ihn die glückliche Liebe der Epilepsie und den Aerzten entrissen hätte!

Der Dragoneroffizier schien ihn höchstens auf seine Uniform eifersüchtig gemacht zu haben. Die Offiziere Murat's vollendeten die neue Wandelung. Es war nämlich 1815, Mastai zählte schon 23 Jahre, als der König von Neapel das „Königreich Italien" aufs Korn nahm und in den Marken erschien. Mastai machte die Bekanntschaft etlicher seiner Offiziere, schwärmte für die Uniform und wollte von Stund an Soldat werden. Sein Onkel, der zu Rom lebte, ließ ihn zu sich kommen und verschaffte ihm in der Nobelgarde des Papstes eine Lieutenantsstelle. Als aber der Minister von der Epilepsie hörte, die den Lieutenant in spe noch immer verfolgte, verwehrte er ihm kategorisch den Eintritt. Es schien wirklich, als ob der junge Mastai zu nichts in der Welt zu gebrauchen sei.

Aber es ist auch bekannt, wie sich die erhabensten Bestimmungen oft in der Bestimmungslosigkeit entwickeln. Und so war es bei unserm epileptischen Helden.

Zunächst ging Mastai in sich und wurde sehr melancholisch; diese contritio animi war die erste Rührung, die das Schicksal in seiner Brust empfand. Es verlangte ihn endlich weg von der faulen Haut; aber wie sich ernähren, wie subsistiren? — Priester werden! Dazu ist es niemals zu spät, das nährt stets seinen Mann. So erleuchtet das göttliche Licht oft zuerst die Börse. Seine unvollendeten Studien hielten ihn nicht ab, denn in der Hauptstadt der katholischen Christenheit hat man das Studiren abgeschafft; in diesem Punkte, freilich nur in diesem, ist man auf die Zeiten der Fischer und Teppichwirker zurückgegangen.

Wenn die Bestimmung endlich gefunden ist, so gibt es der Herr den Seinen im Schlafe, und bei Giovanni Maria Mastai hatte der Herr offenbar nur auf die Soutane des Monsignore gewartet, um den Seinen zu erkennen. Im Hospiz Tata Giovanni erzog Mastai die Waisenknaben und sich selbst, nach der antiken Wahrheit: docendo discimus. In der herben Regelmäßigkeit dieser Existenz sammelte sich der bisher Zerstreute, seine Epilepsie selbst schwand allmählich, und Mastai nahm an solchen Zeichen ab, daß er zu den höchsten Dingen im geistlichen Stande berufen sei. Es ist nämlich mit der Kirche genau wie mit dem Staate: man will sich zwar nur dem Allgemeinen opfern, einmal der Seelsorge, ein andermal dem Vaterlande; aber man sucht doch die höchste Leiterstufe, von der man in den Flammentod springen kann. Man stirbt am Süßesten fürs Vaterland als Feldmarschall;

man dient dem himmlischen Vater am besten als Heiliger Vater. Mastai glaubte so steif wie ein Türke, daß er zum Papste berufen sei.

Seine schöne Stimme war in der That des Schicksals Stimme. Ein wenig von den göttlichen Dingen unterrichtet, begab er sich von seinem Hospiz nach San Carlo al Corso, um Conferenzen zu halten. Ein zahlreiches Auditorium drängte sich um den eleganten Monsignore, der so gravitätisch einherschritt, so angenehm im Flusse der Rede dahinschmolz, dessen Silberton das Ohr des weiblichen Geschlechts bezauberte, und hätte er von Runkelrüben gepredigt.

Kurz nachdem er die Ordination empfangen hatte, ward er zu einem großen Feste nach Sinigaglia, seiner Vaterstadt, befohlen. Der Kardinal Testa Ferrata war nämlich zum Bischof von Sinigaglia ernannt und wollte seinen Einzug mit einem jener heiligen Schauspiele feiern, die sich im Süden als letzter Rest der Mysterien erhalten haben. Zwei oder drei geistliche Schauspieler treten in der Kirche oder auf freiem Platze auf, die Bekehrung des Sünders dramatisch darzustellen, welche natürlich mit dem Siege über den Geist der Finsterniß endigt. Giovanni Mastai mußte die Rolle des Sünders spielen. Seltsames Wiedersehen! In der Mönchskutte erblickte Sinigaglia jetzt den Grafen Mastai, den trefflichen Ballspieler, den Cavaliere servente der Fürstin Albani. Man klatschte und weinte, es geschahen Wunder und Zeichen, der Geist der Weissagung kam über die Besessenen. Eine Jungfer Ferretti, fast blödsinnig, ward vernünftig, hellsehend, und prophezeite dem Mastai die glänzendste Zukunft. Man hat unrecht, solche Dinge zu bespötteln und zu bezweifeln;

in dieser Region geht in der That alles wirklich so zu, daß es kein Mensch begreift.

Nach seiner Rückkehr in die Heilige Stadt wurde Monsignore Mastai Kanonikus von Santa Maria Inviolata; jetzt führte er seinen wahren Namen, er war der Ritter der Heiligen Jungfrau geworden, für deren Mutter er später das gefährliche Turnier bestehen sollte. Die Römische Curie entsandte einen apostolischen Vicar nach Chili, einen jener politischen Missionare, die sich im religiösen Gewande verstecken. Monsignore Muzzi hieß der Titular. Mastai forderte und erhielt die Stelle eines Coadjutors. Vergebens suchte ihn seine zärtliche Mutter von so grausigem Unternehmen abzuhalten, vergebens hielt sie ihm die Gefahren der wilden Neuen Welt vor; Giovanni Maria blieb fest bei seinem Entschlusse, in den Urwäldern Amerika's seine schöne Stimme hören zu lassen und als Bekenner der Jungfrau — nach Rom zurückzukehren. Der naive Mastai! Seine schöne Stimme hatte mit der Mission nach Chili gar nichts zu schaffen; Muzzi sollte einfach die Privilegien der Kirche von einer neuen Regierung bestätigen lassen; denn in sämmtlichen ehemaligen spanischen Provinzen Amerika's ist der Klerus eine Partei und zwar eine mächtige. Als die beiden Missionare zurückkehrten, wurde Muzzi Bischof von Castello, Mastai Director des berühmten Hospizes San Michele, einer der mächtigsten Stiftungen Roms: Collegium, Gefängniß, Invalidenhospital und Besserungsanstalt für Weiber. Mastai nahm jetzt den Ton der Autorität an, und wenn dieser nach unten hin nicht sonderlich gefiel, so desto besser nach oben — er wurde Erzbischof von Spo=

leto. Sein eigener Fatalismus sowie die Hellsicht der Jungfer Ferretti sahen sich glänzend bestätigt.

Und jetzt werden wir den Jesuitenzögling und Erzbischof Mastai am politischen Scheidewege erblicken, beim Vorspiel seiner politischen Rolle im Großen. Es war nämlich das Jahr 1831 gekommen. Die Romagna und die Marken waren im Aufruhr. Die Unmöglichkeit der geistlichen Regierung klopfte vernehmlich an die Thore Europa's; aber noch einmal gestattete man Oesterreich, den Schrei der Freiheit im Blute zu ersticken. Der Erzbischof von Spoleto suchte zu vermitteln, das war sein Amt; er konnte den Papst nicht bekämpfen, denn er war Priester, Bischof und Stellvertreter. Er hielt sein Ohr nach beiden Seiten: er hörte die begründeten Klagen der Neuerer, er hörte die monotone Stimme der Gewalt. Er bewaffnete die Nationalgarde unter der Bedingung, daß sie die päpstliche Cocarde trage. Er entsetzte die Gouverneure ihres Amts, wenn sie mit übermäßiger Härte die Autorität des Pontifex blosstellten. Er war ein constitutionelles Genie — leider war er im geheimen Einverständniß mit den rettenden Bajonnetten Oesterreichs. Zu Ancona bildete sich eine provisorische Regierung, die Freiwilligen rückten unter General Sercognani heran, die beiden Bonaparte gingen ins Feuer, die Oesterreicher zauderten einen Augenblick — und der Erzbischof Mastai floh an die Gränze seiner Diöcese, bis alles vorüber war! Dann trat der Vermittler wieder in ihre Mitte .... Als die Oesterreicher in den Marken standen, gelobte Mastai allen Verirrten Vergebung, lud den Sercognani zu sich, um ihn von den Seinigen zu trennen, bot Pässe, Reisegeld, Straflosigkeit nach allen Seiten an. Die ihm

nicht glaubten, fuhren am besten. Mastai hatte vor allen Stücken seine Vermittlerrolle in Vergessenheit zu bringen; denn restaurirte Regierungen sind am erbittertsten auf diejenigen Beamten, welche ihrem Prinzip auch nur ein Titelchen vergaben. Kardinal Bernetti wußte wohl, daß Mastai mit dem Herzen nicht im feindlichen Lager gewesen war; als aber die außerordentliche Untersuchungs- und Strafcommission in den Marken ernannt wurde, blieb Mastai davon ausgeschlossen! Der Erzbischof von Spoleto hatte so keinen directen Antheil an dem Blutbade der Reaktion; aber er protestirte auch nicht, blieb auf seinem Posten, machte sich völlig unpopulär und wurde als simpler Bischof nach Imola versetzt. Jetzt war er bestraft und belohnt zugleich, denn die Bischöfe von Imola sind päpstlicher Samen, auch Pius VII. erhielt als Bischof von Imola die Tiara.

Man sieht, Giovanni Mastai hatte durchaus keinen Beruf zum Handeln, zum folgenreichen Eingreifen in die Dinge; er war eine passive Natur, ließ die Dinge an sich kommen und benutzte sie dann. Er war sicherlich kein böser Mensch, aber es fehlte ihm stets die Kraft zum Guten; er beurtheilte vieles wie ein Zweifler und Ketzer, aber er schmiegte sich stets den Umständen an, und manches menschlich bessere Gefühl ward im Nebel seiner jesuitischen Erziehung und im Kohlendampf seines Glaubens erstickt. Den Jesuiten ist er nie los geworden, weder äußerlich noch innerlich. Zu Imola wird er um ein Empfehlungsschreiben nach Rom angegangen, welches er mit der freundschaftlichsten Bereitwilligkeit anfertigt. Der Inhaber findet zu Rom so viel zu thun, daß er den betreffenden Besuch gar nicht macht. Als er wieder ein-

packt, stößt er auf den Brief; von Neugierde geplagt, löst er das Siegel. Ein Mitglied einer gewissen Congregation wird ersucht, den Ueberbringer dieses streng überwachen zu lassen! . . . Versteht sich, zu Ehren des heiligen Glaubens, im Dienste der Jungfrau Maria!

Sein Weg war jetzt schon bedeutend abgekürzt, es galt, einer der Zweiundsiebzig zu werden, nämlich Kardinal. Der Papst zauderte, man sagt, der Bischof von Imola habe schon den Thronsaal roth ausschlagen lassen, und sei dann genöthigt gewesen, anderes Futter über die schreiende Farbe zu ziehen. Jetzt schmollte er, hüstelte etwas mit den Liberalen, murmelte von nothwendigen Reformen und betete dann diese Sünde wieder ab: „Herr, vernichte alle Ketzer! Heilige Jungfrau, vertilge die Carbonari!" Ein furchtbares Gesicht stand plötzlich vor dem zwieschlächtigen Priester: die päpstlichen Freiwilligen, welche noch immer Jagd auf die Revolutionäre machten, birschten auch um Imola herum. Eines Tages steht der Bischof am Altar, ein gehetzter Jüngling rettet sich in den Dom, ins Allerheiligste; die Bande ist hinter ihm her, ermordet ihn unter den Augen des Bischofs, der vergeblich dazwischentritt, und das Blut des Opfers spritzt auf die heiligen Kleider. Die weltliche Macht färbt den Bischof zum Kardinal! Mastai schaudert; so hatte er sich die päpstliche Justiz nicht am Werke gedacht; die Henker, die er selbst oft angerufen, hatten ihm das Wesen des Kirchenstaates offenbart. Von jetzt an opponirte er, die Jesuiten gleichfalls; sie sahen ein, daß die Politik des unbarmherzigen Gregor der Klugheit weichen müsse. Mastai durfte opponiren.

Der Papst Capellari starb am 1. Juli 1846, viel-

leicht nicht ganz natürlich. Es war Zeit, ganz Italien kohlte, die Congresse der Wissenschaft wurden zu Concilien der Freiheit, jedes halblaute Wort fand ein donnerähnliches Echo durch die ganze Halbinsel des Apennin. Und der Quirinal hat seine Eunuchen, seine Stummen, seine Geheimnisse, seine Labyrinthe. Es ward verordnet, niemand mehr ins Zimmer des alten Papstes zu lassen; der Knecht der Knechte Gottes hatte keinen Knecht mehr an seinem Bette. Er verröchelte allein. Die Bewegung, die in den Marken und in der Romagna ausbrechen sollte, unterblieb; man wartete die Wahl des neuen Papstes ab. Denn das Volk hofft immer, glaubt immer wieder an Personen, das Heil muß immer wieder, wie es der Glaube vorschreibt, von oben kommen. Es war, als ob aus dem Conclave der Kardinäle ein Heiland hervorgehen sollte.

In Frage standen der Kardinal Lambruschini und der Kardinal Micara; der erstere hätte die Politik des sechszehnten Gregor fortgesetzt, der letztere erschien dem Volke wie ein neuer Sixtus V. Am ersten Tage zählte Lambruschini die meisten Stimmen, doch nicht genug. Die Gegenpartei beschloß die Wahl in die Länge zu ziehen und die Stimmen zu zerstreuen. Das Gegentheil traf ein, der Bischof von Imola, der gerade Scrutator war, las die Zettel ab und las seinen Namen öfter als die übrigen. Als er genug Stimmen zu haben glaubte, sank er in seinen Sessel und ward ohnmächtig. Das Volk hatte einen Papst. Mastai aber hielt sich für den wahren Stellvertreter Christi auf Erden, für den Vermittler zwischen der Gottheit und der Menschheit, für die höchste denkbare Autorität, dankte der heiligen Jungfrau und nannte sich Pius IX.

Der Papst ist aber zugleich weltlicher Fürst und soll regieren, regieren in einem unentwirrbaren Netze von Formeln, Einflüssen, Intriguen, Kardinälen, Prälaten, Congregationen, Collegien; er steckt plötzlich mitten in einer uralten Maschine, von der er selbst nur ein Rädchen bildet, und er muß das größte Genie sein, um nach seinem Kopfe zu gehen. Der naive Pius wußte nicht woran er war. Hatte doch der eherne Gregor einmal in plötzlicher Aufwallung den hartnäckigen Lambruschini gefragt: „Zu wie vielen Päpsten sind wir?“ und darauf die Antwort erhalten: „Zu zweiundsiebzig, Heiligkeit!“ Beim Regierungsantritt muß der Papst dem heiligen Collegium schwören, daß er die Rechte, Besitzungen, Konstitutionen und Gewohnheiten der Kirche unversehrt aufrecht erhalten wolle. Damit soll der Beste und Entschlossenste einmal reformiren, geschweige ein sanfter Paladin der heiligen Jungfrau!

Zwei Rathgeber wählte sich Pius, einen geistlichen und einen weltlichen, den Abbate Graziosi zum Beichtvater und den Kardinal Gizzi zum Staatssecretär. Das Volk begann zu hoffen. Und wenn das Volk einmal hofft, so gelten keine Zweifel mehr. Die öffentliche Meinung hing sich wie eine Klette an Pius IX., alle seine Worte und Handlungen wurden aufgegriffen und in fieberhafte Circulation gesetzt. Der neue Papst hatte so noble Manieren, war so salbungsvoll elegant, sprach so fließend und hatte eine so schöne Stimme. Das Lob im Munde des Volks strömte zum Vatikan zurück, der Papst schwelgte in dem populären Weihrauch, und um diesen noch stärker zu entzünden, entschloß er sich zu einer That, unerhört, verhängnißvoll, wie der Schneeball, der auf schneeigem First

der Alpen zu rollen beginnt: zur Amnestie. Oesterreich setzte seine Prälaten und Diplomaten in Bewegung, um Einschränkungen zu erzielen; die ganze Bande Gregor's XVI. in Amt und Würden tobte wie ein angeschossener Eber. Das dauerte einen ganzen Monat. Als die Kardinäle zur Abgebung ihrer Stimmen aufgefordert wurden, gaben fast alle eine schwarze Kugel; aber der Papst, der auch witzig und spitzig zu sein versteht, legte sein weißes Baret auf die Schüssel und sprach lächelnd: „Alles ist weiß, einstimmig angenommen!" Am 16. Juli erschien das Motuproprio gedruckt an den Straßenecken von Rom. Es ist der einzige freie reformatorische Act des Papstes Pius, seine Ehrensäule in der Geschichte. Der Abbate Graziosi hatte unablässig darauf hingewirkt. Ein Jahrhundert von Leiden und Qual war durch einen Augenblick der Milde getilgt. Das Volk von Rom umarmte sich in den Straßen und die ehrfurchtsvolle Menge umlagerte den Palast des Papstes, seinen Segen zu empfangen.

Gioberti triumphirte, sein Papst-König war erstanden; wo nicht die Welt, so doch Italien sah der Befreiung entgegen. Das Guelfenthum herrschte mit Einem Schlage, und Pio Nono hieß die Parole auf der ganzen Halbinsel. Kein Fürst stand im Wege, außer etwa Karl Albert von Savoyen, der finstere Brüter, der auch am österreichischen Joche rüttelte. Das Guelfenthum hat seine letzte Probe bestanden und ist für immer abgethan; Gioberti hat das schauerlichste Fiasco gemacht.

In Rom selbst folgte Fest auf Fest, Triumphzug auf Triumphzug, der Papst segnete das Volk auf Tritt und Schritt. Wer Materialien zur Zeitgeschichte sammelte, dem singelten die Ohren ein Jahr lang von den Hosianna-

briefen des Correspondenten der Kölnischen Zeitung, dessen kritiklose Politik sich hier völlig ausgab. Es geschah nichts, man konnte nicht ewig jubeln, das Wort „Reform" tauchte auf — „Reform", wo die einzige Reform in der Abschaffung bestand. Allmählig eroberte sich die Presse in Italien mildere Observanzen, die Journale wurden ernstlicher und widerhallten von „Vaterland, Italien, Reform". Konnte man sonst nichts sagen, so rief man Viva Pio nono! Hinter dem Namen des Papstes verbargen sich die kühnsten An- und Absichten; der Papst, das wurde die Revolution, die Nationalerhebung!

Auch in Rom forderte man Reformen, und der Papst gab nach und nach das Censurgesetz, die Consulta, den Staatsrath, den Ministerrath. Das war etwas, aber nicht genug; die Römer merkten, daß man etliche Tropfen Wasser auf einen heißen Stein schüttete; sie schrieben auf den Torso des Pasquino:

Pio Nono bello e buono
Ma-stai.

„Pius IX., schön und gut. Aber stehst du?"

Und als das neue Munizipalgesetz den Volkswünschen durchaus nicht entsprach, wurde das Orakel grob:

Sicut erat in principio,
Accidenti al Municipio!

„So war es immer im Prinzip,
Das Wetter auf das Munizip!"

Oesterreich trat an den Papst heran, ihn zur Umkehr zu bewegen. Die ihm ergebenen Kardinäle kamen nicht zum Ziele. Dann gab es ihn für irrsinnig aus, fand

jedoch keinen Glauben. Endlich verstärkte es seine Truppen in Ferrara und bedrohte Bologna. Der Kardinal Ciacchi zu Ferrara protestirte, der Papst hieß den Protest gut; die Oesterreicher blieben und erhoben Kriegscontributionen. Während der Papst unwillig auf dem Heiligen Stuhle emporfuhr, conspirirten die Alpi, Freddi, Nardoni im Kardinalscollegium. Die Römer erboten sich zur Selbstvertheidigung, zur Beschützung des Papstes wider reaktionäre Intriguen und verlangten die Bürgerwehr. Die Waffen wurden gewährt, und die Jugend der Ewigen Stadt, seit Jahrhunderten verweichlicht, erschien martialisch genug im „Helm des Scipio". Der österreichischen Partei ward der Prozeß gemacht; aber die Häupter standen zu hoch. Nur Waffen hatte das Volk. Lambruschini raunte dem Papst in's Ohr, diese Waffen würden sich bald gegen ihn selbst kehren. Aber der Papst segnete im Hofe des Vatikans die ersten Legionen der Nationalgarde.

Kardinal Gizzi gab seine Entlassung ein; Kardinal Ferretti, ein Verwandter des Papstes, bekam seine Stelle. Oesterreich protestirte nicht. Ferretti's Depeschen nach Wien rechtfertigten mehr den Protest des Legaten zu Ferrara, als daß sie Genugthuung verlangten. Der Papst kehrte zum Vasallenthum zurück, die wahre österreichische Kanzlei ward wieder nach Rom verlegt. Aber der Strom der Bewegung war noch im Wachsen begriffen; wohl oder übel, der Papst wurde noch tiefer hineingezogen. Palermo stand auf, Neapel erhielt Reformen und Statute. Der Großherzog von Toskana, der König von Piemont gaben nach. Der Papst mußte die Konstitution gewähren, Paris proklamirte die Republik. Mitte März empörte sich Wien; der Kaiser Ferdinand zog seine Hausfarben

hervor, Weiß und Roth; Italien fügte Grün hinzu. Die Tricolore wehte vom Norden bis zum Süden.

Dem Papst wurde bange; er hatte das Signal zu dem ganzen Unheil gegeben, und jetzt wälzte sich das Unheil auf Rom zurück. Graziosi war todt, Pius begab sich zum General der Jesuiten, Pater Roothaan. Niemand weiß, was zwischen beiden vorgefallen; aber drei Tage später räumten die Jesuiten Rom und zerstreuten sich in die Welt. Es war der 14. März. Tags darauf erschien zu Wien und Rom zugleich das Motuproprio mit der Konstitution. Die Lombardei erhob sich zu jenem bewundernswerthen, glücklichen Kampfe in Mailand. In Rom riß das Volk den österreichischen Adler vom Gesandtschaftspalast auf der Piazza di Venezia, schleppte ihn durch die Straßen und verbrannte ihn auf der Piazza del Popolo zu Füßen des Obelisken. Auf den Venetianischen Palast schrieb man „Sitzung des italienischen Reichstags".

Dann eilte das Volk aufs Capitol, und 20,000 Freiwillige schrieben sich ein zum Zuge nach der Lombardei, den Brüdern Hülfe zu bringen. Der General Giovanni Durando ward zum Führer gewählt, und der Papst sah sich genöthigt, ihn zu bestätigen. Die Flüchtlinge aus allen italienischen Provinzen baten den Papst, vor ihrem Abzuge ein italienisches Parlament zu berufen. Der Papst lächelte noch einmal allergütigst. Der kühnste und glänzendste Traum webte vor den Augen des Ovationssüchtigen: Oberherrlichkeit des Pontifex über die ganze Halbinsel, Italien gehorsam zu seinen Füßen, die ganze Christenheit von starker Hierarchie regiert! Hildebrand und Bonifaz VIII. zugleich, erflog er das Ziel im Frieden, unter dem lauten Jubel Italiens, Europa's, der Welt!

Einer der finstersten Kardinäle fuhr durch diese rosige Traumwelt: „Heiligkeit, in geistlichen Dingen können Sie binden und lösen; aber in weltlichen Dingen ist der Pontifex der Mandatar seiner Genossen, weiter nichts. Sie können nichts nachgeben und ändern, Sie müssen erhalten. Wir haben den Eid Ew. Heiligkeit, und das Recht zu glauben, daß er nie verletzt wird!" — „Und dann?" — „Sie müssen den Krieg gegen Oesterreich verdammen, die Truppen zurückrufen, Piemont excommuniciren, den König von Neapel herstellen." — „Lieber abdanken!" rief Pius. — „Die Abdankung kann nicht angenommen werden, bis alles sich wieder im status quo ante befindet." — „Lassen Sie mich mein Gewissen befragen!" — „Das heilige Collegium hat das seinige schon befragt."

Das war im April 1848, und alles, was der Papst seit jener Zeit gesagt und gethan hat, trägt den Stempel jenes Gesprächs, jenes Ultimatums der selbstbewußten schwarzen Reaktion. Jetzt vollzog sich der Umschlag, den Freunden des Papstes zum Entsetzen, aller Welt zur Verwunderung, blos denen nicht, welche die Maschine kannten, in deren Getriebe der Papst nur ein Rädchen bildet, und denen nicht, welche den Bischof von Spoleto und Imola durchschaut hatten. Denn am Ende aller Enden paßte der lobsüchtige weiche orthodoxe Priester mit all seiner hitzigen Sanftmuth zu der unglückseligen Lage, und es konnte kein eleganterer Todtengräber des Pontifikats gedacht werden.

Am 29. April erfolgte die Encyklyka, welche den Krieg gegen Oesterreich mißbilligte und den General Durando zurückrief. Das Volk von Rom erwachte aus tiefstem Traume, das Ministerium nahm seine Entlassung.

Piemont stand allein im Kriege, denn der König von Neapel bereitete seinen 15. Mai vor. Der Papst war verblüfft über seine eigenen Worte und schrieb an den Kaiser von Oesterreich: jedes Volk habe das Recht, sich innerhalb seiner Gränzen selbst zu regieren. Es erfolgte ein neues Manifest an das Volk; dieses aber hörte so wenig wie Oesterreich, und Pius blieb seinem Schicksale überlassen, im gräßlichsten Widerspruch ein erbärmliches Ende zu nehmen. Als die Ovationen und Anbetungen in den Straßen Roms aufhörten, zürnte der Papst auf das Volk und schalt es „undankbar". Die Kardinäle jubelten. Als die Piemontesen sich von der Etsch zurück- und die Oesterreicher in Mailand einzogen, gab Terenzio Mamiani seine Entlassung als Minister. Rossi versuchte sein schlau ausgeklügeltes Schaukelsystem, balancirte die päpstliche Gewalt, das Interesse des heiligen Collegiums und die Bedürfnisse des Volks gegeneinander, verfiel auf die geniale Idee, Unteritalien, d. h. den Papst und den Bourbon zu organisiren, und Unteritalien gegen das piemontesische Oberitalien zu balanciren, — als ihn am 15. November eine unbekannte Mörderhand sammt seiner Balancirstange von der Bühne herabwarf. Die Antwort Italiens auf die Rossi'schen Hallucinationen gab Montanelli, der zu Florenz die Constituante vorschlug, gab selbst der guelfische Gioberti, der als Minister zu Turin diese Idee aufnahm und statt des Gegengewichts von Ober- und Unteritalien wenigstens die Föderation begehrte. In Gioberti's alten Papieren haben Napoleon III. und sein Factotum Laguéronnière die „Föderation" wieder aufgefunden; verurtheilt war sie schon 1848! Der Papst

sagte: „Rossi mußte so enden, er hatte sich bei allen in die Tinte geritten!"

Die Kardinäle, froh den Doctrinär von Felsina los zu sein, riethen dem Papst zur Flucht. Pius konnte zu keinem Entschluß kommen. Das Volk verlangte einen kriegerischen Minister, Krieg mit Oesterreich, Allianz mit Sardinien, stürzte vor die Loggia des Quirinals, von der herab Mastai einmal Italien gesegnet hatte, fand die Thore gesperrt, die Schweizer schußbereit, kehrte Waffen gegen Waffen, wendete die Kanonen, die zum italienischen Kriege bereit standen, gegen den Alliirten Oesterreichs und Neapels. Ein Prälat, der die Schweizer anrief, Feuer zu geben, erhielt eine tödtliche Kugel zu den Füßen des Papstes. Er hieß Mfgre. Palma und hatte die Encyklika vom 29. April ins Lateinische übersetzt! Dem Papst fiel der arme Carbonaro von Imola ein, den die päpstlichen Freiwilligen zu seinen Füßen im Dome ermordet hatten. Die Dinge hatten sich gewaltig verändert! — Am Abend gab es Verständigung, Mamiani ward von Genua ins Cabinet zurückgerufen. Das Volk sagte, es habe den Papst „befreit", und begann neue Huldigungen, um seine schwache Seele aufrecht zu halten.

Aber die Kardinäle, die Gesandten arbeiteten wacker auf den Mißtrauischen los; d'Harcourt lud ihn nach Paris ein, Martinez della Rosa nach Spanien, Graf Spaur nach Gaeta. Die bayrische Diplomatie feierte ihren ersten großen Triumph, Pius IX. floh hinter den Pauschen der Gräfin Spaur über die Südgränze des Kirchenstaats. Es hieß, der Papst müsse der „Pression" des anarchischen Pöbels entzogen werden; aber wer kennt die „Pression", welche die österreichische Diplomatie auf den armen geäng=

steten Priester ausübte; wer kann sagen, welche heroischen Mittel angewandt wurden, um dem Träger der Tiara seine „Freiheit" zurückzugeben! Was hierüber erzählt wird, läßt sich kaum niederschreiben, so kindlich ungläubig sind unsere aufgeklärten Zeitgenossen noch in diesem Punkte. In Gaeta wurde niemand „frei" als die Schaar der Kardinäle, niemand als jene Hermandad, die in dem Namen Antonelli einen so schauerlichen Ausdruck findet. In Gaeta wurde der Papst an den Gaukler aus Sonnino verschachert, die päpstlichen Finanzen fielen an die Brüder Antonelli, der Glaube der Kirche in die Hände der Jesuiten. Das war die „Befreiung" des Papstes. Der Mann, der in der Welt der Träume so himmelhoch gestanden hatte, daß er fast der Abgott der Protestanten geworden war, fiel fortan so höllentief, daß man ihn einem Antonelli auf Gnade und Ungnade überlieferte, daß er im wörtlichsten Wortsinne der Sklave eines Gauners wurde!

Die Historie des Papstthums seit der Flucht nach Gaeta gehört der allgemeinen Geschichte an und ist in jüngster Zeit allzu oft erzählt und erörtert worden, als daß wir sie nur zu berühren brauchten. Ja, diese Geschichte wird so allgemein, daß von Pius IX. fast gar keine Rede mehr ist. Der Jesuitismus hatte gesagt: der Mensch sei perinde ac cadaver, „gleichwie ein Leichnam"; er hat Wort gehalten bis zur äußersten Consequenz. Diesmal war der Mensch ein Papst.

Frankreich hat die Hedschra des Papstes in der bekannten Weise benutzt, es hat infolge dessen Standquartier in Rom genommen und hindert dadurch augenblicklich die Einigung Italiens um sein wahres Centrum. Aber man vergißt dabei, daß Oesterreich die Franzosen gerufen und

vermöge des Antagonismus zwischen beiden Mächten zur Occupation gezwungen hat. Oesterreich entführte den Papst nach Gaeta, Oesterreich erklärte zu Paris und London, es werde die römische Anarchie nicht dulden, sondern die Autorität des Papstes gewaltsam wiederherstellen. England und Frankreich waren tief betroffen, sie schlugen sogar dem Könige von Sardinien vor, dieses Polizeiamt auszuüben. Aber der guelfische Gioberti war nicht der Mann dazu, in Rom einen machiavellistischen Staatsstreich auszuführen. Und dann hatte Piemont damals jedes Vertrauen der radicalen Partei verloren, ohne die in Italien nichts geschehen kann. Die Zeiten waren noch nicht reif.

In Rom selbst lösten sich Kammer und Ministerium auf, eine Constituante ward berufen, welche am 9. Februar 1849 die Republik proclamirte, die Abschaffung der weltlichen Macht, die Unabhängigkeit der bürgerlichen und politischen Rechte, dabei jedoch dem Haupte der katholischen Kirche jede nothwendige Garantie zur Ausübung seines geistlichen Amtes gewährte. Die Lösung war gefunden und wird bis auf den Namen der Republik nur wiederholt werden können. Die geistliche Macht mag dann in unserer mercantilen Periode ihre Zauberkünste bewähren . . .

Zwei Monate lang widerstand ein Häuflein Republikaner den Oesterreichern, Spaniern, Neapolitanern und Franzosen. Die Truppen der großen Nation lernten die „bittern Schritte der Flucht" kennen, und der König von Neapel ward auf ein Haar zu Velletri gefangen. Mit dem Reste jener Leonidasschaar hat Garibaldi zwölf Jahre später Sicilien und Neapel aufgerollt. Als Hr. de Lesseps,

der außerordentliche Bevollmächtigte der französischen Republik, den Grafen Mamiani, der doch gegen die Absetzung des Papstes protestirt hatte, aufforderte, sich in Rom an die Spitze der Dissidenten zu stellen, um die „anarchische Partei" zu Falle zu bringen, antwortete dieser: „Wir sind in Rom etliche Offiziere ohne Soldaten!" Das allgemeine Stimmrecht hatte entschieden. Seit zwölf Jahren hat sich nichts in Rom geändert, nur daß Art. 1 der Konstitution gegenwärtig heißt: „Tod den Pfaffen!" Ein Priester, Liverani, gesteht es ein; es ist das Werk eines Priesters, Antonelli. Der Papst liegt zwischen beiden — perinde ac cadaver.

Auf das Triumvirat Mazzini, welches nicht ein einziges Todesurtheil unterschrieben hat, folgte das Kardinal-Triumvirat della Genga, Vanicella, Altieri. Das sind die „Rothen"! rief das Volk; sie vergossen Blut in Strömen und trugen deß zum Zeichen rothe Röcke.

Da helfen keine Motuproprio, keine Briefe an Edgar Ney, keine kaiserlichen Gespräche von Villafranca: das Papstthum ist absolut und unfehlbar. In einer Zeit, wo der Geist der Freiheit seine Schwingen mächtig in Italien regte, wo der Lazarus der Nationen ins Schweißtuch gehüllt ans Sonnenlicht hervortrat, mußte der römische Absolutismus schonungslose Tyrannei, die Unfehlbarkeit unfehlbare Henkersarbeit werden. Das läßt sich nicht „reformiren", weil es der Kritik nicht verfällt; wie kann man kritisiren, was direct vom Heiligen Geist stammt! Ein Papst ging einmal damit um, die Jesuiten zu reformiren, als er die klassische Antwort erhielt: „Sint ut sunt, aut non sint" („Sie müssen bleiben, was

sie sind, oder sie hören auf zu sein"). Dasselbe gilt vom Papstthum: es ist wie es ist oder es ist nicht mehr!

Gioberti hat sich ein Leben lang daran abgequält, zwischen Jesuitismus und Katholizismus, zwischen Loyola und Rom zu unterscheiden. Die Geschichte des neunten Pius ist die schonungslose Verurtheilung solcher Sophistik. Pius IX. will liberal sein, und der Jesuitismus stellt ihn unter Curatel. Pius IX. wird von den politischen Jesuiten nach Gaeta geschleppt, muß dort Urphede schwören: Antonelli auf ewig! und der religiöse Jesuitismus setzt sofort hinzu: die unbefleckte Empfängniß als Schlußdogma! Man weiß es nicht hinlänglich, die immaculata conceptio ist ein Dogma der Jesuiten, mit dem sie lange außerhalb der Kirche standen. Der Augenblick schien ihnen gekommen zu sein, wo die gesammte Kirche sie als die einzigen Inhaber des ganzen Glaubensschatzes anerkennen sollte; sie erzwangen das Concil, sie triumphirten; die Kirche ist fortan solidarisch mit ihnen, die Gallikaner in Frankreich lösen sich auf. Die Frage ist jetzt so scharf gestellt, daß alle einfach gläubigen Seelen nur in der Ketzerei zur Ruhe kommen können. Der sanfte, elegante Giovanni Mastai, der Ritter der Jungfrau Maria mit der schönen Stimme, ist zum Jesuitenpapst geworden.

Als Frankreich nicht mehr gute Miene zu diesem bösen Spiel machte, als Umbrien und die Marken den Händen Italiens verfielen, gedachten die frommen Väter à longue et à courte robe einen neuen Staatsstreich mit ihrem Mündel auszuführen; er sollte abermals fliehen, seine „Freiheit retten", diesmal in eine österreichische Festung, von dort den Kreuzzug predigen, die Welt drüber und drunter kehren. Aber der alte Mastai wollte nicht

mehr. „Sono troppo vecchio“, sagte er witzelnd, „per guocare la commedia una seconda volta“ („Ich bin zu alt, die Komödie ein zweites mal zu spielen“). Dann wurde er krank, wieder gesund und abermals krank. Im Kardinalscollegium ist von nichts mehr die Rede als von der Wahl des neuen Papstes. Am Ende warten auch die Franzosen auf den Tod des alten Mannes; am Ende hat Louis Napoleon nur diesem Papste den „persönlichen Schutz“ zugesichert . . . .

Italien denkt nicht an solche gleichgültige Dinge, es faßt die ganze Frage rein politisch auf, als Frage der Macht und der Freiheit. Selbst die gläubigen Katholiken erklären dort: „Wenn der Papst uns hindert, frei und einig zu sein, so sind wir keine römischen Christen mehr, wir können katholisch sein ohne den Papst.“ Nur noch etwas Zaudern, etwas Hartnäckigkeit, und die Italienische Nationalkirche steht fertig da . . . .

Uebrigens betet die ganze Halbinsel zum savoyischen Kreuz, dem alten Symbol der toskanischen freien Gemeinden. Die päpstliche Regierung ist ultramontan, ihre letzten Anhänger wohnen jenseit der Berge . . . .

Florenz, 6. Juli.

Hat man auch mit tiefster Wehmuth die ewige Stadt verlassen, empfindet man schon an der Porta del Popolo die verhängnißvolle Wirkung des Wassers der Fontana Trevi, die Sehnsucht nach der Wiederkehr — politisch frei wird man erst draußen, der ästhetische Zaubertrank in der römischen Hexenküche verliert erst seine Gewalt völlig in dem friedlichen freien Florenz. Auch hier sind Kunstschätze

in Ueberfülle, und gerade beim „zweiten Aufenthalt" wird man so recht inne, wie unendlich viel des Schönen in und um Arno=Athen verstreut liegt. Aber das Volk athmet hier, der Verkehr findet unter dem breiten Baldachin der Selbstbestimmung statt; der Bürger kommt und geht nach Belieben, die Regierung ist eine Regierung der Wahl, und an den Straßenecken der Via Caciajuoli (der Käsmacher) zücken die derbsten und ungenirtesten Karikaturen ihre kleinen Dolchspitzen zu Dutzenden herab. Statt der Banditenmesser Epigramme; statt der widerwärtigen päpstlichen Gendarmen blanke, höfliche Carabinieri; statt der mißtrauischen Menge und der mißtrauischen Sbirren franke, offene Gesichter, lautes Gespräch; statt der polizeilichen Runden des precetto politico, wie in Rom die allabendliche Hausvisitation bei den Verfehmten heißt, Corsofahrt und Spaziergang am Lungarno bis in die Cascinen; statt der ewigen Indulgenza plenaria auf den Kirchthüren, selbst auf dem Pantheon des Agrippa, die erste Nationalausstellung für den Monat September, wo Italien zum erstenmale seine zeugende Kraft überschauen soll, wo der König den Wettkampf der Gewerbe und Künste feierlich eröffnen wird.

Hier ist Italien, da unten ist noch Barbarei. Aber die Erde wankt unter der Barbarei, der unermüdliche Maulwurf arbeitet Tag und Nacht, und es mehren sich die Anzeichen, daß wieder ein Kreis des Vico abgelaufen ist, daß Rom in seinen dritten Ring tritt, daß auf das Rom der Alten und das Rom der Mittleren das Neue Rom folgt. Es ist nicht mehr schwer zu prophezeien, daß der Anfang sich mit dem Ende verbinden wird, daß die große Kluft der Zeiten ihre Wunderbrücke erhält, und daß

auf dieser Brücke einzieht Victor Emanuel, der achte König von Rom!

Die Römer haben im Monat Juni zwei Adressen entworfen und ganz insgeheim in Circulation gesetzt: die eine an Victor Emanuel, die andere an den Kriegsherrn der römischen Besatzungsarmee. Zehntausend Bürger, allen Ständen angehörig, vom Prinzen Piombino, durch die Bureauschreiber der weltlichen Macht hindurch, bis zum einfachen Plebejer haben es mit ihres Namens Unterschrift beglaubigt, daß die Zeiten erfüllet sind. Sie haben wie die ersten Christen aus den Katakomben hervorgerufen: Victor Emmanuel! Zu deutsch: „Siegreicher Herr, sei mit uns!" Unter den Augen der allgegenwärtigen Schergen, von tausend Argusblicken überwacht, bedroht mit dem Exil, dem Verlust des Amtes, mit dem Carcere nuovo, der unversöhnlichen Vendetta der Priester ausgesetzt, haben sich 10,000 Menschen das Wort gegeben, ein großes Geheimniß zu bewahren, und sie haben dieses Wort gehalten! Die Adresse ist richtig aus der Ewigen Stadt heraus nach Turin und Paris gelangt. Kein Verräther, kein Schuft unter Zehntausenden! Und die Römer sind ein rettungslos corrumpirtes Volk!

O, nur ein Quentchen Glaubens an die „drei Worte"; nur endlich einmal das einfache Geständniß, daß es selbst in Italien noch etwas gibt, woran der Vitriol der politischen Feindschaft, die Klatschsucht bezahlter Partisane, das Gift der Sbirren und Mouchards nicht reicht! Nur einen Augenblick der Reue, der Einkehr in Euch selbst, all Ihr besoldeten Scribenten und dressirten Aufpasser, all Ihr Kletten und Schmeißfliegen am rothen Rock Antonelli's! Nehmt Euch ein Muster an dem

Staatsmann von Sonnino; Ihr sollt sehen, wenn er das Geschick nahen sieht, so hüllt er sich drastisch in sein Kardinalsgewand, nicht um zu sterben wie ein Römer, sondern um Gottes Wasser über Gottes Land laufen zu lassen. Der Kardinal kann doch nicht Staatssecretär unter dem neuen Papste werden; wie sollte er sich mit Italien nicht abfinden, nicht Mitglied des heil. Kollegiums bleiben unter dem achten Könige von Rom wie unter dem neunten Pius? Am Ende wird er gar wieder liberal, wozu er schon 1848 Velleitäten verrieth. Ich wette, er hat den Döllinger studirt . . . . .

Nie habe ich bitterer an der Einheit Deutschlands, an der Zukunft des germanischen Mittellandes gezweifelt, als in Rom; nie ist mir die Zersplitterung unserer Kraft mehr als Sündenschuld erschienen, denn in der Nähe des schwankenden Triregnum. Welche Masse von deutschen Freibeutern, von spekulirenden Lumpen, von gewissenlosen Gesellen um den Quirinal und den Vatikan herum! Wie sie sich hängen an das Stürzende, wie sie lügen und verläumden angesichts des mächtig Emporkeimenden, wie sie brutal bornirt sind, wie sie vor Haß und Galle platzen! Sucht man nach den wahren Stützen des Unhaltbaren, nach den Trägern des Unerträglichen, so stößt man auf Deutsche, fast immer auf Deutsche.

Ja, es ist wahr, der Tedesco in Italien ist verfehmt, das Kreuz steht auf seiner Thüre; man hat es so weit gebracht, daß Tedesco gleich Barbaro geworden ist. Man muß diesen Bann förmlich durchbrechen, indem man sich Prussiano nennt, um nur wieder als Mensch in die ersten Rechte der Civilisation einzutreten. Ueberall habe

ich rund heraus erklärt: Non sono Tedesco, sono *Germanico*, und mit wunderbarer Schnelligkeit ward dieser Unterschied allenthalb begriffen, wiederholt, in die allgemeine Ausdrucksweise aufgenommen, von Turin bis Rom. „Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Germane", d. h. ich bin kein Scherge und Büttel, kein Landsknecht für irgendwelche dynastische Schrulle, für irgendwelche mittelalterliche Plusmacherei; sondern ich gehöre zu einem Volksstamme, der anderen Stämmen die Freiheit gönnt, weil er sie für sich selbst in Anspruch nimmt, der auch Andern das Licht der Sonne scheinen läßt. —

Die Welt ist ökonomisch geworden, wenigstens spricht sie gern von Oekonomie, Haushalt, Austausch von Werthen und Diensten. Nun, die Zehntausend von Rom sind auch eine ökonomische Macht, eine Kapitalpotenz, ein Faktor des Weltverkehrs. Was die Moral nicht fertig bringt, das gelingt vielleicht dem allmächtigen Calcül, dem Optimus Maximus unserer Tage. Rom zählt 180,000 Einwohner; 6 Personen auf die Familie gerechnet, ergibt 30,000 Familienväter. Zieht man von diesen 15,000 Geistliche, Prälaten und Mönche ab, so bleiben 15,000 urtheilsfähige männliche Personen übrig. Zwei Drittel von diesen 15,000, sage 10,000, stimmen nicht nur für den sofortigen Regierungswechsel, für die Einsetzung einer *wirklich* weltlichen Macht, sondern sie stimmen mit Namensunterschrift ab, auf die größte Gefahr hin, Märtyrer zu werden. Und noch klagt das Nationalcomité, es habe ihm an Zeit gemangelt, die Furcht vor der Entdeckung der Listen habe deren Absendung beschleunigt!

In früheren Jahren zählte Rom allwinterlich 30,000 Fremde, die, zu 5 Monaten Aufenthalt und die

Subsistenz zu nur einem Scudo täglich gerechnet, jedes Jahr 4½ Mill. Scudi oder 25 Mill. Francs in Circulation setzten. Während des letzten Winters beschränkte sich die Zahl der Fremden auf 5000, auf den sechsten Theil: Defizit von 3,700,000 Scudi oder 21 Mill. Fr.! Ist das nicht hinreichend für Adam Smith, um ein Revolutionär zu werden, und für J. B. Say, die phrygische Mütze aufzusetzen!

Neapel.

Von Rom durch die Pontinischen Sümpfe nach Gaeta und Neapel. — Einfahrt von Norden, Mangel des monumentalen Charakters. — Göthe's ästhetische Weltanschauung. Die Diebshöhle, allgemeiner Bettel, Platen's ästhetischer Bettlermantel. — Die Neapolitanische Malerei, Masaniello. Politischer Charakter und Zustand. — Fehler der Turiner Doctrinäre. — Giuseppe Garibaldi, eine Charakteristik.

Neapel.

Neapel, 14. Mai.

Ich hab's gewagt, und jetzt schäme ich mich fast, daß dabei so wenig zu wagen war. Drei Tage lang von Rom nach Neapel zu Lande gefahren, und nicht das leiseste Abenteuer bestanden! Wenn ich ein Räuber werden wollte, so ginge ich in die pontinischen Sümpfe und lebte dort von englischen Renten. Man kann's nicht bequemer haben: 24 Miglien lang geht der Weg durch die Einöde, zwischen zwei Kanälen und einer Doppelallee hindurch; keine menschliche Stätte als ein einziges verfallenes Kloster; jede Flucht abgeschnitten, jede menschliche Hülfe so weit. Rechts im hohen Schilfe die schwarzbraunen Büffel mit den feuchtschnaubenden Mäulern als Bundesgenossen. Und doch kein Angriff, wie unromantisch!

Die pontinischen Sümpfe sind eine der reizendsten Gegenden der Welt: eine weite grüne Ebene, von bunter Flora emaillirt, mit großen Lachen gesprenkelt, hängt am majestätischen Volskergebirge, zu welchem die blauen Dünste der Moräste wie Opferdämpfe emporsteigen. Rechts am Wege ein Hirtendorf, die Häuser sind hohe Strohkegel in zwei Straßenreihen. Ein reizender grüner Faden zieht sich unsere Dammstraße zwischen Bergnebeln und Büffelköpfen dahin.

Ein französischer Offizier reitet vor uns her, er ist selbst schwerbewaffnet und zwei bewaffnete Contadini, der Gegend vollkommen kundig, reiten ihm zur Seite. Nur zu Dreien also ist die Reise gerathen. Wir legen unwillkürlich die Finger an den Revolver, und der Vetturin knallt vorüber.

Terracina liegt wundervoll zwischen schroffen Felswänden und dem blauen Meer. Die Theodorichsburg in ihren Ruinen bezeichnet vortrefflich den Uebergang vom Verfall der Antike zum frühesten Mittelalter. Aussicht groß. Vegetation mächtig: Palmen, hohe indische Feigen an der Felswand. Letzte Franzosen.

Hier am Ende der Sümpfe drohte man weiter hinaus ins Neapolitanische: „Dort haust der Chiavone, dort kann's Euch schlimm ergehen!“ Der Chiavone ist ein Bandenchef des Quirinal, der aus dem Kirchenstaate in Italien eingefallen ist und die Gegend um Fondi unsicher macht. Wie gesagt, man unterscheidet nicht mehr zwischen Legitimisten und Briganti; es handelt sich nur darum, den Begriff „Italien“ aus der Welt zu schaffen. Im Grunde sehe ich selber keinen Unterschied: Legitimismus ist die ursprüngliche Brigandage, auf welcher der Schimmel der Zeit sich angesetzt hat; Brigandage ist der Versuch, eine neue Legitimität zu gründen.

Wir fahren um den See von Fondi herum. Die Natur wird ganz südlich: Feigen an der Stelle unserer Zwetschen, Lemonen statt der Birnen, Granaten statt der Aepfel — kein Chiavone! Die letzten päpstlichen Thorschreiber bekritzeln zum zehnten Male den Paß: jetzt, sagen sie, beginnt die Gefahr, bei uns ist Alles sicher, dort hinten aber ist's fürchterlich. In Fondi schultert die italienische

Nationalgarde rüstig das Gewehr, es ist Himmelfahrt und tiefster Friede herrscht auf Erden. Auf der Treppe einer gothischen Kirche sitzen die Bauern der Umgegend, in gelbbraunen Hüten und dito Mänteln, ein römischer Senat in Lumpen.

Ein höchst verrätherischer Weg führt uns an lauter bedenklichen Ecken vorbei, hinauf zu unnützen Befestigungen der Bourbonen. Ich springe vom Wagen, studire Cyclopenmauern, botanisire, erwarte den Chiavone hinter jedem Vorsprung — kein Chiavone, kein Anfall! So gelangen wir nach Mola di Gaeta. Mit Kurierpferden jagen wir über den endlosen Damm, durch das Borgo, auf die Festung zu, die um den Orlandothurm herum so scharmant zerschossen ist. Die Offiziere sind freundlich, die italienischen Soldaten lustig, man hört Tanzmusik, viele Braven sind etwas angetrunken. Aber es ist Himmelfahrt, und Gaeta wird nicht alle Tage genommen! In der That das malerischeste Bild der ganzen Reise ist dies verwüstete, zerbröckelte, aufgewühlte Gaeta.

Aber jetzt kommt die Gefahr, zwischen Gaeta und Capua lauert sie; die aufgelöste bourbonische Armee macht die Landstraße unsicher, sie plündert und raubt zu Ehren des Prinzips. Bewaffnete genug sind uns begegnet, Nationalgardisten, Jäger, Offiziere, Private; es muß hier wohl nicht ganz geheuer sein; dennoch gehen die Trauben friedlich in Schein, der Weizen ist reif, die Feigen wachsen dick heran, die Granaten röthen sich, die Palmen ragen feierlich — und immer noch kein Bocc' a terra!

Der Garigliano naht, auf der Brücke halten Bersaglieri Wacht; etliche feilschen mit einer Hökerin, andere grüßen. Garigliano — war das nicht apokalyptisch auf

Garibaldi? Bis hieher hat der Löwe von Marsala seinen Lauf gehabt. Auch Marius war am Garigliano, fast im Garigliano; denn hier verbarg ihn das Schilf vor den Banden des Sulla. Aber was ist Marius neben Garibaldi, welcher Alte hat überhaupt je das ganze Volk in seinem heiligsten Pathos dargestellt, wie dieser demotische Dämon?

Anmuthig schlängelt sich der Garigliano durchs Flachland zum Meere. Dort hinten, was sehe ich? Piemontesische Soldaten escortiren zwei Gefangene mit Handschellen. Richtig, es sind Exsoldaten des Exbourbonen; wir sind also ein paar Stunden zu spät durch die Schlucht der Abruzzen gefahren, um angefallen zu werden.

Jetzt kommt der zweite Kriegsfluß, der Volturno, der die Krümmungen schon in seinem Namen verräth. Die Glacis von Capua sind gänzlich planirt, öde; die Stadt ist so seligtodt, als ob Hannibal's Armee noch immer ihren Rausch in Campagna felice ausschliefe. Kein Chiavone — und es pfeift die Eisenbahn, aller Romantik dampfendes Ende.

---

16. Mai.

Es kommt, glaub' ich, sehr viel darauf an, durch welches Thor man in eine Stadt einzieht, von welcher Seite her man ein Land zuerst betritt. Wer von Afrika oder von Sicilien durch die drei Calabrien und das Principat nach Campanien gelangt, den verläßt die südliche Natur noch nicht und doch geht er nördlicherer Gesittung entgegen, der mag in Neapel noch einmal die ganze Blume des Mittags ans Herz drücken. Wer aber von Norden kommt, namentlich

aus der Ewigen Stadt, der ist wohl durch das Prachtkleid der Natur wonnig überrascht, aber bald sucht er, und leider vergebens, nach tieferem Inhalt, nach Menschen und deren Geschichte. So kam Garibaldi als glücklicher Gemüthspolitiker von der Trinakria herauf geschwärmt, und so betraten vom entgegengesetzten Ende her Victor Emanuel und die Cavour'schen Staatsmänner einen Boden, auf dem sie nicht zu stehen vermochten.

Ich kann nicht läugnen, daß ich die Sache durch die Brille der Farini und Nigra ansehe, da ich, wie sie, von Norden gekommen bin. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich zuerst den Seeweg gewählt hätte, wenn ich von Civitavecchia aus in den Golf von Neapel hineingedampft wäre! Bei Terracina am Kap Circello vorbei, wo die klassische Circe des Odysseus haust, zwischen Gaeta und den Ponzischen Inseln hindurch; links folgen die Ruinen von Cumä mit der Sibylle, die noch in der Sixtinischen Kapelle zu Rom lebt, dann der See Avernus, wo der Eingang zur Unterwelt ist, dann Bajä mit den Ruinen der Tempel, dann das schroffe Kap Miseno, in dessen Nähe die elyseischen Gefilde liegen; rechts erhebt sich stattlich und glänzend das Kastell der Insel Procida, wie ein Feenschloß aus dem Meere schimmernd, darüber hinaus Ischia, an dessen Gebirgen verliebte Wolken hangen. Und jetzt lenkt der Dampfer ein in die göttlichste aller Buchten; zuerst schweift sie linkshin aus nach Puzzuoli zum verlockenden Abstecher, aber von dem blinkenden Nisida an, welches Nitida heißen sollte, dem Schlupfwinkel des Brutus, „als in Vaters Brust sein Eisen drang", thut sich dann das Panorama, das Allgesicht auf, welches die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten enthält und das Ende

aller Wünsche ist. Da ragt der Posilipo mit dem Felsen und dem Grabe Virgils, da thront Neapel wie ein satter Neptun, den Dreizack des Castello dell' Uovo und der beiden Moli hinausstreckend; da liegt jene wunderbare unabsehbare Häusersaat zwischen Meer und Vesuv, die sich nach und nach dem forschenden Auge abgliedert in Portici, Herculanum, Torre del Greco, Torre dell' Annunziata, Pompeji, Castellamare, Vico Equense und Sorrento. Eine leise Dampfwolke ruht auf dem Stolz und Schrecken Campaniens, auf dem doppelten Sicherheitsventil der „glücklichen Erde", die so hundertmal unsicher und unglücklich war und dennoch das Ziel aller sterblichen Sehnsucht bleibt.

Ich will nicht sagen, daß mir dieses Sehen Sterbensgedanken einflößte — vedere Napoli e morire — viel eher fühlt man hier das Bedürfniß der Langlebigkeit und empfindet den ganzen Schauer des Gedankens, von so süßer Gewohnheit des Daseins zu scheiden; aber vielleicht wäre manch bitterer Gedanke, manches Schlänglein von Epigramm in mir erstorben, hätte ich Neapel zuerst von dieser Glanz- und Wunderseite erblickt. Hat nicht der Mensch am Ende das Recht, wenig zu sein, wo die Natur Alles ist? Kann der Sterbliche nicht bequem als Staffage unterkriechen, wo der göttliche Poussin solche Landschaft hingezaubert? Braucht man von diesen Menschenzwerglein Politik und Geschichte zu erwarten, wo die Geister des Sulla, des Crassus, des Cato, des Pompejus, des Cicero, des alten und jungen Plinius, des Augustus und des Virgil aus Grab und Stein für ewig reden? wo der schlafende Vesuv von seinen Großthaten in der Erdgeschichte träumt?

Statt dieses Garibaldieinzugs von Süden her springt man zu Capua aus dem Vetturin in die Eisenbahn, hat nicht einmal Zeit, das Amphitheater zu sehen, läßt Aversa, wo die Attellanen (das römische Lustspiel) erfunden wurden, weit rechts liegen, ohne im schäumenden Asprino Bescheid zu thun, saust an Caserta vorüber, wo der majestätische Demagoge Senat und Volk in lauter Dekreten absorbirte, stößt auf den Vesuv, der wie ein gewöhnlicher Berg am Wege liegt — er achtet das Bestehende, raucht nur ein ganz klein wenig, wie ein einschlafender Gentleman, dem die Cigarre auszugehen droht —, fährt zuletzt am Campo santo, am Kirchhofe von Neapel her, und landet mit kirchhöfischen Gedanken am äußersten Gipfel der vielbesungenen Parthenope. Wie prosaisch-hausbacken das ist!

Es fehlt gerade noch, daß ein gefälliger Mann Euch eine Adresse nach der Riviera di Chiaja gegeben, mit andern Worten, daß Ihr den unendlichen Weg am Meere, die ganze Länge von Neapel, in einem Legno abzurollen habt, daß Ihr Euch durch Hunderte von Fiacres, Cabriolets, Cittadinen, Carrozzen, Frachtwagen, durch das Ameisengewühl von Lazzaroni, Händlern, Schreiern, Fußgängern, Maulaffen durchwinden müßt, daß Ihr auf dem Largo del Palazzo, am königlichen Palast erfahret: jetzt sei der halbe Weg zurückgelegt; daß die Nacht herein- und bei der Villa reale, dem Park am Meere, ein Rad zusammenbricht, daß Ihr endlich im Hotel garni dasteht, ohne einen einzigen Schritt in die dunkle Stadt zu wagen, die gänzlich hinter Euch liegt; es fehlt zum Ueberfluß noch, daß Ihr feine Geruchsorgane besitzt, die ein trockenes Misten von einem nassen zu unterscheiden verstehen.

All dieses Unheil, dieses gesammte Riesenpech hat mich Aermsten betroffen, und als ich mein Fenster im Hotel öffnete, erlaubte ich mir, die berühmte Parthenope sehr unehrerbietig zu charakterisiren: „Neapel ist ein kolossaler Pferdestall am Meere, dem Vesuv gegenüber."

Ein Pferdestall, und wäre er ein königlicher Marstall, und wäre er ein Stabulum Wallensteins, wo „Hochdieselben" aus marmornen Krippen fressen, kann nichts architektonisch Großartiges, nichts Klassisches an sich haben. So auch Neapel, die Stadt. Aus der griechischen Zeit redet keine Mauer mehr zu uns, dafür haben die Cumäer gesorgt, indem sie Parthenope zerstörten. Von den steinernen Römern, die so massiv bauten, wie sie dachten, murmelt die ganze Umgegend, der Tunnel des Posilip, der See Agnano mit der Villa des Lucullus, die antinianische Straße mit der Villa des Cicero, die Tempel des Neptun und der Diana, die Grotte des Sejan, welche zu Ueberbleibseln von Tempeln, Theatern, Bädern, Muränenteichen auf dem Posilip führt, Alles auf Spaziergangweite vor dem Thore. In der Stadt selbst scheinen die Römer nie gehaust zu haben; die Lava der Völkerwanderung hat Alles vertilgt. Byzantinisch sind nicht einmal die Grundrisse etlicher Kirchen, wie sie Rom, durch allen spätern Zopf hindurch, noch immer siegreich aufweist. San Francesco di Paola heißt eine „Basilika", spottet ihrer selbst und weiß nicht wie; es ist die Nachahmung des römischen Pantheons, im Jahre der gnadenvollen Restauration 1817 gegründet; die winzigen halbkreisförmigen Colonnaden, obendrein mit Boutiken besetzt, sind ohne Zweifel von einem Zuckerbäcker geformt, der sich an Bernini's Riesenwald von Steinen vor St. Peter versehen hatte.

Die Kirche Gesu nuovo vom Ende des 16. Jahrhunderts, ist eine ungeschickte Nachahmung von St. Peter; was hier durch Raum und Masse Form und Würde bekommt, das ist dort gedrückt und beängstigend; vom Seitenschiff aus angesehen, stürzen die wuchtvollen Bögen und die schwere Decke beständig hinab. Eine Prachtkirche sonder Gleichen ist S. Filippo Neri, auf antiken Granitsäulen, die leider in einem Meere von Goldbronze verschwimmen. Santa Chiara hat gothische Formen, die aber wieder durch eine Basilikendecke zerquetscht werden; sie stammt aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Der Dom, S. Gennaro, mit der Kapelle des heil. Januarius, dessen Blutstockungen so verhängnißvoll sind, ist im 13. Jahrhundert von dem ersten Anjou gothisch angelegt, aber erst im folgenden Jahrhundert vollendet worden; Granitsäulen zanken sich laut mit Spitzbögen, jonische Säulen in der Krypte schreien wider den dekorirten Hauptaltar. Etwas Form hat dann noch S. Martino aus der Zeit von S. Chiara, am Fuß des berüchtigten Kastell's von Sant Elmo, mit der großartigen Aussicht auf die Bucht und die Inseln, auf den Vesuv und sein Schlachtfeld. S. Severino e Sosio, aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, ist nach dem Erdbeben im 18. Jahrhundert gehörig à la mode coiffirt worden. Einen alterthümlichen Duft verbreiten einzig die Katakomben von S. Gennaro de' Poveri; aber um Katakomben zu sehen, braucht man nicht nach Neapel zu reisen: die sind in Rom, besonders zu S. Agnese und im Cimeterio di Calisto, vor der Porta S. Sebastiano, wo der Kardinal Reisach sie gründlichst zu erklären liebt.

Von den Normannen keine Spur, als daß Castello

Capuano im gräßlichsten Lumpenviertel der Stadt von Wilhelm I. gegründet und als Bruchstück den Hohenstaufen überliefert ward. Aehnlich lieferten die Hohenstaufen die Grundlagen des festen Eikastells im Golf von Neapel an die Anjou's ab. Kaiser Friedrich II., der Gelehrte, Dichter, Rechts- und Kriegskundige, befestigte das alte Castrum Lucullanum, die eiförmige Insel, welche durch eine Zugbrücke zur Halbinsel wurde, und schuf so den Anjou's, den Spaniern und Bourbonen ein Felsennest mehr wider die Volkswuth. Dann hinterließen die Hohenstaufen noch einen Blutfleck: auf dem Marktplatz, Largo del Mercato, rechts von der ungeheuren Toledostraße, legte der junge Konradin von Schwaben sammt seinem badischen Vetter Friedrich das Haupt auf den Block der „edlen und uneigennützigen Befreier". Das sind die normannischen und hohenstaufischen Antiquitäten. Mit Ausnahme solcher Schatten der Erinnerung spricht ganz Neapel nur noch von Anjou, Arragonien, Spanien und Bourbon.

Die wahren Wohlthäter beider Sizilien, die tapfern und gebildeten Hohenstaufen, welche dieses Lazzaronipack eine Weile zur Civilisation zwangen, sind von den tückischen Anjou's auch architektonisch verdrängt worden. Die Franzosen halten sich, zu Paris wie draußen, durch Bauten und Straßen. Der französische Imperator enthüllt sich immer als Aedile.

Auf dem Largo del Palazzo, vor dem Marzipantheon, stehen die beiden großen Reiterbilder Canova's, Karl III. und Ferdinand I., die man keines Blickes mehr würdigt, sobald man die beiden Balbus vom Theater zu Herculanum im Museo gesehen hat, und die dem von Rom Kommenden wie bronzene Pasquille auf den Marc Aurel des

Capitols erscheinen. Man erzählt sich ganz naiv — und die Welt ist immer am durchsichtigsten, wo sie naiv wird — die beiden Reiter des Canova wögen 24,000 Pfund und hätten 400,000 Dukaten, zu 10 Carlin, gekostet. Wer hat die beiden Balbus und den Marc Aurel gewogen, die doch den ganzen modernen Plunder aufwiegen? Wer spricht von den Kosten jener antiken Pferde?

Vor dem hintern Gitterthor des Palazzo reale stehen die berühmten Pferdebändiger des Kaisers Nikolaus von Rußland, einmal nach Berlin, ein anderesmal nach Neapel verschenkt. Auch Cloudt, der fast nie genannte Urheber dieser Doppelgruppe, mußte sein Werk der Antike absehen, und sein Urbild steht auf Monte Cavallo, vor dem Quirinal zu Rom; aber seine Pferde sind wenigstens mit antikem Hafer gefüttert, während die Canova'schen englisches Futterpulver gefressen zu haben scheinen; und von Cloudt's Bändigern kann man schlimmsten Falles sagen, es seien gute Modellfiguren. Canova's Könige, Karl III. und Ferdinand I., lungern in die himmlische Luft von Neapel gleich Schwindsüchtigen hinein, da doch der edle Marc Aurel noch auf schief gedrücktem Pferde wie der Herrscher des Erdballs thront.

Aus diesem Pferdestalle mit etlichen antiken Säulen und mittelalterlichen Gewölben flüchtet sich der stets unbefriedigte Wanderer immer wieder ins Museum, zu Marmor- und Bronzebildern, zu pompejanischen Fresken und gräco-italischen Vasen, oder er eilt hinaus in den Azur, wo er stolz über Neapel wegsieht.

Retten wir uns nach St. Elmo! Der Weg fordert zwar strenge Buße: eine fortlaufende Treppe windet sich aus stinkiger Seitengasse der Toledostraße bis zum Fort

hinauf. Bequeme Leute steigen zu Esel, und dieses geduldige Allerweltsvieh wartet beständig am Fuß der Treppe. Wer aber mehrere dieser Thiere zusammenknicken sah und überhaupt lieber auf eigenen Füßen steht, der nimmt das Opfer des Schweißes auf sich und sucht das Bombennest selbst auf. Ich sage: „sucht", denn Fragen hilft in Neapel nichts. Das Volk kennt weder Straßennamen noch Entfernungen. Dem kühnen Columbus, der ihm vom Hafen aus St. Elmo zeigt, wird bedeutet, dazu gehöre eine Tagereise, von Sonnenaufgang an, während doch die Expedition in zwei Stündchen abgemacht ist. Das Volk weiß nicht wie seine Hauptkirchen heißen, es lacht in kannibalischer Dummheit, wenn man sich nach S. Martino am Berge erkundigt.

Triefend langt man auf der schrecklichen Treppe endlich vor dem äußern Thore der Feste an, fällt einem heißhungrigen Cicerone in die Hände und wird über den Hof vor einen steinernen Adler Karl's V. geführt, dem ein dummer Kanonenschuß oder ein dummer Pöbelhaufe den Kopf abgeschlagen hat; dieser Kopf wird in einer finstern Rumpelkammer neben andern „Sehenswürdigkeiten" verwahrt. Dann geht's hinein in die entsetzlich dicken Gewölbe. Eine breite, gepflasterte Wendeltreppe führt durch dicktes Gemäuer; jede Biegung des Wegs bildet eine neue Burg, zur neuen Vertheidigung geeignet; ich möchte die Gezogenen hier am Werke sehen und wissen, wie viel Bomben dieses Zwing-Neapel kostete. Oben ist wieder ein Hof, eine neue Feste auf der untern; durch ein Thor steigt man zur Plattform, die sich im rechten Winkel so weit nach allen Richtungen ausdehnt, daß kein Fleckchen der Stadt ungesehen bleibt. Das war der

ewige Alpdruck Neapels unter den beiden letzten Bourbonen. Die Brüstungen mit den Schienen für das grobe Geschütz sind noch vorhanden; das Material selbst ist bis auf die letzte Spur verschwunden. Die Piemontesen wollen das Nest nicht zerstören, es soll als — Monument stehen bleiben, sagen sie. Sehen selbst die Sieger des allgemeinen Stimmrechts voraus, daß sie möglicherweise auch einmal Neapel bombardiren könnten? Oder was soll dieser Respekt vor wüsten Steinhaufen des Mittelalters, vor der Drachenhöhle des kaltblütigsten Mordes? Es sollte ein Feiertag im Kalender sein, wenn alle diese Asyle des brutalsten Despotismus in die Luft gesprengt würden.

Auf dem einen Schenkel des rechten Winkels erblickt man die Bucht und die Inseln, zuletzt das holdselige Capri, flankirt von den beiden Kaps Miseno und Campanella, den düstern Vesuv mit seinen Lavameeren von 1859, und den fröhlichen Kranz von Häusern und Städten bis Sorrent. Vom linken Schenkel beherrscht man zum ersten Male die eigentliche Stadt, jene Herberge einer halben Million Menschen, vom Hafen bis zur Eisenbahn und bis zur Höhe des Capodimonte. Hier ist Neapel wieder schön, hier läßt man die Poeten wieder gelten; denn von hier aus ist der groteske Pferdestall rein objektiv, Gegenstand geworden. Diese blaue Luft, durch Pinien webend, hier und da eine stolze Palme umfächelnd; dieses Meer, diese Bergzüge, diese Weite, die doch so nahe scheint, diese duftigen Inseln, dieser Schmelz, der die Erde umwandelt und ihr paradiesische Töne anhaucht: ja, das Alles ist nur einmal vorhanden, findet sich nirgends wieder, das ist einzig, das ist Neapel.

Könnte man nur hier oben bleiben! Aber da hausen Gefangene, die zur Strafarbeit verdammt sind; da wohnen trübselige Veteranen, die das Gnadenbrod knuppern. Oder gäbe es wenigstens keine Neapolitaner in Neapel!

---

18. Mai.

In der Villa Reale, dem prächtigen Park mit sehr guten Marmorkopien nach der Antike, dehnt sich eine Terrasse bis über das Wasser der Bucht; an die Umzäunung gelehnt, schickt man dort den Blick über die azurne Fluth, ein Fischerboot im leichten Flug begleitend, oder nach Delphinen spähend, wie sie durch weißen Aufschaum das rosige Licht plätschernd begrüßen. Der Delphin ist noch immer das Wunder der südlichen Meere, und noch hat er nicht aufgehört, die Poesie auf seinem Rücken zu tragen.

An jener Balustrade steht ein vornehmer, wohlgebildeter Mann in den besten Jahren, der mit feurig klugen Augen auf eine Schaar nackter Buben hinabblickt, welche am Ufer des Wassers auf etwas warten. Das Ziel ihres Wartens ist ein Stück Geld, in's Meer geworfen; sobald der vornehme Herr ihren Wunsch erfüllt hat, stürzen sich die Buben mit aller Gewalt in's Meer, dem Geldstücke nach. Das männliche Geschlecht zu Neapel hat schöne, rein verhältnißmäßige Glieder, die an die strenge Plastik vor Phidias erinnern; ein Muster der Gattung von bezaubernder Bildung ist der edle, gestreckte Athlet aus Herculanum, rechts im ersten Portikus der Marmorbilder des Museo reale. Aus den Buben unter uns könnte man lauter Amore und Ampelus, auch junge Faune machen,

die sich im Bade um zarte Nymphen raufen. Und sie raufen sich wirklich, es spannen sich die jungen, elastischen Muskeln, es sprüht das Auge, halb zur Tiefe des klaren Meeres, halb auf den Feind; es drehen sich die Hälse bis zum seltensten Aufsatz auf dem Rumpf; sie fassen sich, werfen sich, ziehen sich nieder, bis Einer endlich die kostbare Beute erhascht und triumphirend in den Mund steckt. Der vornehme, wohlgebildete Mann auf der Estrade schwelgt in seinem ganzen Wesen, in seinem Haupte geht eine Offenbarung auf, es wird eine Pallas gebären.

Harrend steht wiederum die Schaar der Buben am Wasserrande; einer der unglücklichen Kämpfer lächelt verschmitzt zu dem Vornehmen empor, und ruft verschmitzt lächelnd: Signore, un pezzo di moneta, muojo da fame! „Ein Stück Geld, gnädiger Herr, ich sterbe vor Hunger!" Und der Vornehme holt noch einen halben Carlin hervor, schleudert ihn weithin in's proteische Gebiet, und abermals stürzen die plastischen Hungerleider nach, und abermals ergötzt sich der schöne Mann an der wiedergebornen, frischbelebten Antike, die man jenseits der Berge schlechterdings nicht versteht.

Der vornehme wohlgebildete Mann ist Göthe, in dessen Jupitershaupt die „Iphigenie" reift; die Buben sind das Volk von Neapel, und die Unterschrift des Bildes lautet: „Aesthetische Weltanschauung!"

Es ist gewiß allen Lesern im Gedächtniß, wie milde, erklärend und rechtfertigend Göthe den italienischen Volkscharakter, auch den südlichen behandelt, wie eifrig er sogar vom Lazzarone Neapels alle schlechten und widerwärtigen Eigenschaften wegdisputirt, wie er in Neapel keine Tagediebe, Faullenzer und Schmeißfliegen gesehen haben will,

sondern eitel rührige und thätige Menschen, die auf Tritt und Schritt dem „Erwerb" nachgehen, sich beständig ein „Geschäft" machen, überall etwas zu „verdienen" suchen, und in diesem Trachten jenes unendliche Gewühl und Gewoge hervorbringen, welches so reizende Bilder in sein großes Auge warf. Andere Schriftsteller, obgleich weniger ästhetisch begabt, sind doch auf Göthe's Spur gegangen, und F. A. Mayer z. B. in „Neapel und die Neapolitaner" erörtert uns gleichfalls des Breitesten, die Lazzaroni seien „nichts weniger als Faullenzer oder Tagediebe." Greverus in der „Reise in Italien" setzt seiner plastischen Körperbeschreibung die seltsame Krone auf: „Ihre ganze Physiognomie verräth weder Rohheit noch Wildheit, wie sie denn auch meist gutmüthig und ehrlich sind!" Wie schade, daß Greverus uns die Definition von „ästhetischer Ehrlichkeit" schuldig geblieben ist! „Aesthetisch ehrlich" sein, heißt wohl Mausen nach dem elften Gebot: „Laß dich nicht erwischen!" „Aesthetische Ehrlichkeiten" sind wohl die Spitzbübereien des Amor, der allen Göttern ihre Attribute stiehlt und sich dann mit dem Dreizack des Neptun, mit der Leier Apollo's, mit dem Schlangenstab des Aeskulap, mit dem Donnerkeil des Zeus ein Privatvergnügen macht! „Aesthetisch ehrlich" sind wohl die Schutzbefohlenen des Merkur, die Geldwechsler und Beutelschneider, die auf ihr Haus schreiben: Rogat ut faveat, „Heiliger Schutzpatron der Krummfinger, bitt' für uns!"

Ich will hier den Begriff des Lazzarone weder physiologisch noch social feststellen, nicht die Frage entscheiden, ob die Facchini oder Lastträger mit zu der ehrsamen Zunft der Lazarusbrüder gehören, ob die Bevölkerung im und am Hafen von ihr auszuschließen ist. Jedenfalls thäte

man großes Unrecht, blos die obdachlose Legion, die sich auf Gerathewohl auf den ungeheuren Straßen und Kais der Stadt herumtreibt, Lazzaroni zu nennen; auch habe ich fast vergeblich nach der „leinenen Hose" und der „rothen Mütze" gesucht, welche als klassische Uniform in den Büchern paradiren. Obendrein werden die eigentlich schlechten Streiche von viel besser gekleideten, meist herrenmäßig aussehenden Individuen verübt.

Genug, ganz Neapel ist eine lärmende, schreiende Diebshöhle, in der wirklich „gutmüthig" nur die Pferde und die Esel sind. Es ist erstaunlich, was namentlich die Wagenpferde aushalten, wie zehnjährige Vetturini junge Hengste ohne Gebiß regieren, wie alle die Tausende von Gäulen gegen einander, neben einander her rennen, fallen, wieder aufstehen, ohne daß jemals ein Unglück sich ereignet. Pferd und Mensch stehen in diesem Süden in einem viel engeren Verhältniß, in viel größerer Wahlverwandtschaft, als in unserem Norden, und dies aus einem von zwei Gründen: entweder ist das Thier hier menschlicher oder der Mensch mehr bestienartig.

Ganz Neapel ist eine lärmende, betäubende Diebshöhle. Kauf und Verkauf sind hier gar nicht organisirt, der Tausch hat nicht seine selbstrebende Stätte, wo der Anbietende wartet, der Nachfragende sich hinbegibt; sondern das Angebot ist ewig, allgegenwärtig, jedes erdenkbare Bedürfniß wird uns an jedem erdenkbaren Orte zugemuthet. Die Fiacres und Cittadinen haben zwar ihre Standorte auf öffentlichen Plätzen, bei großen Gebäuden; aber es rennen und jagen ihrer noch viel mehr beständig durch die Straßen, kreuzen vor dem Fußgänger, sperren ihm den Weg, drehen den Wagenschlag impertinent geschickt

bis an seine Kniee, schreien, ihrer sechs auf einmal: Mossiou, Mossiou, vuole! quäcken von allen Böcken herab, auf große Entfernungen: Lei, lei! Sie da! proponiren selbst die Ausflüge: Al Vesuve (mit französischer Aussprache), piepsen ein hundertfaches Pst! Pst! — kurz, machen jeden Gang durch die Straßen Neapels zur Riesenarbeit, so daß man ein Herkules zu sein glaubt, wenn man dieser Rotte Korah glücklich bis zum Museo entkommen ist. Man muß den Stock drohend erheben, um sich durch die Carrozzen Bahn zu brechen, man muß fluchen und schimpfen, bis man den Emailleglanz eines „Inglese“ von sich abgekratzt hat.

Mitten in dieser heulenden Wagenburg, welche die Toledostraße zur Hölle macht, stürzen die wüthendsten Bacchantinnen in Gestalt sogen. Blumenmädchen auf die Kämpfenden ein, garstige Bronze-Karikaturen in buntem Trödelstaat, mit Stimmen wie Kohlentreiber, jede ein Bouquet wie eine Pistole hinhaltend. Schlägt man die Gabe der Flora in der Hand der Furie aus, so ereignet sich ein umgekehrter Taschendiebstahl; die „Besen“ stopfen dir die Blumen in die Tasche, zwischen die Brustknöpfe, grinsen dabei vor Freude, und laufen bettelnd hinterher. Um ein Exempel zu statuiren, zog ich ein solches Bouquet aus der Tasche, zerriß es und warf die Fetzen der Furie vor die Füße. Jetzt zog sie mit langem Gesichte ab. — Morgens früh öffne ich kaum die Balkonfenster, so schwirrt es von Blumensträußen herein, ein ganzes Rudel von Verkäuferinnen steht unten, eine noch häßlicher als die andere. Verwundert ob solcher Hartnäckigkeit, gedachte ich der bekannten venetianischen Spekulation, welche Namen und Adresse der Holden mitten im Strauße verbirgt;

aber nein, nichts als Stiele und Blätter! Wie lieblich taucht ihr in meiner Erinnerung auf, ihr sauberen, netten Blumenmädchen von Mailand und Florenz!

Hüte sich nur Jeder während des umgekehrten Taschendiebstahls, daß ihm nicht ein grader applizirt werde, daß man ihm nicht auf der einen Seite die Blumen in den Busen hinein-, auf der andern Schnupftuch und Börse aus der Tasche herausstipitze! Auf ein Haar wäre es mir so ergangen, als ich in Fontana Medina aus der großen Post herauskam. Indem ich mich durch die Masse der Kommenden und Gehenden, Stehenden und Lesenden mit einem Briefe in der Hand dränge, fühle ich ein Zupfen an der rechten Rocktasche, und zugleich einen winkenden Schlag auf der Schulter. Das Foulard hing zu sieben Achteln aus der Tasche, hier wollte es nicht weiter, weil ein schwerer Gegenstand in den Zipfel eingebunden war. Dadurch war zugleich das Zupfen empfindlicher geworden, und ein dabei stehender Herr hatte das edle Unternehmen gewahrt; dieser klopfte mir auf die Schulter. Wir Beide sahen den Gauner dicht vor uns, es war kein Lazzarone, sondern ein Bursch in den Zwanzigen, in bräunlichem Sammtkamisol und Sammthosen, barhaupt, mit etwas Röthe der Verlegenheit geschminkt. Die „ästhetische Ehrlichkeit" war coram publico prakticirt und entdeckt worden; aber kein Mensch dachte daran, den Burschen festzuhalten, der vielmehr gemessenen Schrittes, wie ein begossener Pudel, abzog, den Blick stier auf die Straße heftend. „Man muß sich hier in Acht nehmen", sagte mir der Herr, und wir trennten uns.

Hier gibt es keine Preise, kein Ding und kein Dienst hat seinen Werth, um den man sie nehmen oder lassen

kann, Alles hängt von der Phantasie des Anbietenden, von der Klugheit und Sprachfähigkeit des Nachfragenden ab. Das beste Mittel für den italienisch Redenden ist: „Auf groben Klotz ein grober Keil, auf einen Schelmen anderthalbe." Man muß auch „ästhetisch ehrlich" werden, unverschämt bieten, schamlos weitergehen, sich zweimal nachlaufen lassen, nie über ein Drittel geben.

Das Murren und Knurren über's „Trinkgeld" ist ein gutes Stück der neapolitanischen Nationalität. Tretet in einen Laden, bei einem Barbier oder Parrucchiere ein, fragt nach einer Straße, nach einem Monument: sofort wirft der Ladeninhaber sein Kamisol über die Schulter, Euch zu begleiten, das Trinkgeld abzuverdienen. Erkundigt Euch nach einer Kirche, nach einem Konsulat, der Mann weiß gar nicht, wo die Dinge sind; aber er kleidet sich an, er will absolut mit Euch gehen, er sieht das Trinkgeld als Hesperidenapfel am Ziele winken. Gebt ihm nachher, was Ihr wollt, wenig oder viel, immer ist es poco, piccola moneta, er hat zwei Miglien für Euch gemacht! Ein Cicerone, ein Custode, mit dem Ihr nicht vorher haarscharf akkordirt habt, heult und schreit Euch nach wie ein Besessener; je mehr man gibt, desto schlimmer, denn wer viel gibt, der ist ein fremdes Hühnlein, welches gerupft zu werden verdient. Schließt Euch ein Mensch eine Thüre auf, vor welcher er amtsgemäß Posten steht, so läuft er Euch schreiend nach: „Ein Trinkgeld, ein Trinkgeld, ich habe die Thüre geöffnet. Aber, zum Teufel, Herr, la bottiglia!"

Kein Mensch in Neapel hat mir das liebliche grazie von Oberitalien und selbst von Rom gesagt; nur die Stiefelputzer auf der Straße brummen es hervor, wenn

man $1^1/_2$ oder gar 2 Gran gibt. Nicht gejammert hat einzig und allein der Custode von Herculanum, ein Falstaff, der des Morgens aufgezogen zu werden scheint, damit er das unterirdische Stück Theater mit regelrechtem Schnarren abkommentire. Diesem Automaten-Falstaff in der Lavahöhle von Herculanum die dankbare Anerkennung eines Vielgeplagten.

Ja, diese Neapolitaner sind rührige, lärmende Geschäftsleute, sie schwitzen und keuchen hinter den Existenzmitteln her. Man tritt in ein öffentliches Lokal, sofort steht eine Schildwache an der stets offenen Hausthüre. Sobald man fertig ist, geht ein telegraphischer Wink hinaus, der die Fiacres in Bewegung bringt. Glückt der Wurf, so erhält die Schildwache ihren Antheil. Der Kutscher steht wieder im Geheimbunde mit den Eseltreibern, Ciceroni und Custodi; diese verstehen sich mit Restaurants, Thermopolen und noch anderem Gelichter. Kommt's zum Bezahlen, so steht der Prozentsatz jedes Helfers und Helfershelfers fest. Ganz Neapel besteht aus Courtiers und Maklern, Untermaklern und Vice-Untermaklern.

Arg bestaubt trete ich in ein kleines Kaffeehaus in Santa Lucia und winke einem Stiefelputzer herbei. Während der Operation gewahre ich, daß eine Gumminaht an meinem Wanderschuh gerissen ist. „Laß das bei einem Schuster machen, was kostet es?" sage ich zu dem wichsenden Lazzarone. Was gar keinen Preis hat, das kostet in Neapel 5 Gran. Also 5 Gran, es sei darum! Aber der Stiefelputzer geht nicht etwa selbst, sondern im Nu ist irgend ein halbnackter Bub' aus der Erde gewachsen, der den Schuh davonträgt. Während der Schuster näht,

kommt der Bub' zurück, eine Tasse Kaffee bestellend. Offenbar hatte er vorher keinen Deut in der Tasche, die 2 Gran werden so eben „verdient". Der Schuh wird geholt, ich zahle 5 Gran, da stehen drei Menschen, die schon an dem Schuh „verdient" haben: der Bub' seinen Kaffee, der Wirth am Kaffee, der Schuhputzer hat die ganze Entreprise zuverlässig nicht gratis besorgt. Bleibt der Schuster übrig — Aufgabe für die Wahrscheinlichkeitsrechnung: was bekommt der Calzolajo? Wenn der Hauptentrepreneur seinem Mittelsmann 2 Gran opfert, so wird er selbst doch ebenso viel beanspruchen, am Ende gar noch einen halben Gran mehr; dann bliebe für den Handwerker und seinen Zwirn netto ein halber Gran übrig. Zu Deutsch zwei Pfennige!

Vom Bettel in der Stadt der Lazzaroni will ich kein Wort sagen; der Begriff des Bettels ist hier so elastisch wie der des Lazzarone selbst. Wer kein „Geschäft" machen kann, der bettelt, das ist auch ein „Geschäft". Nur nicht wie in Rom, Paris, London und sonstigen großen Städten, wo der Bettler geboren wird, handwerksmäßig seine Rolle einstudirt, sich in einer Leihanstalt Krücke, Kostüm, Kinder, Greise und dergleichen Requisiten borgt, in Blindheit, Arm- und Beinbruch, in der Wittwe mit hungrigen Kleinen „macht", es auch wohl zu Vermögen bringt, Kapitalien im Strohsack, in der Stubenritze aufhäuft. Nein, in Neapel ist der Bettel der Lückenbüßer, wenn sonst nichts zu thun ist; der Pöbel bettelt, wenn man ihm seine angebotenen Dienste zurückweist; der Neapolitaner bettelt im Geschäft, nach dem Geschäft; kann dies nicht sein, so bettelt er trocken. Sein Universum besteht aus Signori und Inglesi, die dafür auf der Welt sind, sich von ihm

betrügen, bezwacken und anbetteln zu lassen. Sein Schicksal, nichts zu haben, nichts zu sein, hat er gleichmüthig auf sich genommen; aber die Signori und Inglesi sollen auch dafür das ihrige tragen, sich von ihm prellen und plündern zu lassen. Das ist die providentielle Ordnung der Dinge, die „beste Welt", und dabei schlägt der Lump auf seine Brust: Jo sono galantuomo, sono Napolitano! „Wir Neapolitaner sind ehrliche Leute." —

Göthe ist sein ganzes Leben lang der ästhetischen Weltanschauung treu geblieben. Es stand ihm zu Gesicht, alles Sittliche durch die Brille der Aesthetik zu betrachten; daher auch sein krankhafter Widerwille gegen die Ideen des Fortschritts, der Volksentwicklung, der Herder'schen Humanität. Göthe war, um es barok zu sagen, im Grunde ein großer Verbrecher, ein Beleidiger der Majestas humana; denn ihm blieb die Menschheit stets Gegenstand, Objekt, eben gut genug, sich vor seinen Augen zierlich zu drapiren, sich niedlich im Kreise zu tragen. Aber um der Welt das Schöne zu lehren, wie er es gethan, mußte und durfte er so sein. Seine wunderlichsten Aeußerungen und Schilderungen, selbst seine Rechtfertigung Neapels ärgert uns nicht; das war ihm so natürlich, dem vornehmen, wohlgekleideten Herrn am Golf von Neapel, der für ein Fünfgranstück die Glieder der Bettelbuben im durchsichtigen Wellenbade bewunderte, und der die abscheuliche Verlogenheit jener jungen Faune wohl gar reizend fand, wenn sie ihn lachend angrinsten: Muojo da fame, ich sterbe vor Hunger!

Graf Platen ist nicht so glücklich gewesen, weil er nicht so groß war. Wir haben sicherlich nichts Gutes von den Neapolitanern gesagt, wir suchten sie nach der

Natur zu schildern; aber Aergeres ist nie vorgebracht worden, als was Platen mit vollen Lobesbacken, im allerunbegreiflichsten Zusammenhange vorträgt, wenn er also scandirt:

„Wohl dem Volke, dem glücklichen, dem die Natur verliehn
Angebornes Maß, dem entfesselten Norden fremd! —
Durchs Gewühle mit Müh, ein Ermattender, drängst du dich
Andre Gassen hindurch; der Verkäufer und Käufer Lärm
Ringsum. Horch, wie sie preisen die Waare mit lautem Ruf!
Käuflich Alles, die Sache, der Mensch und die Seele selbst."

Ein seltsames „angebornes Maß", wenn „der Mensch und die Seele selbst käuflich" sind! Und wie glücklich ist der „entfesselte Norden", daß ihm diese Verkäuflichkeit fremd geblieben ist! Wäre sie's nur ganz und gar, von Anfang bis zu Ende!

Heine hat den Grafen Platen unter einem ganzen Vesuvausbruch von Latrinenlava nicht ersticken können, und Heine selbst kann sich seiner eigenen Weltanschauung wahrhaftig nicht rühmen. Aber Platen beleidigt uns durch Verse wie obige weit empfindlicher als Heine mit seinem spottenden Nihilismus. Er setzt die ruchlose Verworfenheit einer ganzen Bevölkerung als simples Ornament in ein episches Relief; die gräßlichste Unsittlichkeit kann eben als Zierrath im antiken Versmaße verwerthet werden! Das heißt nicht mehr antik fühlen, das heißt Götzendienst mit der Antike treiben.

Und dem edlen Grafen konnten die Neapolitaner ganz unmöglich blos Gegenstand sein wie dem Altmeister

von Weimar, der ein Kreuz vor der Politik schlug. Platen hat bekanntlich die Polen besungen und Metren wie Reime auf die Köpfe gewisser Nordmächte geschleudert. Sind etwa die Polen einzig zur Wiedergeburt prädestinirt? mit welchem Rechte werden die Italiener von der Auferstehung ausgeschlossen? Siehe, Italien ist den Polen gar zuvorgekommen; es hat den Stein abgewälzt, an dem sie in Warschau noch verzweifelnd heben. Kann aber ein Volk frei werden, in welchem „käuflich Alles, die Sache, der Mensch, die Seele selbst?“

---

19. Mai.

Wenn man im Museo Reale zu Neapel den linken Flügel der Gemäldegalerie im obern Stock durchmustert und einen ganzen Tag lang die Sisyphusarbeit auf sich nimmt, Zusammenhang und Entwicklungsbegriff in die sog. Neapolitanische Schule zu bringen; wenn man aufzubauen trachtet, was sich immer wieder als heterogenstes Material verwirft: Tommaso de Stefano, Giottino zubenannt, Solario, gen. lo Zingaro, nebst Pietro Donzello, leidliche Komponisten und Koloristen des 15. Jahrhunderts; Andrea da Salerno, Gian Bernardo Lama, Fabrizio Santafede, Giovanni Criscuoli, kleine Menschen aus dem großen Sechszehnten: so stößt man im 17. Jahrhundert auf das barokste Gemengsel von steifreligiösen Bildern, brutalen Archaismen, kraftgenialischen Anstrengungen, historischen Velleitäten, etlichen wohlthuenden Lichtschimmern des Rafael und Michel Angelo und verblüffender Nachahmungswuth. Das ist, sagte ich mir, das goldene Zeitalter Neapels, das ist die geistige Befähigung dieses Landes!

Pietro Novello, gen. Monrealese, malt ein „Annunzio“, wie es Fiesole kaum so kindisch zulassen würde: Christus in der Dreieinigkeit, über dem Engel und der Maria, zum Beweise, daß er von Ewigkeit her gewesen! Massimo Stanzioni bleibt unveränderlich bei seiner Vergine col Bambino e Gloria d'Angeli. Il Calabrese wandert im tiefsten, oft schmutzigsten Schatten hinter Guercino und Domenichino her: „Der verlorne Sohn“ stürzt sich in die Arme seines Vaters, „Jesus heißt die Pharisäer Cäsar'n Tribut zahlen“, „Jesus stürzt den Dämon vom Felsen“. Ribera, gen. Spagnoletto, begeistert sich an den Kühnheiten und Schattenwagnissen Michel Angelo da Caravaggio's, genialisirt im „trunkenen Silen“ bis zu Rubens'scher Derbheit, wirft sich dann aber wieder mit dem „heil. Bruno“ zu den Füßen des Jesukindes, zwischen Jungfrau, Joseph ed altri Santi, Glorie von Engeln. Domenichino Gargiuolo, Mico Spadaro genannt, malt Geschichte nach der Elle, tausend Figuren auf einem Bilde: „Die Revolution von 1647“ mit all ihren Scheußlichkeiten, Weiberleichnamen, abgeschlagenen Köpfen, Raub- und Mordepisoden; den „Einzug Don Juan's von Oesterreich“ in das bewältigte Neapel, die Moral von der Revolution: cosi fortuna va cangiando loco, heute mir, morgen dir, Rebellenköpfe anstatt der adeligen Häupter; dann die „Pest von 1656“, das nachträgliche Strafgericht Gottes, Galgen und Rad für die Urheber der Ansteckung, ein Kind trinkt an der Brust der todten Mutter! Neben und über Spagnoletto steht der geniale Salvator Rosa, barok in allem Historischen, tüchtig in den „Schlachten“, der Bewegung von Pferd und Mensch, groß in der wilden Landschaft, einzig in den Bildern des

Palasts Pitti zu Florenz. Den Schluß bildet der fieberhaft fleißige Fapresto (Machschnell), Luca Giordano mit Namen, der gelungenste Deckenmaler, z. B. in den florentinischen Kirchen; im Oelbilde der Nachahmer aller Nachahmer, heute von Albrecht Dürer's „Pilatus, der sich die Hände wäscht“, morgen von Paul Veronese's „Herodes und Herodias“, übermorgen von Carlo Maratta's „Heil. Familie mit Engeln“; Tags darauf ist es wieder Albrecht Dürer: „Pilatus zeigt den Juden ihren König.“ Sein Bestes ist die „heil. Jungfrau del Rosario“ mit den HH. Domenico, Francesco und Cattarina auf den Knieen; daneben hat er den „heil. Franz Xaver wie er Indianer auf den Stufen eines Tempels tauft“, in vier Tagen (fa presto) hingeschmiert.

Im ersten großen Saale der neapolitanischen Bilder hängt das Porträt eines jünglinghaften Lazzarone: ausdrucksloses, pfiffiglauerndes Gesicht mit plötzlich abgeschnittenem Kinn, Lavafarbe auf den Backenknochen, ein Komödiantenbarett mit provozirender Hahnenfeder auf dem Kopfe, die Thonpfeife im Munde, den Kneiptopf vor sich. Dieses Porträt ist von Mico Spadaro, dem historischen Moralmaler, und stellt dar den Tommaso Anello — Masaniello — von Sorrent, wo zufällig auch Tasso geboren ist. Die Kritiker von jenseit der Berge wollen nun absolut nicht glauben, daß dieser gemalte Lumpazivagabundus der Masaniello von 1647 sei, der eine „Revolution machte“ und — ein paar Tage — „beherrschte“; auch der wackere Rochau schüttelt gedankenvoll das Haupt und kann den „Führer einer großen Revolution“ nicht in diesem kinnlosen Lazzarone entdecken.

Aber was gehört denn dazu, mit diesen Lazzaroni-

banden eine Weile umherzutoben, sie plündern und morden zu lassen bis zur Sattigkeit, sich dann überlebt zu haben und von demselben Packe in Stücke gerissen zu werden?

Und was war denn die Parole der „großen Revolution“ von 1647, für die Ihr einen Cromwell zu beanspruchen scheint? Sie lautete: Fuora le gabelle, viva il Re! „Keine Steuern mehr, es lebe der König von Spanien!“ Alle Lazzaroni von ganz Neapel, um die ganze Bucht herum, haben nie etwas Anderes gesagt, sagen auch jetzt nichts Anderes: Zu essen müssen wir haben, aber einen König wollen wir! Verändern, verbessern, aufathmen, Mensch werden, revolutioniren, daran dachte das Gesindel nie, weder damals noch jetzt. Keine Verzehrsteuer zahlen, überhaupt nichts zahlen, nichts leisten, vor allen Stücken nicht Soldat werden, sich dann aber vom allmächtigen Könige ernähren, amusiren, auch ein wenig fuchteln lassen: das ist Neapolitaner Art, und das liegt Alles in der verschmitzten, nichtssagenden, rauchenden, trinkenden Hahnenfeder-Renommage des Mico Spadaro. Wenn dieses Bild nicht den Masaniello bedeutete, so müßte man conjecturiren, ob es ihm nicht wenigstens geglichen habe.

Die neapolitanischen Revolutionen werden alle nach dem Motto abgespielt: Fuora le gabelle, viva il Re! Daß die Bewegung von 1860 einen andern Verlauf nahm, daran war die Nachahmungstarantel des Luca Giordano Schuld, die ihnen Garibaldi von Sicilien herüberbrachte. Da oben in der Lombardei, auf beiden Seiten des Apennin hatte man gerufen: „Einheitliches Italien und Victor Emanuel!“ Und die Millionen von

Luca Giordano riefen für einen Augenblick nach: „Victor Emanuel und Einheit Italiens!" Jetzt sind die „Piemontesen" in Neapel, die Abstimmung ist vergessen, die italische Einheit verdampft wie ein Punschrausch. Die Schlösser stehen leer, der König fehlt, und die „Piemontesen" sind „Fremde, Eindringlinge, Usurpatoren, Länderdiebe, anmaßende Herren, welche Neapel von Turin aus regieren wollen."

Einen König, einen Hof, Feste, Auffahrten in altfränkischen Karrossen, Umschlag in den Modeläden, bei den Zuckerbäckern, serviles Betteln und gnädiges Gewähren, Adulation vor etikettenmäßiger Einsilbigkeit, religiöser Schauer vor irgend einer Person, welche die „Majestät" heißt, Gehälter, Zulagen, Gratifikationen, Ordensbänder, Audienzen, so Tags nachher in der Hofzeitung stehen, fremde Prinzen, Gesandten, rasselnder Luxus auf dem Corso der Riviera di Chiaja, ein hohles Sichdrehen im Kreise von Morgens bis spät in die Nacht, Zechinen oben, Piaster und Dukaten in der Mitte, Carlini und Grani unten hin regnend: — das kann Neapel nicht vergessen, ganz besonders nicht das Neapel jenseit des päpstlichen Rom.

„Ja, wenn Victor Emanuel noch in Neapel residiren könnte!" sagte eine Dame, garibaldisch wie alle. „Glauben Sie kein Wort davon", raunte mir ein Konsul auf französisch zu; „Victor Emanuel ist diesem Volke lange nicht majestätisch genug; an den konnten sie heran, der sprach bürgerlich freundlich mit ihnen, der war ihnen viel zu ordinär, fast komisch, über den zuckten sie die Achseln." Ich höre das allenthalben, Victor Emanuel habe mit seinem franken soldatischen Wesen „kein Glück in Neapel

gemacht", es sei der Masse schlechterdings unmöglich, in dem „ersten Zuaven" von Palestro das mysteriöse Element der göttlichen Gnade anzustarren.

Bei aller heiligen Liebe zur Freiheit will ich kühn behaupten, daß hier vorläufig nur mit der Fuchtel, mit der Zuchtruthe des Herrn regiert werden kann, daß die Dosen von Freiheit der gegenwärtigen Generation sehr knapp zugemessen sind. Dieser Süden hat gar nichts gemein mit dem lichten gesitteten Norden, mit der germanischen Ruhe und Folgsamkeit in Piemont, dem gelehrigen Trotz des Lombarden, dem aufgeklärten Auge des Toskaners, nicht einmal mit der selbstgefälligen Bürgerlichkeit in Rom, mit der handfesten Arbeitsamkeit und schlummernden Charakterstärke von Trastevere. Auch aus dem Sprachparadiese stürzt man zu Neapel garstig herab; es ist aus und vorbei mit der genialen Wortbildung in Florenz, die nur durch Gutturalhauche beständig umflort wird, aus und vorbei mit der durchsichtigen, klarweichen Rede des Römers; ein Jargon tobt durch Straßen und Märkte, ein älteres, fremdes Skelet richtet sich empor im Reigentanze der klassischen lateinischen Formen.

Hätten die Piemontesen Rom und dann 100,000 Mann in Neapel und Sicilien, so möchten sie zehn Jahre lang Ruhe hier halten und eine neue Generation herauszubilden versuchen; vielleicht gelänge es ihnen mit der Zeit, die Neapolitaner zu Gensdarmen ihrer selbst zu machen. Aber sie haben Rom nicht und 30,000 Mann*) bilden ihr ganzes Präsidium in der Kolonie, die sich selbst eine

*) Seitdem ist die Zahl der Truppen verdoppelt worden, aber man hat Rom nicht, die Wurzel des Uebels.

eroberte nennt. Diese 30,000 Mann müssen Alles verrichten, Alles behaupten, dem innern wie dem äußern Feinde stehen. Sie sind Garnison in Gaeta, Capua und Neapel, in Messina, Palermo, Syracus und Catania; sie müssen Wache halten am ganzen Meere und in den langen Abruzzen, wider die Empörung in Apulien und die Einfälle aus dem Kirchenstaate. Und dabei bleiben sie immer die „Fremden", die „Piemontesen"; fremd sind hier die nördlichen Gesichter der Bersaglieri, fremd die schmucken anständigen Carabinieri, fremd marschiren die Regimenter durch die Straßen, fremd ziehen Hauptwachen auf und Patrouillen einher.

Auf Tritt und Schritt wird der Regierung aufgelauert, heiße sie Farini oder Prinz Carignan, oder, wie augenblicklich, Ponza di San Martino; was sie auch vornehmen mag, es ist vom Uebel, was sie thut oder läßt, daran hängt sich das klatschende Mißtrauen. Im Castello nuovo war dieser Tage das Bronzethor zum Alfonsbogen, in der Mitte von einer Kanonenkugel aufgerissen, zur Reparatur ausgehoben worden. I Biemondesi hanno *rubada* la borda! (Die Piemontesen haben das Thor gestohlen!) la borda colla balla! (das Thor mit der Kugel) schrie mich meine Hauswirthin an. Morgens um 7 Uhr stürzten Damen, Frauen, Weiber, Radikale, Bourbonisten, der ganze müßige Troß, in's Castello nuovo, um den „Raub" der Piemontesen zu constatiren. Nachmittags begab ich mich auch hin: das Thor lag zehn Schritt weiter auf einem Tische, die Offiziere zuckten die Achseln, als ich ihnen den Klatsch erzählte. Wenn nächstens der Vesuv anfängt zu speien, so sind sicher i Piemontesi schuld daran.

Die öffentliche Sicherheit in Neapel hat niemals geblüht; von jeher fanden Abends Angriffe auf Uhren und Börsen statt; denn wenn der Bettel am Tage fruchtlos bleibt, wenn die „ästhetische Ehrlichkeit" bei Sonnenuntergang keine Gewinnste zu buchen hat, so muß der Dolch allerdings aushelfen, die Bilanz in Ordnung zu bringen. Von jeher waren solche Attentäter keine Lazzaroni, keine menschlichen Packesel und Drangsalskreaturen. Hier wie in Rom geschieht die courtoise Erleichterung gedankenvoll Hinwandelnder von halbschlächtigen Signori in Hut und Rock, von abgeschabten Gentlemen, die nicht nur leben, sondern auch gut leben wollen. Ich treffe hier die Sache jetzt allerdings etwas bunt, ob wegen revolutionärer Verdienststockung, ob wegen mangelnder Energie oder wegen der Lokalunkenntniß der neuen Polizei? Genug, vier deutsche Landsleute wurden rasch hinter einander angefallen und ausgeplündert. Der Modus ist aber folgender. Vier, fünf Kerle umstellen im Nu den einzeln Kommenden, oft in gangbaren Straßen, nicht selten zwischen Vorübergehenden. Dolche und Pistolen richten sich auf seine Brust, und mit der größten Höflichkeit wird ihm bedeutet, er möge nur nicht schreien und keinen Laut ausstoßen, weil er sonst Stiche und Schüsse bekomme. Der Kreis ist so dicht geschlossen, die auf den Bauch gezückten Messer sind so nahe, daß gar kein Raum übrig bleibt, einen Revolver zu ziehen, oder gar einen Stockdegen zu entblößen. In aller Freundschaft nehmen die Herren Uhr, Ringe, Brustnadeln, oft mit einem Stück Chemisette, gemünztes Gold und Silber in Empfang. Ist das Gefundene allzuwenig, so setzt es auch wohl Prügel, oder wenn der Ort einsam genug ist, so wird das Opfer bis auf's Hemd ausgezogen.

Weiter passirt nichts, dafern man fein stille hält. Muthige Menschen halten Abends die Augen in steter Rundbewegung, den Finger aber auf dem Hahn des Revolvers in der Tasche; praktisch Vorsichtige gehen mit nur zwei Piastern bewaffnet aus, zum Voraus auf das Geld resignirend und auf eine Tracht Prügel gefaßt.

Solche Dinge fallen oft genug vor, sie gehören zu Neapel wie der Vesuv; sie sind wie eine Zwiebel: man weint dabei und ißt sie doch. Daran sind nun aber in der Meinung der „Nabolidani" lediglich die „Biemontesen" Schuld; die Piemontesen haben die Armuth und Noth in Neapel hervorgebracht, die Piemontesen haben dieses edle Volk demoralisirt, die Piemontesen wissen keine Ordnung zu halten. „Das haben wir nun davon, perorirte ein junger bärtiger Signore in der Trattoria; wir haben uns das Unglück auf den Leib votirt, jetzt müssen wir's tragen." Nationalgardisten des „einheitlichen Italiens" saßen speisend umher und schüttelten betrübt die Köpfe. Der Schwadroneur erzählte noch eine Reihe von Beutelschneidereien, Spitzbübereien, Anfällen und Ausplünderungen, stets mit demselben Stoßseufzer: „Die Piemontesen! Das arme, geknechtete Neapel!" Der Mensch war sicherlich ein bourbonischer Agent, wo nicht ein Emissär des dicken Lucian, und machte in seiner Weise ganz geschickt Propaganda. Die Piemontesen führen gar keine Controle über Fremde und Reisende; die Gränze wie die Hauptstadt stehen offen; sie wissen wahrscheinlich nicht einmal, wer in Neapel angekommen ist. Vier Personen vom Hofe Franz II. fuhren mit mir im selben Wagen von Rom nach Neapel; weder sie noch ich wurden nach Päßen gefragt. Briefe hätten sie nicht, sagten sie mir,

aber wichtige Aufträge! — Englische Freiheit des Kommens und Gehens zu Neapel, in der Nähe von Rom!

Denke nur Niemand, die Unpopularität der Piemontesen schlage zu Gunsten der Bourbonen aus, man sehne sich in Neapel nach Restauration. Nicht Franz II. vermißt man, sondern „den König"; nicht den Sohn Ferdinands II. begehrt man zurück, sondern „die Majestät", irgend einen König, irgend einen Haubenstock mit der Krone. Was man haßt, ist die neue Conscription; was man fürchtet, das ist die höhere Besteuerung, Ordnung im Staatshaushalt, Abschaffung der Gunst und Gnade, des bezahlten Müßiggangs. Die Reaktion in Rom weiß das Alles. Daß nur ja der Neapolitaner nicht 24 Stunden lang auf dem Gedanken verharre, die Zustände seien mehr als provisorisch, daß er sich nur um Gotteswillen nicht an das Faktum gewöhne! Dafern nur die Piemontesen heraus müssen, dafern nur der verruchte Begriff: „Italien" aus Köpfen und Zeitungen verschwindet, dafern nur die Thatsache recht eclatant auftritt, daß die Halbinsel zu nichts weiter taugt, als sich von Werbesoldaten schuhriegeln zu lassen!

Murat ist ja ein offenbares Provisorium, ein Appendix des Bonaparte vom 2. Dezember. Wenn die große Wiederherstellung kommt, so schifft sich Murat ein, oder er wird zu Pizzo erschossen, und das irdische Paradies voller Schranzen und Pöbel empfängt von selbst den rechtmäßigen König von Gottes Gnaden. Franz II. ist kein Genie, aber diese Weisheit trägt er in seinem Blute mit umher. —

Neapel ist eine lärmende, tobende Diebshöhle voller Spitzbuben und Beutelschneider. Ja, man kann „Neapel

sehen und sterben" — nämlich vor Trauer, Ekel und Zorn. Was uns hier am Leben erhält, das ist die ewige Natur rings umher, das sind die unsterblichen Schätze des Museo reale und der gewaltige Vesuv.

---

22. Mai.

Nun ja, eine Majestät mußte man für Süditalien beschaffen, und diese Majestät hatte man unter der Hand. Leider exilirte man sie grade wie die bourbonische — aus lauter Republikanismus. Was würden Graf Cavour, Hr. Farini, Hr. Lafarina und alle ejusdem farinae sagen, wenn man ihnen ganz einfach bewiese, daß sie die Republikaner, die Independenten, die Individualisten sind, während alle Tendenzen Garibaldi's, Crispi's und Mazzini's auf die Souveränität des Ganzen, auf die Einheit avant tout, mit andern Worten auf die Monarchie hinausgehen? . . . .

Aus dem Süden der Halbinsel erging die zweite Mahnung an sie, die erste war von Florenz gekommen. Der ersten hatten sie sich endlich gefügt, weil der Mahnende ein Aristokrat gewesen, in dem sie den Republikaner nicht gemerkt hatten; die zweite schlugen sie in den Wind, weil sie von Republikanern kam, in denen sie den Monarchismus nicht witterten. Baron Ricasoli bestand auf der Aufhebung der toskanischen Autonomie, weil er Piemont in den Strom der Bewegung reißen wollte, und die Herren gaben nach, weil sie in allem dem nur die Einverleibung Toskana's sahen. Als Garibaldi die Militär- und Civilregierung von Neapel und Sizilien auf bestimmte Zeit verlangte, erblickten sie in dieser Forderung nur den

Radikalismus und nicht die radikale Umgestaltung Italiens. Garibaldi ließ bekanntlich auf Sizilien den Lafarina ins Wasser werfen: hätte er die ganze Turiner Kleinmeisterei ins Wasser werfen können, es wäre für Italien besser gewesen.

Mit Einem Worte und um nicht den Schein des Paradoxen auf uns zu laden: Der Süden Italiens war in der Corruption gradezu verkommen, und zwar seit der Römer Zeiten verkommen. Seit der Römer Zeiten hatte derselbe Süden niemals das innere Correctiv besessen, welches andern Völkern Jahrhunderte lang als antiseptisches Mittel gedient hat, nämlich die Gemeindefreiheit, den lebendigen Begriff der Commune. Süditalien war von Anfang der Zeiten Masse, Brei, Hyle, unter der Hand fremder Herrscher, die sich um so besser behaupteten, je rücksichtsloser sie verurtheilten und begnadigten.

Sollte dieser Theil Italiens zur Freiheit erzogen werden, und nie hatten die Sterne so günstig geschienen, so mußte dieses Werk wieder vom Despotismus unternommen werden, nur von einem wohlwollenden tugendhaften Despotismus, und dieser verkörperte Widerspruch hieß Giuseppe Garibaldi. Oliver Cromwell, sagen diejenigen, welche Alles nach hergebrachten Vorstellungen benamsen.

Was sollte dem gemeindelosen Volk von Neapel der Schematismus der Konstitution, die Haarspalterei des Statuts? So etwas ist gut für friedliche Erwerbsbürger, für Aspiranten auf Actien und Coupons, durchaus nicht für eine chaotische, blos guter Instinkte fähige Masse. Dieses Volk konnte nicht höher schwärmen als für das rothe Hemd des Propheten, für das Impromptu, für das

Dekret im romantischen Stil; von ruhigem gesetzlichem Leben, von bürgerlicher Ordnung und Entwicklung hat es noch keine Idee. Man brauchte in Neapel bis auf weitere Ordre eine selbstredende Autorität, nicht etwa einen verfassungstreuen König, der höchstens mit dem Säbel den Punkt über das I setzt. Man brauchte einen Mann, der mit der ganzen Faust, Er selbst allein, das Glück des Volkes niederschreibt. Pharao war ertrunken, der römische Consul mußte durchfallen, also gebt uns Mohammed! Noch zur Stunde wohnt die Majestät nach den Begriffen der Neapolitaner nicht im Gesetz; ihre Politik ist noch ganz religiös. Nun, da war der religiöse Politiker, der umgekehrte Bourbone, der König von unten, die Majestät als Demagoge: Weßhalb behieltet Ihr ihn nicht, weßhalb jagtet Ihr ihn ins Exil?

Es war ihnen bange, er möchte gar zu sehr siegen, er möchte Gaeta in Rom erobern, die Römische Frage ohne etliche Fässer Dinte lösen. Dieser Mensch, auf der Höhe seines Wachsthums angelangt, war zu Allem fähig. War er nicht mit seinem Generalstabe allein nach Neapel gegangen, wo ihn jede Hauptwache arretiren und erschießen konnte? Wer weiß, am Ende hätten sich die französischen Soldaten zu Rom auch nicht gerührt, vielleicht wären ihnen die Arme vom Leibe gefallen .... Niemals hat die Menschheit mehr an Gespenster geglaubt als mitten im stickigen Materialismus unserer Tage — fragt die Fabrik- und Handelsherren zu Boston und Newyork! Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich Eure Börsenweisheit nichts träumen läßt ....

Die Kinder dieser Welt haben Recht behalten — und es steht schlimm genug um Neapel und die italische

Einheit. Wohlan, der Vesuv liegt mir wie ein riesiger Dreifuß grade gegenüber, der Rauch steigt begeisternd zur Pythia empor, und der unterirdische Gott grollt das Orakel: In Zeit von sechs Monaten Victor Emanuel nach Rom und Dictatur nach Neapel, oder die Einheit Italiens geht in Scherben. Auf jeder dieser Scherben steht der europäische Krieg . . . .

Giuseppe Garibaldi.

Diese Figur ist dem Nützlichkeitskram unserer Tage so recht zum Schabernack erstanden. Sie hatten alle Wirkungen so genau auf ihre Ursachen zurückgeführt, diese Ursachen nannten sie „Kräfte", und mit diesen „Kräften" rechneten sie das Leben und die Geschichte aus, wie der Mechaniker seine Dampfmaschine. Die moralische Energie hatten sie das „wohlverstandene Interesse" getauft, und die Gesellschaft in allen ihren Thätigkeiten und Kundgebungen, von der Anfertigung der Nähnadel bis zur Madonna des Rafael, war nur noch ein „Zusammenspielen wohlverstandener Interessen". Sie waren so „positiv" geworden, daß sie die Herzschläge der Liebe berechneten und die bankerotte Religion neu auf Actien gründeten — — da fuhr der Idealismus in Person herab und machte ihnen einen dicken Strich durch ihre Rechnerei.

Auch die Wehrkräfte eines Landes waren auf's Schärfste calculirt worden, die Substanz der Staaten figurirte in Zahlen: so viel Mann Infanterie, so viel Pferde, horse, wie die Engländer sagen, so viel Kanonen, von dem und dem Kaliber, so viel Festungen ersten, zweiten, dritten Ranges. Nachher ist man auf Alles gerüstet, trotzt jedem Feind. Profit die Mahlzeit! Mit 1000 Mann rollt Garibaldi 100,000 auf, in vier Monaten zwei Königreiche!

Die Tausend waren nicht geschult und nicht gedrillt, die Dienstzeit war nicht einmal lebenslänglich, und dennoch

zerschlugen sie mit etlichen tausend aufgelesenen Insurgenten das ganze stehende Heer des letzten Bourbonen!

Selbst der Ehrgeiz, sagten die Klüglinge, ist immer noch „wohlverstandenes Interesse", richtige „Verwerthung der Kräfte"; der Eine wirbt um Reichthum und Wohlleben, der Andere ist mit Orden, Ruhm und Ehrenstellen zufrieden. Herrschen soll ja die süßeste Stellung auf Erden sein. Da segelt Garibaldi als einfacher Passagier von Neapel nach Caprera, seine ganze Errungenschaft besteht in ein paar Säckchen Sämereien. Und die Neunmalweisen standen wieder am Berge!

Die Poesie sollte aus der Welt heraus — und die leibhaftige Epik, Lyrik und Dramatik schritt über die Bretter. Der Mensch sollte in hundert Stücke zerschlagen und jedem Stück ein spezieller Dienst, eine besondere Function zugewiesen werden: da auf einmal meldet sich ein voller Mensch, ein ganzer Mann, ein Factotum, eine Universitas facultatum: Soldat, Seemann, Revolutionär und Administrator, ja auch Administrator, was immer La Farina und Consorten gekeift haben; General en chef, Kolonnenführer, Ingenieur, Kanonnier, Städtestürmer, Pilot, Admiral, Volksaufwiegler, Regierungspräsident, Schriftsteller, Redner, Gatte, Vater, Freund, Cunctator, Wagehals, Patriot, Kosmopolit, Diplomat, Antipapist, evangelischer Christ, selbst Gegenstand des Mythus, Anfang einer neuen Welt, Inhalt des Glaubens .... Sein Unterrichtsminister auf Sizilien, der gelehrte Kanonikus Ugdulena von Palermo, hat mir erzählt, das Volk auf seiner Insel singe bereits die ersten Kapitel des Neuesten Bundes: „Ein Erzengel begegnet einer reinen Jungfrau, und daraus entsteht Giuseppe, der Erlöser Italiens."

War nicht das J. N. R. J., welches auf allen Crucifiren steht, ursprünglich auf ihn geweissagt: Josephus Nicaeanus Redemptor Italiae, Joseph von Nizza, Retter Italiens?

In der That, kein Menschenleben ist mystischer und mythischer als das seinige; keines ist mächtiger aus Einem Stücke gehauen, keines abenteuerlicher, reiner, patriotischer. Keines konnte frappanter, vulkanähnlicher durch die Schichten unserer Welt hervorbrechen: nach 1800jährigem Cultus des passiven Duldens die frohe Botschaft vom activen Kampfe um der Güter höchstes.

Welche Thätigkeit, welches Perpetuum mobile! 1834 die savoyische Verschwörung mit Mazzini und Ramorino, Flucht nach Marseille, Einschiffung nach Tunis, Seedienst beim Bey. 1836 Kauffahrer in Rio Janeiro, republikanischer Pirat für Rio Grande do Sul, schwer verwundet im Hafen der Banda Oriental, herumirrend in der Urwelt des Parana, gefangen zu Bajada in Entre-Rios; Revolutionsadmiral ohne Flotte wider Brasilien, verheirathet zu Laguna in der Provinz Santa Catharina, Admiral von Montevideo wider Rosas, Oberst der italienischen Legion. 1848 schifft er sich mit 100 Patrioten auf der „Speranza" nach Italien ein, ist im Juni zu Nizza, bietet im Lager Karl Albert's seine Kriegsdienste an, wird abgewiesen, von der Provisorischen Regierung zu Mailand beauftragt ein Freicorps zu bilden, hat in Bergamo schon 3000 Mann beisammen, rückt eben nach Monza, als Mailand capitulirt. Er will nach Venedig, als ihn die Ewige Stadt ruft, die große Lehrerin der Welt und seine; er fliegt nach Rom, wird Abgeordneter für Macerata, läßt die Republik proclamiren, vertheidigt die Republik wider die perfiden Franzosen, schlägt sich mit 4000 Mann durch

die Oesterreicher, Franzosen und Spanier hindurch; seine Mannschaft schmilzt bis zum Meere elendiglich zusammen; österreichische Fahrzeuge hetzen seinen Kahn, er springt mit seiner Annita und fünf Gefährten ins hohe Schilf der Küste, watet bis an den Hals im Wasser, entkommt bei Ravenna mit dem nackten Leben — sein todtes Weib bleibt zurück — flüchtet abermals nach Amerika, treibt Schifffahrt, Handel, Etliche sagen Kerzenhandel zu New-York — weßhalb nicht, hat er doch Manchem ein Licht aufgesteckt! — Auf Einen Schlag steht er wieder in Italien, an der Spitze von 1500 Alpenjägern, überschreitet am 23. Mai 1859 zuerst den Ticino, schlägt sich mit einem österreichischen Feldmarschall-Lieutenant am Comer See herum, revolutionirt alle Alpenausläufe; erscheint nach dem Frieden im Parlament, protestirt gegen die Veräußerung von Nizza und steigt fast im selben Augenblicke zu Schiffe, um die Hälfte von Italien zu erobern: Marsala, Calatafimi, Palermo, Messina, Castellamare, Sardinien, Neapel, Capua! Welch ein Lauf, welch ein Wagen und Ringen mit einer Welt voll Hindernisse! Und Caprera ist nicht der Kaukasusfels des Prometheus, ist kein Golgatha, sondern ein Triumphstuhl, wo der Freieste aller Freien thront; denn er ist frei von jedem niedrigen Bedürfniß, frei sogar von den Ketten der Partei: der radikalste Italiener hat einen König beschenkt, wie kein König wiederschenken kann!

Die messianischen Leiden haben ihm nicht gefehlt und nie hat er geseufzt: Es gehe dieser Kelch an mir vorüber! Als die von Gualeguay am Parana ihn gefangen hatten, banden sie ihm die Hände hoch auf den Rücken und geißelten ihn bis aufs Blut. Das hätte Michel

Angelo wissen sollen! Als Exul und Verfehmter war er aus Italien gegangen, als Anrüchiger kam er zurück; der Jesuit in Uniform weigert sich ihm Epauletten zu geben. Bei Ravenna an der adriatischen Küste, auf der Flucht, erkrankt ihm sein geliebtes Weib; als sie gestorben, kann er ihrer Beerdigung nicht beiwohnen, er muß diesen letzten Liebesdienst einem wildfremden Pächter überlassen. Was hätten die eifersüchtigsten Götter nach diesem dem Sterblichen noch zu bieten? Er war getränkt mit allem Wermuth des Patrioten und des sittlichen Menschen, und so wahrscheinlich wurde er frei von jedem Tribut der Schwäche, gefeit bis über die Ferse hinab.

Hat Garibaldi die jubelnde Menge hinter seinen Siegen hergezogen? Zuletzt ja, als sein Name eine Armee bedeutete. Im Ganzen ist er mehr geschlagen worden, als daß er geschlagen hätte. Versteht Ihr nicht, daß auch das seine christologische Bedeutung hat? Das Volk feiert zwar die ewigen Triumphatoren, aber es liebt sie nicht, es singt sie nicht, es schlägt sich nicht mit ihnen. Aus dem Hafen der Banda Oriental flieht Garibaldi verwundet. Zu Laguna endet der Seekampf damit, daß er sein Schiff verbrennt und mit Annita flüchtet. Gegen Admiral Brown im Dienste des Rosas kämpft er zwei Tage lang, drei Schiffe gegen zehn; dann schlägt er sich durch das Heer des Rosas hindurch in die Stadt Montevideo zurück. Die Italienische Legion trug einen einzigen Sieg davon; die Republik wollte ihr dafür Staatsländereien schenken, die sie ausschlug. In Italien warf Garibaldi die Franzosen einmal am Pancraziothore und hätte auf ein Haar den König von Neapel bei Velletri gefangen genommen. Nachher war er beständig auf der Flucht, durch Toskana und die Lega-

tionen hindurch. 1859 hat er einzelne österreichische Abtheilungen bei Varese und Como geschlagen und sich dann vor Urban aus dem Staube gemacht. Er siegte zu Calatafimi, nahm Palermo und Messina, beide mit Capitulationen zu Gunsten und Ehren der abziehenden Neapolitanischen Generale. Die Schlacht am Volturno war blos eine glückliche Abwehr, Gaeta hat er nicht genommen. Zieht aber das Volk eine solche Bilanz, übt das Volk die Kritik des Taktikers und Strategen? Für das Volk ist Garibaldi derjenige, welcher wohl geschlagen, aber nicht überwunden werden konnte, der furchtbare Allgegenwärtige, Unsichtbare, dessen keine Macht der Erde habhaft werden kann, weder der Kaiser von Brasilien, noch der Dictator Rosas, noch der Kaiser von Oesterreich, noch der Kaiser aller Franzosen, noch, und der grade am Wenigsten, der König Franz Bourbon.

Und dieses allgegenwärtige Etwas, dieses unsichtbare Nichts bedeutet — Italien, das große ganze Vaterland; und es bedeutet weiter nichts, kein Haar breit für sich, keinen Wunsch, kein Gelüst, keine Laune für sich — und das bildet das Dogma, denn das ist das Wunder.

1834 verschwört sich Garibaldi mit Mazzini, um ein Stück Italien zu befreien. 1836 kämpft er für die Republik Rio grande — und denkt dabei an Italien. Er ist überhaupt in Amerika, um einen Lichtschein der Glorie auf Italien zu werfen. Im Gefängniß, unter den Streichen der Geißel zu Entre-Rios, hält ihn einzig der Gedanke an Italien aufrecht. Er heirathet zu Laguna, er vermählt sich mit der Lagune, seine Braut ist eigentlich Venezia. Die Italienische Legion in Montevideo errichtet er, um der Welt zu zeigen, daß die

Italiener nicht feige sind, daß Italiener sich zu schlagen wissen. Und sie kämpft für eine Republik, gegen den „Barbaren" Rosas.

„Brüder, schrieb der Colonel Garibaldi an die Commission der italienischen Legion, gestern fand auf den Feldern von San Antonio, anderthalb Stunden von dieser Stadt, das schrecklichste und glorreichste Gefecht statt. Die vier Compagnieen unserer Legion und etwa 20 Mann Kavalerie, die sich unter unsern Schutz geflüchtet hatten, haben sich nicht nur gegen 1200 Mann des Servando Gomez gehalten, sondern sie haben die feindliche Infanterie, die uns 300 Mann stark anfiel, vollständig gesprengt. Das Feuer fing um Mittag an und hörte um Mitternacht auf. Die wiederholten Chargen seiner Kavaleriemassen halfen dem Feinde nichts, eben so wenig die Attaken seiner Füsilire. Ohne andern Schutz als eine Barake in Ruinen, wo noch etliche Balken standen, haben die Legionäre die wiederholten Angriffe des wüthenden Feindes zurückgewiesen; ich und alle Offiziere sind nichts als Soldaten gewesen. Wir haben 30 Todte und 53 Verwundete; sämmtliche Offiziere sind verwundet, außer Scarone, Saccarello d. Ae. und Traversi — alle leicht. Ich gäbe meinen Namen eines Italienischen Legionärs nicht für die Erdkugel von massivem Gold." Das war ein prophetischer Pulverdampf, der über den Ocean nach dem geknechteten Italien hinzog!....

1848 schien sich Alles zu erfüllen, die Exercitien und Manöver waren gemacht, es hieß jetzt ins Feld rücken. Die Italiener Herren von Mailand, Venedig in Revolution, Rom frei vom Papste. Al Campidoglio! rief Garibaldi, aufs Capitol! Täuschung, vergebliches Hoffen, vergeblicher

Muth! Er rettet seinen Kopf, er flieht wieder über den Ocean, das zerschossene Palladium mit sich tragend, das Ideal unverkümmert im reinen Herzen — aber der Tod und die Vernichtung lagerten auf Italien.

Endlich schlägt die Stunde, ein diplomatischer Krieg entspinnt sich zwischen Frankreich und Oesterreich, ein Ländertausch ward beabsichtigt: das Lombardisch-Venetianische Königreich gegen Savoyen und Nizza. Cavour fragt bei Italien an, beim Volke, bei der Demokratie, unter welchen Bedingungen sie sich an der Seite des kaiserlichen Frankreichs schlagen wollten. Und Italien, das Volk, die Demokratie antworten aus Einem Munde: Garibaldi! Garibaldi, das ist Italien! Ein Freicorps unter Garibaldi, das ist die wahre Nationalarmee, das ist die höchste der Bürgschaften. Und die Freischaaren Garibaldi's vollendeten Italien, schufen das Königreich, und der Erfolg krönte das ideale, dämonische Streben.

Ein Dämon ist Garibaldi, er wägt und mißt seine Worte nicht, in der Opposition poltert er unendlich weit über's Ziel hinaus; er fordert eine Million Soldaten für den ersten März, der erste März kommt, Garibaldi sitzt ruhig auf Caprera, kein Bataillon ist zusammengekommen. Erblickt das Volk etwa in solchen Rodomontaden den Thomas Münzer, der da verspricht, die Kugeln in seinem Mantel aufzufangen! Durchaus nicht, es erkennt darin blos seine eigene Stimme, sein eigenes Gewissen, sein eigenes unruhiges Toben und Wogen. Die kühlen Leute in Turin und anderswo sagen: Gaeta nicht genommen, nichts genommen; Garibaldi hat ja das Königreich Neapel gar nicht erobert! Und das Volk, ohne Reflection, ohne auf die Kritik einzugehen, rein intuitiv, unmittelbar, dämonisch,

grade wie Garibaldi, sagt: Was hatte sich Cavour einzumischen, was wollte die regelmäßige Armee, weßhalb ließ man Ihn nicht gehen? Sie waren bange, er möchte zu sehr siegen, er möchte nach Rom gehen, den Papst und die Kardinäle und die französische Armee hinauswerfen....

Das ist Giuseppe Garibaldi, das verkörperte Italien, die fleischgewordene Idee, das wandelnde und handelnde Wort, Stifter und Inhalt der Auferstehungs- und Einheitsreligion, ein kriegerischer Christus, ein sittlicher Mohammed. Er ist die leibhaftige Geißel für den Nützlichkeitskram unseres Jahrhunderts, für unsern windigen Positivismus, für unsere kraftlose Kraftphilosophie. Und wer's nicht glauben will, der gehe nach Italien, der nehme den Seume zur Hand und mache einen Spaziergang nach Syrakus! *)

---

*) Mögen die Ungläubigen Inhalt, Form und Ton des nachfolgenden Briefes erwägen, der am 7. Sept. 1861, beim Jahresfeste des glorreichen Einzugs, von Neapel nach Caprera gesandt wurde:

„Das Volk von Neapel seinem Garibaldi.

„Jeden Tag, zu jeder Stunde, in jeder Minute segnen wir Dich, theurer Giuseppe, unser Vater! Du herrschest über unsere Herzen, unsere Kinder haben Deinen Namen gelernt und flechten ihn in ihre Gebete.

„Du bist der Vater des Volkes. Ganz allein, ohne der Mühsale und Hindernisse zu achten, ohne an den Vortheil zu denken, hast Du für uns Dein edles Blut vergossen. Unsere Hoffnung auf Dich ist ewig wie unsere Dankbarkeit, und wird sich von Vater auf Sohn vererben, bis ans Ende der Zeiten. Mögen die Winde nach Caprera tragen das Echo unseres Jubels: **Evviva Garibaldi!**"

Ein Brief aus dem Viereck.

Ein Brief aus dem Viereck.

Venedig, Anfang August.

— Gott segne meine Studia! Ist das ein Land! ist das eine Regierung! Heißt das im Interesse Deutschlands die Minciolinie wahren! Ich bin sozusagen auch ein Deutscher, aber ich knöpfe auf's Festeste meinen Rock und mein Herz zu; denn wenn das Allergeringste von meinen Gedanken herauskäme, jeder österreichische Corporal ließe mich sofort standrechtlich expediren. Herein bin ich mit Ach und Krach gekommen, obgleich etwas gestoßen und geschunden; aber wie ich wieder hinauskommen soll, das mögen die Götter wissen; und auch die wissen nichts davon, weil sie von Venetien gar nichts mehr wissen wollen und sämmtlich ihr Antlitz im Zorn abgekehrt haben. Ganz und gar aber weiß ich nicht, wie dieser Brief hinauskommen soll, der eitel Hochverrath athmet. Am Ende muß ich ihn mit über den Brenner schleppen und dann werde ich ihn dem ersten besten bayrischen Gensdarmen anvertrauen. Ja, ich stehe nicht dafür, daß ich diesem Gensdarmen nicht direct um den Hals falle aus lauter Freude, ein anständiges Menschengesicht wiederzusehen.

Mantua ist der Eingang zur Hölle, wo die berühmte Dante'sche Inschrift auf jeder Mauer steht; Verona ist der unterste Kreis, Peschiera und Legnago sind die Seitenflügel des plutonischen Palastes. In Mantua ein-

zufahren ist ein großes Kunststück, sintemal die Fortificationen eine entsetzliche Ausdehnung gewonnen haben, und man um sämmtliche Wasser des Mincio, welche als See die weite, weite Ebene füllen, herumkutschiren muß, während das verwünschte Nest selbst bald näher, bald ferner, aber stets unnahbar vor uns liegt. Man rasselt über Brücken und Gräben, durch Thore hindurch, sieht keinen Menschen, als Soldaten unterm Gewehr, die uns finster anblicken und bestäubt vorüberschreiten; man knarrt endlich durch's letzte Thor und erfährt kategorisch: „Sie haben 24 Stunden Zeit, sich in Mantua aufzuhalten!" Damit wird uns der Paß abgenommen. Man glaubt in eine Mäusefalle gerathen zu sein. — Auf den Straßen der einst so blühenden Stadt gewahrt man keine bürgerliche Seele; ich weiß in Wahrheit nicht, was die 30,000 Menschen den ganzen Tag über anfangen. Soldaten spazieren truppweise, das Käsmesser an der Seite, ungarische, croatische Gesichter, finster, schweigsam; die Offiziere lassen die langen Säbel über's Pflaster schleppen — und das bedeutet das ganze Leben von Mantua, der üppigen Stadt der Gonzaga, wo Giulio Romano seine genialen Kühnheiten malte, wo der Florentiner Alberti nach Herzenslust baute, und wo noch lange nachher 70,000 Seelen fröhlich gediehen!

Jetzt gibt es keinen Handel und Wandel mehr, der Verkehr steht still, die Fremden bleiben aus, 25,000 Mann halten die Stadt und Umgegend in permanentem Belagerungszustand, keine Maus darf piepsen, die Paläste sind in Kasernen und Wachen verwandelt, und Oede herrscht überall, wohin das menschliche Auge dringt. Die Wirthe fallen wie die Aasvögel über die wenigen Verirrten her,

die in ihren Bereich verschlagen werden; man zahlt die verpestete Sumpf- und Soldatenluft mit schwerem Gelde, und opfert die letzten fünf Franken, welche der Omnibus zur Eisenbahn mit der Miene eines Raubthiers requirirt. Die Bürger von Mantua sprechen nicht mehr, sie seufzen nur noch ganz insgeheim; sie gestehen allerhöchstens zu, ihre Stadt sei ruinirt, gründlich und völlig ruinirt, kein Mensch könne mehr sein tägliches Brod erwerben, selbst zum Fortlaufen fehlten den Meisten die Mittel — und das ist das deutsche Interesse an der Minciolinie!

Unweit Custozza führt die Eisenbahn nach Verona vorüber — Custozza, wo die Piemontesen 1848 ihre stolzen Wellen legen mußten. Villafranca heißt die Station, die Station nämlich, wo Bonaparte vor dem Viereck erschrak und Italien sich selbst überließ. Verona ist die heiterste Lüge dieser Welt: es ist das Centrum der Hölle, der festeste Punkt des österreichischen Lagers in Italien; aber die Befestigungen liegen nicht in der eigentlichen Stadt, sondern auf allen Hügeln rings umher. Die Etsch rauscht noch immer märchenhaft von Tyrol herab durch die Mitte von Verona, aber jenseit des Flusses sieht man Mauern über Mauern und auf dem grünen Kranze der Höhen in der Runde erhebt sich ein grauer Kranz von feuerspeienden Maschinen, die Kanonen allenthalben auf Wällen und Brüstungen gepflanzt.

Es war mir, als hätten die Oesterreicher die heilige Natur selbst in Belagerungszustand erklärt, als ob sie den Bäumen und Reben das Ausschlagen, der Lerche und dem Fink den Gesang verböten.

Und mitten in diesem Mordhügelkranz sitzt der Ungar Benedek als Obercommandant der ganzen „ersten Armee“,

die auf beiden Seiten der Adria, in Istrien, Dalmatien und Venetien das deutsche Interesse an der Minciolinie schirmt, 400,000 Mann stark, bereit, jeden Augenblick über den Po in die Legationen einzufallen, das Scheusal von Modena wieder einzusetzen und dem Kardinal Antonelli Bologna und Ferrara in die Mordklauen zurückzuliefern.

In Verona, in schattiger Gartenwirthschaft, bekommt man zuerst wieder gutes deutsches Bier, aus Tyrol und Wien; das Bier aber ist stark, und man muß sich in Acht nehmen, daß man in der Hitze nicht zu viel davon trinkt; sonst könnte man in die Hitze gerathen und eine Volksversammlung in's Amphitheater berufen, wo die antiken Steine schreien würden, sollten selbst die Menschen schweigen.

In Vicenza liegt viel österreichische Artillerie, die Offiziere dieser Waffe sind alle durchschnittlich gebildeter als ihre Kameraden der Infanterie und Kavalerie. Aber kein Vicentiner Bürger, keine Bürgerin redet jemals mit einem österreichischen Offizier, jedes Kaffeehaus ist verpönt und verlassen, wo sich die bunten Herren blicken lassen. Von den zahllosen öffentlichen Etablissements der Stadt sind nur drei dem Militär zugänglich, und dort sieht man niemals einen Schatten von Civilisten. Ein junger Lieutenant der Garnison klagte mir, es sei ihm unmöglich italienisch zu lernen, da man diese Sprache doch am Zweckmäßigsten bei Italienern suche. Die Italiener aber drehten dem Tedesco den Rücken! Das Landvolk in der Umgegend sei etwas weniger störrig, spreche aber dafür um so schlechter, und auf seine Grammatik sei nicht mehr Verlaß, als auf die politische Treue der Städter.

Was soll ich von Padua sagen, wo weniger Militär

liegt, der Tod aber nicht minder in den Straßen herrscht, alles volksthümliche Leben bis auf Weiteres gestundet ist, die Menschen kaum so laut athmen, als die Erhaltung der Maschine erfordert. Und Venedig, die herrliche Lagunenstadt, das Sehnsuchtsziel aller Nordländer, die Stadt der Kanäle und Paläste, das Imposanteste in dieser irdischen Welt! In Venedig sieht man gar nichts mehr als Soldaten, deutsche Ansiedler, Fischer von den Inseln und — Bettler. Die Hälfte der Bewohnerschaft bettelt, ein Viertel ist ausgewandert, lebt in Mailand, Turin, Florenz, verzehrt seine Renten draußen oder hungert, und harrt auf den Moment der siegreichen Wiederkehr.

Alljährlich wird in Venedig eine Tombola, städtische Loterie gezogen, deren Ertrag zum Besten der Armen bestimmt ist. Der Einsatz beträgt nur einen Zwanziger, etwa 7 Silbergroschen; die Gewinnste sind mikroskopisch klein, nur vier an der Zahl, der höchste beträgt 700 Gulden. Der Adel nahm früher die Loose zu Tausenden. Das Volk betheiligte sich nach Kräften, damit recht viel Geld in die Armenkasse flösse. Dieses Jahr sah ich die Ziehung mit an; der Marcusplatz wimmelte von Soldaten, zwischen denen sich wenige Civilisten durchdrängten, Eisverkäufer, Wasserträger, Cigarrenhändler, Fischer, Fremde, meistens Deutsche. Alle vier Gewinnste fielen auf Militärs, Gemeine, Corporal, Lieutenant; der Lieutenant gewann die 700 Gulden. Wer also hatte diese Loose genommen? Offenbar das Militär, die eigentliche Stadt hatte sich enthalten! Man sagte der österreichischen Garnison gewissermaßen: Ihr vertreibt unsere bemittelten Bürger, unsere Hülfsquellen leitet ihr ins Ausland ab, seid jetzt so gut, unsere Armen zu ernähren. Herrliches

Spiel der tollen Umstände: Die Armee soll die Armen ernähren, die Armee, welche zuerst und hauptsächlich das Land verarmt!

Tags vorher fand die säculare Feier von San Redentore statt, zur Erinnerung an die Pest, welche der Erlöser einst aus der verzweifelten Stadt getrieben. Alljährlich wird alsdann der Canale grande überbrückt und eine zweite größere Brücke nach der Giudecca geschlagen. 24 Stunden lang wogt das Volk über beide Brücken nach der Kirche San Redentore hin, dem Meisterwerke des Palladio, holt sich geweihte Rosenkränze und jubelt die ungeweihtesten Lieder in die blaue Luft. Die ganze Nacht durch schwimmen Tausende von Gondeln und Barken im Großen Canale und in der Giudecca, venetianische Lampen glühen, Musik erschallt von allen Orten und Ecken, Speise und Trank wird auf dem feuchten Elemente in Hülle und Fülle genossen. Dieses Jahr zog die Masse still und gedrückt über die Brücken, ergab sich während der Nacht der allerordinärsten Orgie, betrug sich wie der echte Mob — und als ich eine Gondel nach dem Lido begehrte, stürzten zwanzig unbeschäftigte heißhungrige Ruderer auf mich ein, sich gegenseitig abbietend bis zum Minimum der Taxe. Die Leute klagten erbärmlich, sie hätten nichts zu thun, folglich keinen Erwerb, und es sei doch wahrlich ein hartes Loos, wochenlang des Abends nach Hause zu kommen, ohne das Brod für den folgenden Morgen bestreiten zu können! Die Ciceroni oder Fremdenführer sind so bescheiden geworden, daß man sie ohne Weiteres mit der Hälfte des früheren Ansatzes abspeisen kann; sie sagen es gradezu, sie seien gezwungen, auf jedes Angebot einzugehen, sie hätten Frau und Kinder daheim!

Was soll aus allem dem werden? Es kann so nicht bleiben, es ist undenkbar, daß dieser Zustand fortdauere. Das ganze venetianische Land wird wie eine riesige Lumpenherberge, und an Bekehrung dieses Volkes ist gar kein Gedanke. Es hat gelernt zu dulden und zu schweigen und zu warten. So lange Oesterreich Modena und den Kirchenstaat zu Nachbarn hatte, ließ sich der gräuliche Zustand so hinschleppen; die geordnetere Habsburgische Verwaltung bot sogar einen Vorzug vor der abscheulichen Willkür des Herrn Vetters zu Modena und der Delegaten jenseit des Po. Jetzt aber erstreckt sich Italien bis dicht an die Moräste von Mantua; die Einquartierung und der Soldatendruck sind ärger als je, und mehr als je heißt es jetzt in vollster Unerbittlichkeit: Entweder wird Venetien italienisch, oder Italien österreichisch. Es muß biegen oder brechen, der augenblickliche Zustand ist Wahnsinn.

Und viele braven Deutschen sprechen von der „Mincio-linie" und faseln von „deutschem Interesse" am Besitz Venetiens. Sie sehen nicht, daß ihre nichtswürdige Politik die Italiener immer tiefer ins französische Netz hineintreibt, daß Bonaparte mit der Drohung, die Oesterreicher loszulassen, Italien auf immer schwach erhält. In Rom ist er noch zur Stunde Herr und Meister, nach Neapel wirft er tückische Blicke, am Po garantirt ihm Oesterreich seinen Einfluß. Was hilft da alles Geschrei über Bonaparte's Ruchlosigkeit, wenn man ihm diese Ruchlosigkeit so leicht macht! Italien anerkennen, das hieße die Neapolitanische Frage lösen, die Franzosen aus Rom vertreiben und sich in Deutschland „freie Hand" schaffen. Der Solidarität mit der hiesigen Wirthschaft darf sich kein guter Politiker und kein ehrlicher Mann schuldig machen.

Zum Schlusse.

Rückblick. Noch einmal Neapel und Rom. Drohendes Schisma. Doctrinärer Widerwille gegen tiefere Fragen. — Mazzini's gegenwärtige Stellung. — Die constitutionelle Schablone. — Idee des Fortschritts. — Germanische Politik. Lateiner und Germanen.

Zum Schlusse.

Der Brenner liegt hinter mir. Im Fluge bin ich durch das „Glaubenseinige“ Tyrol gefahren; in Botzen hatten sie mir so viel österreichischen „Schein“ aufgeladen, daß ich zu Kufstein die größte Mühe hatte, mich dieser lumpigen Illusion zu entledigen. In München erstand ich für einen halben Gulden k. k. Kupfermünze — zwei mittelmäßige Cigarren. Es schien mir als ob die bayrische Solidarität mit österreichischen Interessen an der Gränze der „Gemüthlichkeit“ ihr Ende finde.

Was erlebte ich jenseit der Alpen, was sah ich? Ein interessantes Volk, das den ernsten Willen ausspricht, nicht mehr blos die Zielscheibe der nordischen Krankheit, Blasirtheit und Aesthetik zu sein; das es müde ist, sich als Stoff, schöne Materie, reizenden Gegenstand betrachten und betasten zu lassen; vielmehr mit aller Entschiedenheit dahin strebt, politisches Subjekt zu werden, Glück und Unglück selbst auf eigenem Ambos zu schmieden. Eine Sonderstellung in diesem löblichen Ganzen nimmt nach unserer eigenen Darstellung das ehemalige Königreich Neapel ein, namentlich dessen Hauptstadt. Folgt daraus die Nothwendigkeit einer Restauration? Viel folgerechter wäre der Schluß auf eine Separatrepublik, da in dieser losen

Staatsform die Dictatur ganz bequem Platz findet. Neapel müßte eine Generation lang in wohlwollendem Zwange erzogen werden, bis es auf die Höhe der nördlichen Landestheile käme.

Auf die eigentliche Revolte im Neapolitanischen lege ich nur wegen ihres Ursprunges Gewicht. Etliche Provinzen an der nördlichen Gebirgsgränze sind schwierig — gemacht worden; die uralte Brigandage, die dem ersten Napoleon und Murat noch weit mehr zu schaffen machte, als dem Könige Victor Emanuel nud Cialdini, hat von Rom aus ihr politisches Costüm erhalten. Franz Bourbon und Giacomo Antonelli haben durch Geld, Waffen, Proclamationen und Agenten aus Banden Truppen, aus Schwärmen Heeresabtheilungen zu machen versucht; die aufgelöste Armee des Exkönigs bot Material genug zu diesem grausamen Privatvergnügen. Louis Napoleon schützt nicht mehr blos die „Person des Heil. Vaters" und das sog. Patrimonium Petri: er protegirt den Bürgerkrieg, er nöthigt die Piemontesen zu ihren verschrieenen Gewaltthaten in Unteritalien. Nachdem er das Regno d'Italia anerkannt, läßt er es in Frage stellen und gewisse Mächte gehen auf diese Finte ein: sie verschieben die Anerkennung, anstatt dieselbe zu beeilen und so seinen Intriguen durch die Parade zu fahren.

Aeugelte er selbst nach Neapel hin, das er seinem beleibten Vetter offen zu halten gedachte, oder wollte er sich einfach den Italienern noch wichtiger machen, um sich ein zweites Trinkgeld zu verdienen: jene Zauberpolitik paßte vorzüglich in seinen Kram. Wollte er wirklich seinen unwirschen Schützlingen die Insel Sardinien abpressen? England, das hoch und theuer geschworen hatte, nie einen

Mann und einen Schilling für die italienische Freiheit auszugeben, erschien plötzlich mit der Flotte vor Neapel, warf Mannschaft ans Land, ließ Kanonen probiren und die Garibaldihymne anstimmen! Die englische Flotte war die Unterstützung des Ricasoli'schen Protestes wider die Occupation Roms und jedes französische Annexionsgelüst.

Ricasoli ist das erste offizielle Zeichen der Italienischen Selbständigkeit; selbst sein Sturz würde nur beweisen, daß man noch nicht kann wie man will. Ricasoli ist der Fortschritt über Cavour hinaus. Er geht niemals nach Plombières, er ist unfähig zur Intrigue. Er ist zwar der Mann der Regierung von Oben herab, ein vornehmer, baronhafter Minister; aber er ist eine gründlich ehrliche Haut, und aus Charakter wird er eher zum Demagogen, als daß er sich auf den Schacher einließe. Ricasoli hat noch eine zweite Schanze vor sich, nämlich seine Stellung unter den „möglichen" italienischen Staatsmännern. Er war der Letzte und Einzige, der Cavour's dictatorische Ministerrolle weiter spielen konnte; nach ihm verfällt die Regierung auf alle Fälle dem Spiele der Majoritäten, der Politik der Cabinetsfragen. Ich begreife nicht, daß man in Paris den Comthur Rattazzi vorziehen soll. Rattazzi steht der Linken im Parlament ziemlich nahe, er steht in keinem ausgesprochenen Gegensatze zu dem Einsiedler von Caprera. Wie nun, wenn der Premier Rattazzi das Parlament auflöste, die Wahlen radikaler ausfielen und Garibaldi offiziell auf einer großen Brücke nach Turin hinüber marschirte, um die Volksbewaffnung vorzunehmen? Ist es dem Napoleoniden so ganz gleichgültig, aus der ganzen Halbinsel einen ein-

zigen Vesuv werden zu sehen? hält er seine „Unterthanen“ für so schlechthin feuerfest?

Uebrigens wagt sich die Pariser Politik gar nicht direkt an den Baron Bettino. Als die französische Anerkennung des Regno d'Italia in Turin anlangte, erklärte Ricasoli: sie sei ohne jegliche Bedingung und Clausel erfolgt, die Franzosen blieben nur so lange zu Rom, bis der Zweck ihrer Sendung erfüllt sei, und er, Ricasoli, habe die feste Absicht nach Rom zu gehen und vom Kirchenstaate nichts übrig zu lassen. Victor Emanuel erklärte der Deputation der 10,000 römischen Bürger, der Zweck der französischen Occupation sei „nahezu erfüllt“. — Das Königreich Italien bietet dem Papste gegen die definitive Abtretung des Erbgutes Petri „freie Kirche im freien Staate“, d. h. ganz unabhängige Organisation der geistlichen Macht, ohne Aufsicht, Bestätigungsrecht und Censur. Die Jesuiten greifen freudig zu und der Pater Passaglia räth dem Papste, mit beiden Händen anzunehmen. So viel wird der Kirche nie wieder geboten werden, und das heil. Collegium ist natürlich mit der göttlichen Blindheit des Eigensinns geschlagen, daß es solche Vorschläge mit Hohn und Invectiven beantwortet.

In Oberitalien ist man des päpstlichen Starrsinns bereits hinlänglich müde, und ganze Diöcesanverbände erklären: Wenn der Papst zu Rom sich allen Ernstes der Freiheit Italiens widersetzt, so mögen wir zwar katholisch bleiben, aber wir hören auf Römisch-katholisch zu sein. Hier liegt das Schisma deutlich vorbereitet, von den einfach „katholischen“ Diözesen bis zur „Nationalkirche“ ist es nicht so gar weit mehr. Vor dieser Signatur aber dürfte selbst der unfehlbare Nachfolger Petri unfehl-

bar erschrecken und Louis Napoleon mit noch mehr als 30,000 Mann rückwärts Posto fassen. Hier zeigt sich der intime Zusammenhang zwischen „weltlicher" und „geistlicher" Macht wirklich in beängstigender Weise.

So viel steht übrigens fest, daß Ricasoli und sein Ministerium diese Lösung der Römischen Frage höchstens als Drohung gebrauchen, nie aber direct auf sie hinarbeiten werden. Ueber diesen Punkt herrschen gegenwärtig zu Turin dieselben Gedanken wie bei Cavour's Lebzeiten. Vor denjenigen Geistern, welche aus dieser Ritze des Zwiespalts hervorlugen, hat man den gebührenden „constitutionellen" Respect. Das fehlte grade noch, daß man die Arbeiten der Concilien und Philosophenschulen auf sich nähme, daß ein „Portefeuille der öffentlichen Seelsorge" geschaffen würde! Cavour hielt sich sogar persönlich alle Fragen vom Leibe, die über den Bereich der fünf Sinne hinausgingen; Ricasoli will wenigstens seine private Lösung Niemanden aufoctroyiren. Wenn der Zauberlehrling endlich so viel Wasser herbeischleppt, daß Petri Stuhl anfängt zu schwimmen — was können sie dazu? Eher werden sie um Hülfe schreien . . . .

Sie sind im Grunde so schlimm nicht. Die „Constitution" ist längst als das beste Polizeireglement der Völker des 19. Jahrhunderts anerkannt, und die Turiner Staatsmänner kennen die Polizeiwissenschaft aus dem FF. Sie sind immer die entschiedensten Gegner der „Revolution" gewesen. Sie haben gegen die „Revolution" gekämpft, indem sie die Aemilia und Toskana zu sich nahmen; sie haben der „Revolution" eine entscheidende Schlacht

geliefert zu Castelfidardo, Ancona, Gaeta und Messina; sie kämpfen noch immer wider die „Revolution" in der Person Mazzini's. Und weil denn im Verlaufe dieses Werkes gar wenig vom Anfänger des Glaubens an das einheitliche Italien die Rede gewesen, so folgen hier wenigstens einige Bemerkungen über das Verhältniß des jetzigen offiziellen Italiens zu dem berühmten Agitator.

Man kann über den innern Werth Mazzini's sehr verschiedener Ansicht sein, man kann ihn für einen Apostel oder für einen Intriganten halten: Eins muß ihm jeder lassen, nämlich daß er ein Hexenmeister ist. Er nimmt in der öffentlichen Discussion die dritte Stelle ein: zuerst kommt Garibaldi, der populärste Mann Italiens, viel populärer als der König selbst; dann kommt Cavour oder Ricasoli, und dann sofort Mazzini. Sein Geschick ist seltsam: Italien ist frei und „fast eins", Mazzini hat das Seinige redlich dazu beigetragen, und Mazzini ist verbannt, contumax, in Piemont zum Tode verurtheilt, für ihn gibt es zur Stunde noch kein Vaterland! 22 Millionen Italiener sind unter dem Scepter Victor Emanuels vereinigt. „Wir gehen nach Rom", sagt Ricasoli, „von der weltlichen Macht des Papstes bleibt kein Titelchen übrig"; „wir gehen nach Venetien, sobald die geeignete Stunde schlägt". Und Mazzini, der das alles in den zwanziger Jahren träumte, als der Traum Hochverrath war, Mazzini ist noch jetzt Hochverräther und weilt auf flüchtigem Fuße in England oder in der Schweiz.

Die äußere Ursache ist leicht gesagt. 1857, als Pisacane von Genua nach Neapel zog, um sich den verwegenen frühen Tod zu holen, instruirte Piemont einen Hochverrathsprozeß, in welchen auch Mazzini verflochten ward.

Man verurtheilte ihn in contumaciam zum Tode. Die Andern, welche anwesend waren, wurden begnadigt, der Abwesende blieb verurtheilt; pro forma hängt das Beil des Henkers über ihm. Keine Amnestie ward gegeben, keine gefordert. Der Krieg brach aus, Mittelitalien ward einverleibt, beide Sicilien wurden erobert; Mazzini half, schaffte Geldmittel, Freiwillige, war in Toskana, zuletzt in Neapel, ging dann fort — und war stets piemontesischer Hochverräther.

Aber weßhalb diese Ausnahme, die fast komisch zu nennen ist, weßhalb diese Stellung außer und über allem Gesetz? Das muß einen tieferen Grund haben, und wenn Mazzini ehrsüchtig ist, wie alle sagen, so muß man gestehen, er kann sich über diese seine Stellung nicht beklagen, er wird von der offiziellen Welt schier als Prätendent behandelt.

Die Presse in Italien ist sozusagen fast ganz ministeriell, liberal im Cavour'schen Sinne, und wenn man die Abonnenten aller Zeitungen zählte, so würde das Suffrage universel ausfallen wie die Wahlen zum Parlamente; 30 Mitglieder etwa sitzen links, bei der Anleihe reduzirte sich die Opposition auf 14 Stimmen! Seit Cavour's Tode ist die Majorität sogar noch viel compacter geworden, indem das ganze linke Centrum unter Rattazzi zur Fahne Ricasoli's schwur. So sind auch die unabhängigen Blätter in der Minderheit, nach Zahl wie nach Abonnenten, und doch führt die große Majorität der Presse tagtäglich einen Kampf wider Mazzini, als stünde er mit 100,000 Mann vor den Thoren. Seit etlichen Monaten wird der „Prophet der Idee" täglich mehrmals denunzirt, alles Unheil wird ihm in die Schuhe geschoben, die fabelhaftesten Dinge werden ihm nachgesagt. In

Sicilien hatte er die Idee einer Monsterpilgerfahrt nach Rom angeregt — großer Lärm in allen Zeitungen! Dann beabsichtigte er eine Monsterpetition an das Parlament, daß Italien ohne Weiteres nach Rom gehen müsse, unbekümmert um die Franzosen — die ganze Presse schreit: Hütet Euch, Bürger, unter diesen Rosen lauert die Schlange, die Petition soll süß wie Honig sein, aber das Gift steckt darin; der „Prophet der Idee“ will Frankreich und Italien mit einander verfeinden, entweder soll sich Frankreich zurückziehen und Italien sich compromittiren, oder Louis Napoleon soll sich übereilen und zu Falle kommen. Unterschreibt daher nichts, gar nichts, so Euch Euer Leben lieb ist!

In Genua wird ein nächtlicher Putsch auf ein Pulvermagazin versucht — Mazzini will die Geschichte von 1849 wieder beginnen! Bei Terracina steht eine Landung bevor, ein paar hundert Mann beabsichtigen einen Handstreich auf Rom, trotz der Franzosen — Mazzini. In Lucca sind Agenten gesehen worden, die für Dio e popolo arbeiten; von Rom aus schreibt man nach Florenz: Mazzini's Popularität sei hin, die Römer seien niemals so elend gewesen, als unter der kurzen Dictatur des „Propheten der Idee.“

Es geht mit Mazzini wie mit dem seligen Figaro in der Oper: Figaro su, Figaro giù! Mazzini hier, Mazzini dort! Mazzini steht allein, heißt es, er ist völlig unpopulär, dem Volke sind die Schuppen von den Augen gefallen; liest man jedoch die Blätter, so muß Mazzini auf dem Punkte stehen, sich der Regierung zu bemächtigen und die satisfaits von Turin bis Marsala von ihren Aemtern zu verjagen. Wer löst uns alle diese Widersprüche?

Der Abg. Brofferio brachte unlängst eine Petition um Amnestirung und Zurückberufung Mazzini's vor das Parlament. 7470 Unterschriften vereinigten sich in dem Wunsche, der König möge sofort vom „schönsten Rechte seiner Krone" Gebrauch machen. Die Dringlichkeit des Antrags ward verlangt. Das Kabinet setzte alle seine Mittel in Bewegung, die Dringlichkeit zu Falle zu bringen, und es ward durch Aufstehen und Sitzenbleiben in seinem Sinne entschieden. Selbst Gemäßigte fragten blos, ob Mazzini selbst auch unterschrieben habe; in diesem Falle hätten sie für die Dringlichkeit gestimmt. Ist es nicht eine sehr bedenkliche Sache für ein Ministerium, ein einzelnes Individuum so heranwachsen zu lassen, zu gestatten, daß dieses Individuum eine öffentliche Angelegenheit werde?

Wenn denn der „Agitator", „Demokrat" und „Prophet" nichts in der Welt bedeutet, so laßt ihn herein, laßt ihn einfach Bürger seines Vaterlandes werden, stellt ihn unter die Gesetze, und er verschwinde unter den 22 Millionen! Es hat doch wahrlich keinen Sinn und Verstand, daß es noch „politische Verbrecher" von anno 1857 in Italien geben soll! Seit 1859 mußten sie entweder alle gehängt werden, der König oben an, oder Niemand durfte mehr gehängt werden. Die Hälfte der Parlamentsmitglieder rühmt sich conspirirt zu haben; Victor Emanuel nimmt neben Cavour die Ehre in Anspruch, der erste Verfechter der Einheit Italiens gewesen zu sein.

Die bittersten Feindschaften wachsen stets auf demselben Stamme. Giuseppe Mazzini hat die „Einheit Italiens" erfunden, aus seinem Kopfe ist die Idee vor einem Menschenalter hervorgegangen. Er ist in Wahrheit der Prophet, der Anfänger des Glaubens, der Märtyrer. Er

allein ist die ganze italienische Burschenschaft. Er stiftete die Giovine Italia, er durchdrang alle empfänglichen Gemüther mit der Idee einer großen Zukunft, er formulirte das Dogma, organisirte Putsche, Emeuten, schickte Männer und Jünglinge in den Tod, blos damit die Idee am Leben bleibe, blos damit immerfort Zeugniß abgelegt werde für das Dogma. Mazzini hat vor langen Jahren die Einheit Italiens, das Recht die Fremden zu verjagen, Revolution und Kehraus zu spielen, in England populär gemacht; er hat das conservativste Volk der Erde für den Umsturz des Bestehenden gewonnen. Mazzini wurde in London stets als Gentleman betrachtet und behandelt, er disponirte lange über das zähe Ding, den englischen Geldbeutel.

Als die Zeit der Erfüllung herankam, als die Idee des Propheten Strümpfe und Schuhe anziehen sollte, war es nothwendig, daß praktische, diplomatische Naturen sich ihrer bemächtigten, daß sie ein honnettes Exequatur erhielt. Graf Cavour ersah die Gelegenheit und machte sich unsterblich; er substituirte sich dem „Propheten der Idee“ und die Giovine Italia hieß fortan „der italienische Nationalverein.“ Cavour ließ gewandtere Persönlichkeiten eintreten, die minder compromittirt waren, z. B. den Sicilianer La Farina. Mazzini sollte beseitigt werden, und dann vorwärts in Glacéhandschuhen! Von jenem Augenblicke herrschte der Neid, die Eifersucht zwischen der offiziellen Politik und der Propaganda, zwischen dem Minister und dem Propheten, zwischen dem Gaste von Plombières und dem Exilirten von London. Die italienische Presse ist vortrefflich organisirt, disciplinirt, inspirirt, sie zerarbeitet sich pflichtschuldig an dem vereinsamten Träumer; sie führt seine „Ideen“ aus und traktirt ihn

wie sie Oesterreich und den Kardinal Antonelli traktirt. Mazzini seinerseits ist das Gewissen der Regierung, treibt sie, spornt sie, peitscht sie; er fragt nach nichts als nach seiner „Idee“; er gewahrt mit Wohlgefallen, was schon alles vollbracht worden, und schlägt dann auf die Regierung, als hieße sie Rechberg und Franz d'Este.

Ricasoli hat nicht nur Cavour's Erbschaft angetreten, setzt nicht nur das Werk des Verschwörers in Glacéhandschuhen fort, er ist auch der geborne Gegensatz gegen allen Sturm und Drang von unten. Er kennt keine Bewegung und Regierung als von oben herab, Mazzini's Demokratismus ist ihm Gift, verabscheuungswürdig und unmöglich. So zerkämpfen sich die „feindlichen Brüder“, alle beide sterblich verliebt in dieselbe Beatrice, mit gezogenem Messer. Mazzini könnte morgen nach Italien kommen, das Todesurtheil ist lächerlich; aber er kommt nicht, weil er zu vornehm ist, er verlangt eine feierliche Haupt- und Staatsaktion zu seinen Gunsten. Baron Ricasoli aber, das liest man in seinem feudalen Gesichte, denkt bei sich selbst: Wenn Mazzini kommt, so lasse ich ihn mein freiherrliches Schloß Brolio beziehen, wo er Bücher, Papier, Federn und Tinte findet, auch zu essen bekommt, aber nicht über die Zugbrücke hinausdarf.

Die wahren Sieger im einheitlichen Italien sind die buchstäblich Constitutionellen, Gothaer, aber ohne gelbe Furcht in der Hose, Doctrinäre vom reinsten Wasser, obgleich sie oft im Trüben fischen. Sie bringen die „Grundsätze von 1789“ im Lichte des 19. Jahrhunderts zur Geltung. Das Wesen jener „Grundsätze“ in dieser Be-

leuchtung besteht darin, die bürgerlichen Subjekte und Existenzen sich selbst, d. h. dem freien Atomenspiel zu überlassen, natürlich die bürgerlichen Subjekte und Existenzen tels quels, wie sie der Zufall aus der geschichtlichen Entwicklung hervorschleudert. Das heißt heute die „Freiheit", und mit Recht, denn es ist ein Frei- oder Losgelassensein von jeder Substanz. Der „Staat", in welchem diese Freiheit gewährt wird, heißt der „wahre", der „freie" Staat; er ist frei von aller Wissenschaft, von aller Sorge, außer derjenigen, Alles in Atome aufzulösen; er wascht seine Hände in Unschuld und ruht auf der bequemen Theorie der Feigheit. Dieser Theorie gemäß, „frei" von jeder Vor- und Voraussicht, kann auch der moderne Staat gar nicht anders handeln, als er wirklich handelt: denn sein gesammtes Personal besteht aus der Elite, dem Abschaum jener selben bürgerlichen Subjekte, die Gott Zufall obenhin spült. In Frankreich fehlt zur Vollendung dieses Ideals die republikanische Form, England wird noch vom Bleigewichte seiner Territorial-Aristokratie zurückgehalten; das Ideal selbst sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die ideale Blase so eben platzt.

Diese ganze doctrinäre Welt ist „frei" von allen wirklichen Prinzipien, der reinen Willkür preisgegeben, inhaltsloses Treiben und Wogen, absolute Aeußerlichkeit. Sie ist die Verwirklichung des krassen Materialismus. Was man so gemeinhin „Materialismus" nennt, besteht weniger darin daß Einer imponderable Wesenheiten, als Geist, Seele, Gott 2c. läugnet und Welt und Geschichte aus dem bloßen Zusammenstoß von „Kräften" entstehen läßt — Kräfte sind so vollkommen immateriell wie

es Sinn und Geist nur sein mögen —, es ist vielmehr das Materialismus, wenn die Gegenwart alles Verstehen, Begreifen, Aufsuchen von Zusammenhang verächtlich von sich stößt, sobald es über den Zweck- und Nutzbegriff hinausgeht, daß sie nur noch etwas fadenscheinige Moral conservirt, aber die sittliche Welt läugnet, daß sie nach des hohnlächelnden Mephistopheles Rath „Vernunft und Wissenschaft verachtet." So werden denn dieser Richtung alle ihre Stichwörter unter der Feder zu puren Negativitäten. „Freiheit der Wissenschaft" heißt Abwesenheit der Wissenschaft, Geringschätzung des vernünftigen Erkennens; „Freiheit des Unterrichts" — Verzweiflung an der Pädagogik; „Freiheit der Gewissen" — Gewissenlosigkeit; „Freiheit der Industrie und des Handels" — die eingestandene Unmöglichkeit, Production und Tausch zu organisiren. „Staatsmänner" heißen nun diejenigen, welche laut verkündigen, daß sie sich um nichts in der Welt kümmern werden; „große" Staatsmänner diejenigen, welche historische Organisationen in Dunst auflösen; „energische" Staatsmänner die, welche alle Elemente beseitigen und unterdrücken, so da Miene machen, den freien Wirbeltanz der bürgerlichen Willkür zu stören. So sind Cavour und Ricasoli „große energische Staatsmänner." Wer da, wie Mazzini und Genossen, sich nicht dabei beruhigen kann, daß aus den holden Jugendträumen nichts hervorgehe als Stellenjägerei, Satisfaits, Fabrikanlagen, Eisenbahnen, Actionäre, Credit-Mobilier und Parvenus, den hassen und verfolgen jene „Staatsmänner", und Alles was Bourgeois ist oder werden will, jauchzt ihnen Beifall zu.

Mit des Herzens dunklem Drange ist es freilich nicht gethan, mit Enthusiasmus, Dio e popolo, schreibt man

der Gesellschaft keine neuen Bahnen vor. Mazzini weiß kein Wort von des Räthsels Lösung, es ist ein Glück, daß er nicht an die Regierung kommt. Er ist ein eingefleischter Protest, weiter nichts, das ganze historische Recht ist wider ihn. Ich wollte nur sagen, er ist kein Meteorstein, der aus der blauen Luft herabstürzt.

Der Durchgang durch die Doctrin ist für Italien eine geschichtliche Nothwendigkeit; daß es so spät dabei anlangt, sein einziges Glück. Es wird um desto kürzere Zeit durch die kalten Morgennebel zu schreiten haben, ehe die Sonne aufgeht. Nach der preßhaften Einpferchung des Menschenviehs in die mittelalterlichen Domänenställe kommt zunächst die absolute Losgebundenheit auf die Tagesordnung. Die Menschlein entschlüpfen so eben mit gebrochenen Gliedern, mit geschundenem Leibe den ruchlosen orthopädischen Anstalten ihrer Herren von Gottes Gnaden, und wenn ein Land der Erde begnadet gewesen ist, so sicher Italien seit der Reformation und Karl V., unter den Spaniern und der habsburgischen Politik. Um solche Torturwerkzeuge zu zerbrechen, war es nicht zu viel an der vierzigjährigen Propaganda des „Propheten der Idee", an Garibaldi's wunderthätigem Schwert, mußte man sogar des französischen Usurpators perfide Mitwirkung in den Kauf nehmen. Es konnte, es durfte sich ereignen, daß italienische Frauen die französischen Truppen mit den Dante'schen Worten begrüßten: La guerra, la guerra! la guerra senza misericordia! „Krieg, Krieg, Krieg sonder Erbarmen!"

Siehe, Italien ist geworden wie unser Einer; seine Feinde, die Repräsentanten der göttlichen Ordnung sagen es selbst, indem sie in gottvoller Naivetät ihr eigenes Verdammungsurtheil ausfertigen. Sie predigen von allen Dächern, in jedem Hirtenbriefe, in jedem Proteste des Ex-Modenesers, des Ex-Toskaners, des Ex-Neapolitaners: unsere Völker sind bestochen, mit Gold erkauft, die sämmtlichen Annexionen sind eitel Seelenschacher! Sie geben also die radikale Verderbniß von ganz Italien zu; denn zur Corruption gehören immer zwei, Einer der corrumpirt, ein Anderer, der sich corrumpiren läßt. Und die Corruption muß obendrein verteufelt leicht gewesen sein, da 4 Millionen Norditaliener, mit schwerem Budget und einem Berge von Schulden auf dem Rücken, 18 Millionen Menschen bestechen konnten! Und was für Menschen! Waren sie nicht alle mit der „göttlichen Ordnung der Dinge" wie mit ihrer Mutter Milch aufgesäugt worden? Wie schlecht muß also die „göttliche Ordnung" ihr Amt verwaltet haben! Wie wenig mußten diese Pflegbefohlnen des göttlichen Rechtes im Feuer des Glaubens und der Treue gehärtet sein, daß sie wie Stroh am Phosphor des Versuchers entflammten! Wie wenig muß namentlich der Heil. Geist der Kirche sich aufs weltliche Regieren verstehen? Was, da naht der Versucher aus Piemont den Kindern des Lichts in Parma, Modena, Toskana, in den Legationen, den Marken und Umbrien, in Sicilien und Neapel, und diese Kinder des Lichts donnern ihm nicht urkräftigst entgegen: „Hebe dich weg von uns, Satan!" Ach nein, sie sind Alle sofort des Teufels, in der heiligen Stadt Rom selbst 10,000 an der Zahl. Was soll man sagen?

Es bleibt nur noch Eins zu sagen, und das erfuhr ich zu Fiesole bei Florenz, auf der Geburtsstätte des Fra Angelico. Dort oben im Klostergange, am Fenster, vor einer der entzückendsten Aussichten dieser sündhaften Erde, wo sich die grünweiße toskanische Welt aufthut mit allen ihren Herrlichkeiten, trat ich selbst als Versucher an einen alten Kapuziner, und auf die Weinstöcke unter uns zeigend, frug ich ihn: „Frommer Bruder, könnet Ihr mir nicht sagen, woher die hartnäckige Traubenkrankheit kommt?" Gebeugten Hauptes und mit devoter Stimme antwortete mir der Frate: Il mondo è guasto, il Signore s'è sdegnato! „Die Welt ist verderbt und der Herr ward zornig." — Ich erlaubte mir darauf die vorwitzige Bemerkung: „Es ist nur seltsam, daß wir übrigen wenigen Frommen gleichfalls die saure Brühe trinken müssen." Aber mit den Männern Gottes ist nicht zu streiten, sie schlagen alles menschliche Raisonniren unfehlbar nieder; und so gab mir der Alte zur Antwort: E la saviezza del Signore, „das ist die Weisheit des Herrn!"

So wird es auch wohl die „Weisheit des Herrn" sein, die Italien corrumpiren ließ, und die es gestattete, daß die beschaulichen und bettelnden Mönchsorden ausgehoben werden, und daß man ihre pittoresken Schlupfwinkel in Spitäler, Akademieen, nöthigenfalls in Kasernen umwandelt. Tanto il mondo è guasto!

Das Buch der Geschichte lehrt uns, daß auf eine Periode der rohen Gewalt, der brutalen Autorität, eine Periode der Klugheit, der List, der Dialektik folgt. Nach der Iliade kommt die Odyssee, nach den Nibelungen der schlaue Minnegesang, nach Napoleon Louis Philipp. Wenn Troja gestürmt, verbrannt und geplündert worden, so

taucht der verschlagene König von Ithaka auf, der einer Welt von Feinden tausend Nasen dreht und eben so viele Esel bohrt. Dieser Wechsel heißt der „Fortschritt“ und er ist in der That ein Fortschritt, selbst für den unterliegenden Theil, für die große Masse des Volkes. Es ist ehrenvoller für den Menschen, durch List gefangen und ausgebeutet, als von dem Felsblock oder dem Riesenfuße des Polyphem zerschmettert zu werden. Wer mich mit List angeht, der salutirt das verständige Wesen in mir, der fordert mich zu einem geistigen Kampfe heraus, der ruft mich auf ein Feld, wo ich hoffen kann, ihm eines Tages gewachsen zu sein. Wer aber damit anfängt, daß er mich niederwirft, der hat mich geschändet, dem bin ich auf alle Fälle nur ein Ding, ein Neutrum: Cadaver oder Mancipium.

Das Königreich Italien geht so eben aus der Sphäre des Polyphem in die des Odysseus über; es verfällt fortan der List, der bürgerlichen Dialektik, dem Merkantilismus. Die früheren Regierungen Italiens fußten auf der nackten Gewalt, auf dem Felsblock, sei es auch der Felsen des heil. Petrus; kaum daß sie jene Gewalt mit irgend einer zeitgenössischen Formel verbrämten. Das System des Cyclopen, die ägyptische Frohnpolitik, der Asiatismus gelangten endlich an ihre Gränze; Odysseus erhob sein vielgewandtes Haupt. Der grobe Cyclop sagt zu Herrn Niemand: „Du bist ein Intrigant!“ — „Und Du, antwortet Herr Niemand, Du bist der Menschenmörder von Anfang!“ — Und damit brannte er ihm das Auge auf der Stirn aus. Niemand verwandelte sich in Jedermann, Jedermann bekam eine Stimme, und Jedermann schrie Mord und Zeter über den geblendeten, verblendeten Cyclopen....

Auch Odysseus ist nicht das Ende der Dinge, denn die wahren Schicksalsgewitter lauern im Busen des Oepidus und auf der Zunge des Sophokles. Die Constitution ist noch nicht die Constituirung Italiens, die politischen Rechte sind noch nicht die Menschenrechte, und alle Rechte der Welt sind noch nicht deren Genuß. Italien wird seine Arbeit entfalten, das fremde Kapital wird befruchtend zwischen seine Schollen regnen, der „Nationalreichthum" wird sich in erstaunlicher Weise entwickeln, und wer noch nicht über die Altersscheide hinüber ist, der mag das sonnige Land der Mignon, das warme Hesperien noch als Actiencompagnie zur gegenseitigen Ausbeutung erblicken. Aber es ist die „Weisheit des Herrn", die solchen Wandel zuläßt; es ist gut und segenvoll, daß wieder ein Stück Europa von der Registrande der politischen Prozesse verschwinde; auch Iberien muß an die Reihe kommen, die Ungarn müssen befriedigt, die polnischen Querelen erledigt werden; der deutsch-dänische Haber ist zu tilgen, die türkischen Gebiete sind zu reconstituiren. Alles das sind diplomatische Zerstreuungen, welche die europäische Menschheit von ernsteren und wichtigeren Dingen abhalten, und welche jedem Ränkeschmiede erlauben, die Civilisation von der Lösung ihres eigentlichen Problems abzuhalten und gezogene Kanonen vor die Räder ihres Triumphwagens zu wälzen. Nach diesen Zerstreuungen werden wir uns sammeln. Die bisherige Abgränzung der Einzelstaaten war nicht definitiv; das europäische Völkerrecht muß seine Reform erleben, da es erwiesen, durch die That erwiesen ist, daß der Versuch von 1815 nicht ausreichte, und daß ein eigensinniges Beharren auf den alten Grundlagen uns beständig den Kampf um unsere Existenz auf-

nöthigen wird. Wenn wir erst Alle unbestritten existiren, dann kann die Frage aufgeworfen werden: Wie existiren wir? Daß diese Frage unendlich inhaltsvoller und interessanter ist als die Frage der Existenz selbst, braucht nicht erörtert oder gar bewiesen zu werden. Italien hat nicht Victor Emanuel, sondern den Odysseus zu seinem Könige erhöht. Odysseus herrscht und regiert, Polyphem mag brüllen so laut er will, die Sirene sich den Hals abflöten, Circe alle ihre Zauberformeln murmeln, die Freier sind siegreich abgeschlachtet. Das Unverständliche, Jenseitige ist abgethan; das Reich der Zwecke, der List angebrochen. Gleicher Wind und gleiche Sonne für alle Atome, auch für die hakenförmigen, welche die andern aufspießen. Das ist der Fortschritt, und der Fortschritt ist die wahre Saviezza del Signore...........

Italien tritt auf unsere Bahn, wird werden wie die „Westmächte“, wie das „liberale“ Deutschland; wir haben ihm nichts vorzuwerfen, nicht von ihm zu verlangen, es solle die geschichtliche Etappe überspringen, auf welcher der civilisirte Norden angelangt ist, ja welche die letzten Schatten der Vergangenheit dem deutschen Volke noch streitig machen. Wir müssen vielmehr Italien als einen neuen Faktor in unsere diplomatischen Berechnungen aufnehmen und jeden Calcül zu streichen suchen, der diesen Faktor gegen uns verwenden wollte.

Bereits sind wir Deutschen auf dem politischen Schachbrete weit genug zurückgetrieben, bereits haben wir Position nach Position eingebüßt, und die Hände, deren Gebundenheit wir seit 1859 klüglich benutzen mußten, sie

sind wieder frei geworden und können zu anderen Schlägen ausholen. Es wäre hier noch viel zu sagen, am Ende unseres Buches belagern uns die Geister eines neuen, eines nicht mehr blos beschreibenden, sondern theoretischen Werkes. Wir begnügen uns nothgedrungen damit, unsere Gedanken in etlichen festen Strichen zu skizziren.

Jetzt im Sommer 1861 sollte ein vollständiges System der großen germanischen Politik fertig dastehen, und wir haben nur die Carikatur einer „großdeutschen" Politik; nicht einmal mit der „kleindeutschen" ist es Ernst. Die hohlsten Theorieen und die destructivsten Tendenzen brüten rings um uns her, brüten Beeinträchtigung und Verderbniß der germanischen Mitte — und wir leben so weiterhin, als wenn es eben 1830 geschlagen hätte und wir uns mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung an unseren Einzelconstitutiönchen gaudiren dürften. Die rabiatesten Dinge, toller als sie je in Studentenköpfen nach Mitternacht tagten, gehen in Europa um; die wildesten Combinationen drohen Fleisch und Blut zu bekommen — und wir in Deutschland gelangen nicht zur Ausführung des Nächsten, Vernünftigsten, wahrhaft Praktischen. Es muß doch wohl etwas an dem torpor germanicus sein, den uns die Weltgeschichte seit 300 Jahren nachruft. In Wahrheit, es ist keine Entschuldigung, daß die Regierungen nicht wollen: das Volk scheint nicht zu wollen, daß die Regierungen wollen. Die öffentliche Meinung in Italien hat selbst einem Karl Albert die Tricolore in die Hände gezwungen, sie hätte einen Karl Felix, einen Automaten, zum Gehen gebracht!

Nach unsern angesehensten Publizisten, die das lauteste Echo bei der lesenden Welt in Deutschland — wir

sagen absichtlich nicht beim „Volke" — geweckt haben, ist der erste große Fehler bei uns im Jahre 1859 begangen worden, ein peccatum omissionis: die Schlacht bei Solferino mußte entweder den deutschen Bundesstaat mit Centralgewalt schon antreffen oder doch unmittelbar hervorrufen; die venetianische Frage durfte den deutschen Bund und das diplomatische Wirrsal von 30 souveränen Einzelstaaten gar nicht mehr zu Hause finden. Louis Napoleon mußte nicht zu viel, sondern zu wenig sagen, als er zu St. Cloud den Abbruch des italienischen Krieges auf Deutschlands Rechnung schrieb, und die Lächerlichkeit, über den Rhein herüber mit der „Revolution" zu drohen, mußte ihm im Halse stecken bleiben. Wir brauchten deßhalb noch keinen Krieg für den Herzog von Modena, auch nicht für den König von Neapel anzufangen; wir konnten vielmehr Oesterreich jede Hoffnung auf Unterstützung einer Restaurationspolitik gründlich benehmen. 1861 mußten wir Italien zuerst anerkennen, von Parlament zu Parlament ein Bündniß mit ihm schließen, schon blos deßhalb, um uns friedlich die wahre deutsche Gränze zu sichern, welche nicht der bewegliche Mincio ist. Dann sprachen wir mit bei der Römischen Frage, wehrten alle Intriguen von Neapel ab, erlösten England aus seiner zweideutigen Haltung hinsichtlich Venetiens, trieben Oesterreich nach Osten, wohin es ja schlechterdings „Kultur tragen" will, in seine wahre Hauptstadt, nach Pesth, wo es von selbst liberal wurde und sich die Raupen vergehen ließ, den deutschen Westen ins Schlepptau zu nehmen. Die albernen Candidaturen auf die Krone des heil. Stephan erloschen wie die Irrlichter im Sumpfe. Der Napoleonide aber hatte seinen Mann gefunden und konnte

sich an der Sisyphusarbeit erlustiren, die „Prinzipien von 1793" im Zaum zu halten, und die glühenden Kohlen der sozialen Revolution, die alles Dezemberblut noch nicht gelöscht hat, auszutreten.

Statt dessen sind wir ruhig bei 1815 stehen geblieben, uns wohl gar noch brüstend mit unserem Blindschleichen-Conservatismus, während sich rings umher eine ganz neue Welt gestaltet. Die italienische Sache hat seit Villafranca Riesenschritte gemacht, ist derart ins Weite und Breite gewachsen, daß wir sie von unseren Frankfurter Bundesstühlchen gar nicht mehr überschauen können. In vollem Ernste, kann ein verständig überlegender Mann behaupten, das Venetianische müsse auf alle Fälle und in alle Zukunft in seinem jetzigen Belagerungszustande gehalten werden? Ist es denkbar, daß zwei Millionen Menschen permanent zu einer unerträglichen Lage, zum dumpfen Hasse der Verachtung verurtheilt seien, blos weil ein gewisses, abstraktes, fühlloses „Gleichgewicht", ein Rechenexempel von Macht zu Macht es so fordert?

Kann man auf der andern Seite läugnen, daß die italienische Bewegung gegen die Ostalpen hin unserm Vaterlande, unserm Territorialbesitz, unsern Interessen sehr gefährlich wird? Ist es nicht sonnenklar, daß Venedig Triest ansteckt und daß der Tagliamento keine Sprachgränze bildet? Sämmtliche Flüsse, von der Etsch an nach rechts hin, kommen viel weiter her als von der Tiroler Gränze, und der italienische Laut folgt diesen Thälern bis hoch in's Gebirge hinauf. An diesen Fäden und Stricken rankt sich die italienische Agitation und Begehrlichkeit empor. Können wir jemals dulden, daß auch hier das Si, si entscheide, daß man uns vom adriatischen

Meer abschneide und Grün-Weiß-Roth auf dem Brenner wehe? Nein, und dreimal Nein! Aber was ist Schuld an diesem Widerspruch der Dinge, an diesem harten Contraste von Sympathie und Recht, von Gefühl und Interesse, von Thatsache und Raisonnement? Offenbar nichts als der hartnäckige Stillstand unserer Politik, unser träges Verharren beim alten Buchstaben, während Andere sich auf das Flügelpferd des neuen Geistes geschwungen haben. Nur der Lebende hat Recht, das Glück ist dem Wagenden hold, und wer recht viel verlangt, und zwar in dem Tone verlangt, als ob ihm gar nichts abgeschlagen werden könnte, der erlangt stets etwas, schon weil ihn die Stimmung der Welt trägt, die noch immer unendlich poetischer ist als man glaubt. Im Jahre 1859 mußten wir den Bundesstaat haben, 1860 mußte Oesterreich sich in seinem neuen Sattel eines wahren Ostreiches zurechtgesetzt, die ungarische Frage erledigt haben, Rußland im Schach halten und der Auflösung der Türkei gewappneten Armes entgegensehen. Wenn dann noch die polnische Nationalität neben der syrischen Occupation auf die Beine gebracht wurde, so antwortete Deutschland mit der großen germanischen Politik.

Schweden heißt die Losung im Norden, Schweden in seiner wichtigen Doppelstellung gegen Rußland und Dänemark. Soll denn einmal die Verjährung aus der großen Politik gestrichen sein, gelten die Verträge nichts mehr wider „unverjährbare Rechte", die in der Erinnerung der Völker „hangen, unzerbrechlich wie die Sterne selbst": wohlan, da liegt Finnland, es gehöre den Schweden, und falls es im blutigen Kriege genommen werden muß, so nehmen wir uns zugleich die alten germanischen Ostsee-

provinzen zurück, die von deutschen Rittern des Schwertes wie des Geistes zuerst der Barbarei entrissen, von deutschen Kaufleuten der Civilisation gewonnen wurden, die unser wahres historisches Erbgut sind! Einen starken germanischen Reif von der Ostsee um die binnenländischen Gelüste des polnischen Adels gezogen! Daß sich Rußland nicht am Bosporus erhole, dafür wird dann die englische Flotte und die österreichische Armee sorgen.

Schweden kann auch allein die abscheuliche Frage der deutschen Herzogthümer in Dänemark erledigen. Wir haben den Italianismus am Werke gesehen und sehen ihn noch; soeben rührt man den Slavismus in Polen wieder auf. Ei so laßt doch den Skandinavismus los, der im allerletzten Grunde zum Germanismus gehört, wie jener zum Romanismus! Schweden und Norwegen können, so wie sie jetzt sind, keine Stellung in Europa einnehmen, nicht mitsprechen, wie es diesem gediegenen und unverdorbenen Stamm zukommt. Sursum corda, alter Schwede, einverleibe dir Dänemark und laß Schleswig und Holstein „ungetrennt für ewig" zum fröhlichen deutschen Bundesstaat werden, der uns die Matrosen liefere zur deutschen Flotte!

Das wäre die große germanische Politik nach Osten und Norden. Nach Westen ist sie noch unendlich leichter. Holland und Belgien haben in diesen letzten Zeiten die unzweideutigsten Beweise eines gründlichen Verständnisses der Weltlage gegeben; sie haben angesichts der neuen Schlange, die zu Paris erhöht wurde und so annexionssüchtig in die Runde züngelte, allen alten Groll feierlich begraben; sie haben sich die germanischen Bruderhände gereicht und der belgische Fransquillon wurde wie die

Rose des Dichters in dieser Umarmung „schier zerdrückt“. Er mußte gute Miene zu bösem Spiel machen, ja er wird eines Tages die Vlaemen und Bataver segnen, wenn diese als germanischer Landsturm die Zuaven und Turcos in ihrem Marschlande und ihren Verhauen zur ewigen Ruhe betten. Diese Vlaemen und Bataver warten auf das Stichwort, sie schauen über den Rhein hinüber, wo ihre alte Heimat liegt, sie sind die wahren „zugetheilten Orte“ des großen germanischen Complexes, von Finnland bis nach Dünkirchen!

Im Süden liegt die Schweiz voll verbissenen Grolls ob des savoyischen Diebstahls und der verlogenen Verletzung aller Traktate und Versprechungen. Auf den Genfersee drückt die hinterlistige Großmannsucht des Napoleoniden, das reiche Genf wie die Gebirge des Wallis beliebäugelnd. Auch die Schweiz hat nur zu verlieren, wenn sich das Empire festsetzt, nur zu gewinnen, wenn der große germanische Protest seine Klinge erhebt. Man weiß, daß in Berlin kriegerische Velleitäten obwalteten, als die „französischen Alpenabhänge“ confiscirt wurden; was würde es erst sein, wenn der große Streit um die Herrschaft in Europa entbrännte, wenn der Siegespreis für die Helvetier dießmal die Einverleibung von ganz Savoyen bedeutete! Den Italienern konnte man im Drange der Umstände zwei Provinzen abluchsen und abmarkten — niemals der Schweiz zwei Kantone, es sei denn mit den Waffen in der Hand.

Und nun noch Eins, wahrlich nicht das Unwichtigste, vielmehr die Lösung des ärgerlichsten Bedenkens. So lange es sich von kleindeutscher Einigungspolitik im banalen Sinn handelt, können sich die Einzelinteressen, dynastische, hof-

räthliche, hauptstädtische, an den Laden legen und Zeter rufen über Beraubung und Rechtsverletzung. Preußen mochte als Dieb in der Nacht, als Victor Emanuel von Berlin verschrieen werden, der sich mit den Gütern Anderer zu mästen und unter der Maske des Patriotismus die eigensüchtigsten Zwecke zu verfolgen gedächte. Die großdeutsche Politik anderseits scheitert an ihrer eigenen Lächerlichkeit; so lange Oesterreich und Preußen um dasselbe Centrum gravitiren, tödtet der historische Dualismus jede rationelle Neugestaltung. Da hilft kein Friedrich II. und kein Joseph II., kein Frankfurt und keine Reichsverfassung. Jedem das Seine, das ist der Wahlspruch, und das ist der Sinn der germanischen Politik.

Preußen wird doch nicht Schweden und Norwegen anneriren, nicht Belgien und Holland einverleiben wollen, nicht die Schweiz im Netze der allgemeinen Abstimmung zu fangen beabsichtigen! Jedes Gebiet, auch im inneren eigentlichen Deutschland, das sich wirklich zum lebensfähigen Organismus herausgebildet hat, das nicht offenbar nur eine maskirte Munizipalität darstellt, bleibe sein eigener Herr in rein inneren Provinzialangelegenheiten; die Gränze wird nicht schwer zu stecken sein. Aber Alle stehen solidarisch zusammen für den großen Kulturzweck, der sich endlich mit Macht dem wüsten Treiben der romanischen Politik und der romanisch-slavischen Gelüste entgegensetzen muß.

Das eigentliche Deutschland habe sein Parlament, ganz natürlich mit besonderer Exekutive und Armee; aber die große germanische Conföderation habe ihren Präsidenten und ihren Congreß, ohne dessen Willen in Wahrheit kein Kanonenschuß in Europa mehr gelöst werden

würde. Die Flotten Englands, Skandinaviens und Hollands nehmen es mit allen gepanzerten Fregatten und mit sämmtlichen russischen Kriegsschiffen auf, und wenn die „deutschen Hiebe“ etwas veraltet erscheinen, so lassen wir dafür germanische regnen!

Die Universitätsjugend von Paris, die sich so gern die „französische Jugend“ nennt, erließ nach dem Tode Cavour's eine Beileidsadresse an die studirende Jugend Italiens. Die Studenten von Pavia haben auf diese Adresse geantwortet, und wir erblicken in ihrem trefflich abgefaßten Schreiben eine neue politische Offenbarung, eine neue Mahnung an die Germanen.

Warum hält sich Napoleon III. so lange am Ruder? Er hat das Stichwort der „lateinischen Race“, der „lateinischen Conföderation“ nicht umsonst aus dem Aermel geschüttelt; nicht umsonst erkennt er das „Königreich Italien“ an, obgleich diese Schöpfung seine Lieblingsidee, die „Föderation“, über den Haufen stößt. Kann Italien einmal nicht so schwach erhalten werden, daß Frankreich nie etwas von ihm zu befürchten hat, nun so lassen wir es ganz stark werden und fesseln wir das Starke durch noch größere Dienste an uns! Hat man wohl bemerkt, daß noch vor der Anerkennung Victor Emanuels die Unitarier in Spanien und Portugal sich rührten; wittert man nicht, daß jetzt auch der dritte „lateinische Bruder“ sich regen soll und darf? Die lateinische Race paßt vollkommen zu solcher Politik der Initiative eines Einzelnen; bei allem Radikalismus ist sie tief gehorsam, bequem zu disciplinieren. In Italien waren zwei Männer von prakti-

scher Bedeutung, Cavour und Garibaldi; ihnen gehorchte ganz Italien; sobald sie einig waren, hatten sie das gesammte Volk hinter sich, und im Interesse des Vaterlandes, vermöge derselben Disciplin, vertrugen sie sich stets wieder nach dem schroffsten Hader. Deßhalb ist auch Louis Napoleon der Chef aller lateinischen Aspirationen geworden, trotz aller Bedenken gegen seine Person, seine Geschichte und seine permanente Zweideutigkeit. Es kann der Augenblick kommen, wo er die gesammte lateinische Welt wie Einen Mann um sich sammelt, und es wird sich dann sehr ernstlich fragen, wie es mit uns Germanen aussieht.

Die Studenten von Pavia finden „Trost" in der „theuren Stimme eines Bruderstammes"; denn „die lateinischen Völker bewahren im tiefsten Herzen die heilige Erinnerung an die gemeinsame Wiege"; sie „haben einen einzigen Gedanken, ein einziges Leben, eine einzige Bestimmung; sie jubeln über dieselbe Freude, beweinen dasselbe Unglück, fühlen den geheimen Instinkt, der sie treibt, sich zu einer und derselben Familie zu vereinen; die verschiedenen Straßen, die Gott ihnen auf ihrem Wege angewiesen hat, münden am selben Ziele."

Das ist die Liebeserklärung der italienischen Verwandten an die neufränkischen, und sie kann wohl nicht apodiktischer sein. Die Franzosen haben „das Ziel zuerst erschaut, 1789 und 1848." Das scheint bedenklich für den Napoleoniden zu werden; aber nein, bekennt er sich nicht selbst zu dem „Evangelium von 1789", ist er nicht aus der Revolution von 1848 hervorgegangen? Er lächelt also zu diesen demokratischen Phrasen, die er schon in's Verständige übersetzen wird. Und was sagen die Stu-

denten von Pavia über das Jahr 1848? Daß Lamennais damals „das Programm der Einheit der lateinischen Stämme formulirte!"

Im Grunde hat aber Frankreich nur „die politische, soziale und bürgerliche Wiedergeburt fortgesetzt, welche Italien ehemals einleitete. Paris trat an die Stelle Roms, erbte seine civilisatorische Mission, die Hegemonie über die Welt. Die Civilisation wechselte Centrum und Herd, konnte aber nirgends anders glänzen, als unter lateinischen Stämmen. Italien fühlte zuerst die Wärme und das belebende Licht, und gewährte dem jungen Napoleon die ersten Lorbeern, wie das alte Gallien einst dem jungen Cäsar. Marengo war das Vorspiel von Magenta. Beide besiegelten mit Blut unseren Bund wider Barbaren und Unterdrücker." — Was für ein Stümper ist jener Hr. Le Masson, der das lateinische Programm zuerst vorschlug, gegen diese poetische und stylfertige Jugend der Universität Pavia? Wie muß der Napoleonide schmunzeln, daß ihm seine ehrsüchtigen Gedanken in der Sprache Macchiavelli's und Petrarca's so vollendet ausgedrückt entgegengetragen werden? Das vermag man in Frankreich nicht mehr zu schreiben, wo man an nichts mehr glaubt, und selbst mit dem Köhlerglauben politisches Kapital zu machen sucht.

Wir Andern sind also, wo nicht „Unterdrücker", so doch „Barbaren", tutti quanti. Wir begreifen das „Evangelium von 1789" nicht; das alte Rom hat uns nichts gelehrt, nichts vererbt, wir sind „Centrum" von nichts als höchstens vom Eichelfressen, „Herd" von nichts als etwa vom Rauche der Finsterniß. Nicht mehr die allgemeine Freiheit aller Völker, die Einigung aller Racen

zum Bruderbunde, ist das Signum der geschichtlichen Bewegung; sondern die lateinische Race ist ausschließlich zur Freiheit und zur Herrschaft berufen; wir übrigen sind Barbaren, die von Proconsuln regiert werden müssen, höchstens gut dazu, die Tugenden eines Drusus oder Germanicus verherrlichen zu helfen.

Was sollen wir thun, wie uns diesem drohenden Racenschwindel gegenüber verhalten? Unsere Studenten sind mundtodt, sie rühren sich nicht; das Feuer der Jugend, einst so hell in Deutschland, hat sich mit Central-Untersuchungs-Commissionen und Demagogenverfolgungen löschen lassen; auf die letzten Funken sind die Brodstudien und Versorgungsexamina gefallen. Kein Protest erschallt, keine Revindication wird laut: „auch wir gehören zu den Erben der Antike, auch uns gehört Griechenland und Rom, die Freiheit ist die Braut Aller."

Mit dem skandinavischen Norden sind wir wegen Schleswig-Holsteins verfeindet, und der deutsche Bund, der diese Haderfackel seit dem Jahre 1846 austreten konnte, hat sie jetzt seit 15 Jahren weiter angeblasen. Die herrlichen, edlen Elemente von Schweden und Norwegen fehlen uns. Reichen wir ihnen über das Meer die Hand, so antworten sie: „Nach abgemachter Sache; laßt uns erst sehen, was ihr mit den Herzogthümern beabsichtigt." Anstatt brüderlichen Zurufes aus Kurland erhalten wir Drohworte aus Polen; anstatt stillen Einverständnisses mit dem Elsaß erfahren wir, daß die ehemals deutschen Provinzen den Kern der französischen Armee liefern. In Rom hört man Abends deutsche Studentenmelodien, man folgt dem Zuge der Sympathie und steht vor einer Bierkneipe, wo französische Landsknechte hausen. Denn Lands-

knechte sind sie geworden, die Elsässer und Lothringer, die nicht Bruder und Schwester schonen würden, wenn der Herr geböte.

England findet sich als Kaufmannsvolk in die Lage der Dinge; mit der einen Hand packt es Ballen von Cotonnaden, mit der andern ladet es den Revolver und die Enfieldbüchse. Seid sicher, es wird sich seiner Haut wehren, wenn der Zuave Miene machen sollte; es besteht aus lauter eingeschwornen Constables, von denen jeder zuschlägt, jeder Hausrecht gebraucht, jeder ein Engländer ist. Und eben weil sie alle Engländer sind, deßhalb blicken sie mißtrauisch und naserümpfend auf unsere halbschlächtige Politik, auf unser Seilspinnen, in die Länge arbeiten, zu keinem Entschluß kommen, nicht einmal zu dem Entschluß, uns entschließen zu wollen.

Was haben wir zu thun, wie es anzufangen, um der lateinischen Demonstration eine germanische entgegenzustellen, um irgend eine Antwort auf die Adresse der Studenten von Pavia zu Wege zu bringen? Oder ist es nicht der Mühe werth, sind das unschuldige Kinderspiele? Das wußte der Dichter des „Wallenstein" besser: „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.